


R
S
BIBLIOTHEK
KRÖLLENDORF


EX LIBRIS
B. IV, a. 7
1202.
DOCTORIS STEINHAUSER

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's

sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Sechster Band.

Wien 1853

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Kritiken, Charakteristiken und vermischte Aufsätze.

J. J. Wagner's kleine Schriften. Auch unter dem Titel: Strahlen deutscher Weltanschauung, — herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung, 1839. Erster Theil, mit des Verfassers Bild in Stahlstich, XIV und 394 Seiten. Zweiter Theil, VII und 418 Seiten. gr. 8.

Wenn wir den Zustand der Philosophie in Deutschland im gegenwärtigen Moment überschauen, so bietet er uns zwei Seiten dar. Auf der einen scheint das Interesse der Speculation von einem mächtigeren practischen verdrängt zu sein. Die Richtung nach innen und nach der Zukunft, die Idealität, die uns Deutsche sonst charakterisirte, und auf die wir uns, im Vergleiche mit andern Nationen, so viel zu Gute thaten, ist in der nach außen, in den realistischen Forderungen der Gegenwart untergegangen; auch wir wenden, wie es Engländer und Franzosen längst gethan, unser Denken, Dichten und Trachten mehr den empirischen, materiellen, industriellen Gegenständen zu. Gegen dieses Verfahren ist im Ganzen nichts einzuwenden; es gehört mit zu den Evolutionscyclen der Völker; die metaphysische Richtung war von jeher nur einzelnen Geistern gemäß, und ihre allzu allgemeine, ihre modische Bearbeitung hat, wie

eben Deutschland sattsam bewies, die abenteuerlichsten, nutzlosesten, ja schädlichsten Verirrungen zu Tage gefördert. Nur ist natürlich ihre gänzliche Vernachläßigung der Philosophie selbst, von der zu sprechen eben hier Aufgabe ist, nicht förderlich. Auf der andern Seite hat sich, durch einen Reflexionsgang, der Allen, die sich mit solchen Aufgaben beschäftigen, bekannt ist, die deutsche Philosophie, von den ersten Ueberschreitungen der durch Kant gezogenen Gränzen an, bis auf die letzten, welche selbst Hegel zu überbieten streben, so in sich selbst sublimirt, daß das Nichts ihr eigentlicher Inhalt, — das erste Gesetz des Denkens, der Satz des Widerspruchs, Unsinn geworden ist, — eine Philosophie, die sich ganz außerhalb der Sphäre möglicher Beurtheilung versetzt, — mit der wir daher nichts zu thun haben. Betrachten wir dagegen das erste Decennium dieses Jahrhunderts, so bietet es uns ein höchst erfreuliches Bild. Wenn der Begriff von goldenen Zeitaltern sich in der Geschichte je verwirklicht, und wenn er auf verschiedene Kreise des Menschheitlebens anwendbar ist, so war damals das goldene Zeitalter deutscher Philosophie; und Niemand wird uns eigensinnige Laudatores temporis acti schelten, der in jene Zeiten wie in unsere zu schauen gleich fähig ist. Ein allgemeines, ernstlich gemeintes Streben hatte alle Bezirke der Intelligenz, der Kunst und des socialen Lebens durchdrungen, die großen Fragen der Menschheit waren unter uns zur Sprache gekommen; Kant's scharfer und heller Geist hatte Licht in das Labyrinth der Philosopheme gebracht, den Dogmatismus beschämt, das Selbstdenken geweckt, die Kritik befreit; die empirischen Fächer wurden

mit philosophischer Strenge, die philosophischen mit practischem Sinne behandelt, — und Geister mannigfacher Tendenz, die ihr Streben dem Ganzen menschlicher Interessen zuwendeten, thaten sich vielfach hervor.

Unter diese gehört denn auch J. J. Wagner; und ich habe die ganze vorhergehende Schilderung nur entworfen, um in seiner Epoche auch ihn zu schildern, — um den Leser über die Schrift zu orientiren, und einen Gesichtspunkt zu geben, aus welchem sie mit Gerechtigkeit beurtheilt werden kann. Denjenigen, die sich mit philosophischen Studien fachmäßig beschäftigen, ist J. J. Wagner bekannt; allein unsere alles verschlingende, in stetem Umschwunge begriffene Zeit hat nur für das Neueste Raum, was der Tag bringt, — und taucht ein Aelteres auf, das nun, als in sich fertig und abgeschlossen, dem geschichtlich Vorhandenen eingereiht sein will, so findet sich selten Jemand, der Geduld und Ernst genug hat, ihm, unbeirrt von dem Gewühle des alles mit sich reißenden Stromes, für immer seine Stelle anzuweisen. Dies Geschäft habe ich nun für den Verfasser der vorliegenden kleinen Schriften, die ein Bild seines ganzen Denkens und Strebens geben, übernommen; und so sei denn ein gedrängter Bericht über dieß letztere hier niedergelegt.

J. J. Wagner trat zuerst (denn eine Art didactisch-dithyrambischen Romanes: Chiaramonti, aus welchem, als aus einer unausgegohrenen Masse, nichts hervorgeht, lassen wir unberührt) i. J. 1799 mit einem „Wörterbuche der platonischen Philosophie" auf; ein Unterehmen, welches eben so verdienstlich an sich, als charakteristisch für unseren

Verf. bleibt. Alle seine späteren Schriften deuten auf dies frühe Studium Platon's hin, und dieses ist zur genetischen Kenntniß von W.'s Theoremen ein Hauptschlüssel. Bei den Deutschen mehr als bei den Schriftstellern anderer Nationen muß man die Schriftsteller, die vorzüglich auf sie gewirkt haben, in Anschlag bringen, — da wir selten Selbstdenker, meist nur Nachdenker (im besseren Sinne des Wortes), manchmal Fortdenker sind, die das Gespinnst mehrerer Köpfe fortspinnen, und mit Eigenem verweben, — wohin wir denn auch unseren Verf. zählen, an dessen Gewebe die Fäden ziemlich deutlich aus einander zu kennen sind. Der erste, der uns in's Auge fällt, gehört, wie erwähnt, Platon, den W. in der genannten Schrift mit Fleiß und Treue commentirt, wenn ihm gleich der Sinn für dessen mehr poetische als philosophische Großheit, die in seiner durchgängigen Ironie liegt, nicht aufgegangen war. Glücklicher Weise gesellte sich zu diesem Lieblingsstudium eben so frühe das Kant's, wovon die heilsamen Spuren: Ernst und Strenge, schon in seinen früheren Schriften sichtbar sind. Das dritte einwirkende Moment war die Naturphilosophie Schelling's, die in ihrer ersten Reinheit und Schöne wie billig sich seinem Gedankenkreise einflocht. Diese drei Elemente sind so deutlich die Grundzüge von W.'s System, daß man seine sogenannte „Konstructionsmethode" als Sprößling der platonisch-pythagorischen Zahlenmetaphysik (Tetractys), der Kantischen Categorien und der Schellingischen Schematismen (Quadruplicität) genetisch bezeichnen kann. Der Einfluß Schelling's prägt sich am entschiedensten in der i. J. 1802 erschie-

nenen Schrift W.'s „Von der Natur der Dinge" aus, — welche, neben Oken's, Steffens's u. a. Systemen, als einer der manchen geistreichen Versuche in unserer Literatur dasteht, die Idee Schelling's in dem Ganzen und Einzelnen der Natur durchzuführen. Zu diesem Plane gehören noch einige andere Schriften W.'s aus jener Zeit: über Licht und Wärme, 1802; über das Lebensprincip, 1803; so wie sich das Uebergewicht der naturphilosophischen Ansicht auch in dem „System der Idealphilosophie, 1804" — selbst gegen die Meinung des Verf.'s, noch sattsam geltend macht. Allein dieses Werk ist es allerdings, in welchem jene Theorie, die W.'n eigen ist und fortan eigen blieb, sich zuerst herauswickelt, und welches daher jenen Lesern, die gern über das Herankommen einer Denkform im Klaren sind, und in ihrer Geschichte ihr eigentliches Gericht sehen, besonders empfohlen werden müßte. — W. spricht hier zuerst von „einer Philosophirung der Mathematik und einer auf diesem Wege zu findenden Pasigraphie, von formaler Vollendung der Philosophie in einem als Constructionslehre erscheinenden Organon;" und wandte die von ihm gefundene „viergliedrige Construction" alsbald auf einzelne Probleme an, wobei er mit der Staatswissenschaft (1805) den Anfang machte.

Während nun so das eigentliche Philosophem des Verf.'s sich gestaltete, machte sich glücklicher Weise sein practischer Sinn und seine ästhetische Mehrseitigkeit in Nebenarbeiten Raum, auf die er, wie jeder Systematiker, weniger Werth legt, die aber uns gerade erfreulich scheinen, — ja als Motive erscheinen, die im Methaphysiker den

Menschen nicht untergehen ließen, und sein Denken vor völliger Stagnation bewahrten, — wozu die vier Dämme seiner Construction eine nicht ganz ungegründete Befürchtung veranlaßten. Diese Nebenarbeiten waren: eine Erziehungskunst, 1802, wobei wieder Platon's Studium nützlich war; — eine Schrift über legislative und executive Staatsgewalt, 1804, wobei, für einen so ganz practischen Gegenstand, die Spielerei mit Parallelen von Staats- und menschlichem Organismus im Geschmacke der naturphilosophischen Schule, den ernsthaften Politiker freilich nicht befriedigt; — eine Schrift über Philosophie und Medicin, 1805, die so gesund im Grundgedanken ist, daß man wohl sagen möchte, sie sei für einen Philosophen zu vernünftig, und hier habe sich einmal der Menschenverstand, der Construction und Idealmathematik zum Trotze, ein wenig Luft gemacht; — mythologische Ideen, 1808, die mit so vielen ihrer hypothetischen Geschwister diejenigen erfreuen mögen, die lieber hinter sich in den Nebel, als vor sich hin auf den Weg ins frische Leben blicken; — und eine Schrift über Homer und Hesiod, die aber nie zum Drucke gelangte; was zu bedauern ist, da der Verf. selbst von ihr sagt: daß der Gesichtspunkt darin ganz griechisch und aus Homer, nicht über Homer genommen war. Eine dialogische „Theodicee," 1809, — worin „das Uebel aus der Verschiebung der Verhältnisse der Dinge, und die Entstehung der Schiefe der Ekliptik für unsere Erde als das Urfactum erklärt wird, woraus ihren Kindern das Uebel entstanden sei" — gehört, der Sache nach, mehr zu den eigentlich philosophischen Schriften. Kleinere,

vorzüglich ästhetische, Aufsätze, wobei wieder die Einwirkung Goethe's, die damals in ganz Deutschland empfunden ward, nicht zu verkennen ist, werden wir später noch erwähnen, da sie zum Theil in die vorliegende Sammlung aufgenommen sind. Für jetzt zur Geschichte des Verf.'s zurück!

Im J. 1811 erschien endlich in W.'s „mathematischer Philosophie" sein eigentliches Evangelium, von welchem alle seine späteren Schriften weitere Entwicklungen, Anwendungen und Commentare, und das „Organon der menschlichen Erkenntniß," 1830, welches von allen Werken W.'s am bekanntesten geworden ist, den Hauptcanon darstellen. Er verwandelt hier bekanntlich die Kategorieen des Verstandes, die ihm, als bloß logisch, zur „Architectur der Welt und der Erkenntniß" nicht genügen, in Kategorieen der Anschauung, „als erste Producte ihrer (intensiven) Multiplication mit sich selbst (Brechung)." In diesen Kategorieen glaubt er das „Weltgesetz," und in diesem eine Heuristik, eine Allsprache, eine Allgeschichte, kurz den Schlüssel zur Lösung jeder wissenschaftlichen, ja wie der Versuch der „Dichterschule" zeigt, auch künstlerischen Aufgabe gefunden zu haben. Auf Unterricht, Staat, Privatökonomie, Sprachalphabet, Forstwesen, Technik, Religion, Poesie und Psychologie mußte nun dieser Hauptschlüssel versucht werden; ob er alle diese Heiligthümer aufschloß? mag und wird die Geschichte beantworten. Der Herausgeber der vorliegenden zwei Bände beantwortet (laut Vorwort I. S. VII) diese Frage mit „Ja," glaubt, daß durch J. J. Wagner „das Höchste, was der Menschengeist zu leisten vermöge, nämlich

das Schauen des Universellen, wirklich geleistet worden sei," und hat in diesem Sinne die Herausgabe dieser Sammlung unternommen, wodurch er das Wirken seines Freundes abschließt, wie wir damit die historische Uebersicht desselben abschließen.

Wir sehen aus ihr, daß der Verf. im Sinne des oben geschilderten Decenniums, dem er ganz eigentlich angehört, in der ganzen Breite menschlicher Interessen verkehrt, Physik, Biologie, Theologie, Metaphysik, Rechtslehre, Politik, Kunst und Leben nach allen Dimensionen durchmißt, wobei man ihm das Zeugniß nicht versagen kann, daß er mit einem Janusblicke stets zugleich das Recht des Gedankens und das des Stoffes erwägt, ohne, wie wir von den meisten Jüngern der Gegenwart klagten, einseitig nur jenes oder dieses zu bedenken. Wenn es nun in der Natur der Sache liegt, daß bei so vielfachen, ja heterogenen Intentionen ein mehreres und minderes Gelingen, ein Zusammentreffen und Abstoßen mit Ansichten Anderer sich herausstellen muß, so sollte es auch in der Natur der Sache liegen, daß die Ansichten eines so vielfach geübten und gebildeten Mannes, die allenthalben dasjenige berühren, was zu allen Zeiten Gegenwart ist, vor der Juri der Gegenwart nicht ungehört bleiben, nicht leichtfertig abgethan werden, — wie es leider so häufig geschieht, wie es auch in diesem Falle bereits geschehen ist. Wir suchen unsrerseits die verdiente Genugthuung zu geben, indem wir zuerst ein Wort über die ganze Denkart, sodann eines über das vorliegende Buch insbesondere aussprechen; wenn wir in Bezug auf jene, auch nicht völlig übereinstimmen, und,

in Bezug auf dieses, den Leser nicht mit einer Kritik jedes einzelnen Aufsatzes ermüden wollen, so wird doch die ganze Erscheinung sich hoffentlich so herausstellen, daß der Leser sein Verhältniß zu ihr leicht selbst völlig ausmitteln mag. Jede eigene Denkweise, jedes sogenannte System findet in Deutschland einen geschlossenen Kreis übertreibender Schüler, wie herabziehender Gegner, — und so stellt sich Alles mit der Zeit ins Gleichgewicht.

Was nun das zu besprechende System betrifft, so stellt es nicht entscheidender und nicht verwerflicher als so viele, von Platon bis auf Hegel gewagte Versuche des menschlichen Geistes, sich über sich, Gott und Welt zu orientiren, eine Bethätigung der im Geiste wirkenden Gesetze dar, die der Abdruck eines Individuums ist, und als solcher der Theilnahme des Denkers, dem alle Denkarten interessant sind, so wie des Nachdenkers, der sich bei dem ersten besten ihm dictirten Schema beruhigt, gewiß sein kann. Und dabei mag und wird es auch bleiben. Die Jünger mögen fortfahren, auf die Worte des Meisters zu schwören, — die Geschichte wird fortfahren, System nach System nebeneinander in ihre Archive niederzulegen. Nun versichert jeder auftretende deutsche Philosoph, die Systeme aller übrigen seien in dem seinigen enthalten, und aus ihm erklärbar (auch unserer thut dasselbe) — allein nur Kant durfte das mit Recht, auch nicht von seinem Systeme, wohl aber von seiner Methode, sagen: weil sie bloß kritisch war, und die Mittel an die Hand gab, über sie selbst und andere die Rechnungsprobe zu machen. Was nun W.'s Schema und dessen Construction betrifft, so muß es gar

manche glücklich machen, weil es ein rechter Fund für die Bequemlichkeit des lieben Menschenverstandes ist, so einen Schlüssel zu haben, mit dem man, mir nichts dir nichts, Himmel und Erde aufschließt, ein Hocuspocus von vier Worten, womit man jedes Räthsel löst, einen Leisten aus vier Hölzern, über den man Alles und noch etwas schlägt. Dabei bleibt es immerhin für den Meister bequem, wenn der Versuch fehlschlägt, dem Schüler zu sagen: du hast nicht gut construirt! du verstehst das Handwerk nicht! — Dem sei wie ihm wolle; wir unsrerseits glauben das Weltgesetz gut aufgehoben in den Händen Gottes, und begnügen uns mit dem Denkgesetze, das Er uns gnädig überlassen und anheimgestellt hat. Und hier thun nun allerdings die alten Kategorinen recht brauchbar ihre Pflicht, — und es bleibt immer ein Zug, der dem Scharfsinne W.'s Ehre macht, daß er das bemerkt und getroffen hat, worauf es ankommt; nur daß er, mit dem „redlichen Gewinne" nicht zufrieden, das Gespann vor einen Wagen spannte, den zu führen es nicht stark genug ist. Alles hienieden hat seine Gränzen, und diese abzumarken und über sie zu wachen scheint mir die Aufgabe der Philosophie. Was heißt das, Kant beschuldigen, er sei auf der Reflexionsstufe stehen geblieben? oder Spinoza vorwerfen, er philosophire bloß mit dem Intellect? Wollte Gott, alle deutschen Philosophen philosophirten mit dem Verstande, statt mit ich weiß nicht was für übermenschlichen Vermögen! Wer zu viel fassen will, ist in Gefahr, das Wenige zu verlieren, was er fassen kann. Eine mathematische Philosophie, eine philosophische

Poesie sind mir dasselbe, wie ein wässeriges Feuer, ein sphärischer Kubus. W. will „die Mathematik in Philosophie auflösen, und dadurch wieder die Philosophie construiren," und glaubt, daß hierin das Heil liege. Nun weiß Jeder, der hier zu Hause ist, daß die Mathematik intuitiv, die Philosophie discursiv, jene synthetisch, diese analytisch verfährt, also die eine Methode nicht in die andere verwandelt werden darf. W. will ferner die Poesie wissenschaftlich behandeln, und es soll, von seiner „Dichterschule" an, Jeder, der nach seiner Vorschrift construiren kann, sofort auch nach Belieben Trauerspiele, Epopöen und Sinngedichte machen können. Ich denke, wir bleiben vor der Hand dabei, die Philosophie philosophisch, die Poesie poetisch zu behandeln; mir aber scheint die Poesie eben nur durch das Poesie zu sein, was in ihr nicht Intelligibles, was Gabe ist. Auch spricht das Beispiel des Verf.'s, nach den in den vorliegenden Bänden (I. 44 u. f. — 55, 78 u. f.) mitgetheilten Proben, keineswegs für die Unfehlbarkeit seines Receptes; bei manchen glücklichen Eigenschaften, die auch hier wieder von der Bildung und den Fähigkeiten des Verf.'s zeigen, wird sie schwerlich ein Kenner poetisch nennen. Die dichterische Sprache, Bilder und Tropen, — das ist noch nicht Poesie. Für's Construiren ist W.'s Tetras recht hübsch, und nicht nur dies Schema, sondern das Schematisiren überhaupt ist dem menschlichen Geiste, der eine lebendige Form ist, eingeboren, nothwendig und also auch gedeihlich; aber geschaffen kann damit nicht werden. Einen Begabten wird W.'s Schema, wie jedes

andere, dem eine Bedeutung zum Grunde liegt, fördern und anregen; ein Unbegabter wird mit allen Schematen der Welt nicht ein Epigramm zu Stande bringen. „Den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist!“ Dabei bleibt es, — und was einer nicht hat, das kann er nicht geben. W. bemerkt nicht, daß er factisch nicht die Objecte aus seinem Schema gebäre, sondern vielmehr sein mannigfaches Wissen und Fühlen in das Schema hineintrage. Es gibt keinen Schlüssel zu Allem, wie sich ihn der philosophische Epikuräismus vorschmeichelt. Der beste Schlüssel ist: was Rechtes lernen, und dabei selbst denken. Zum Dichten aber ist nun einmal nicht zu helfen; da gilt's: ein frisches Auge für Welt und Leben, ein warmes Herz für menschliche Zustände, und Fingerspitzen, aus denen es gestaltend quillt, — „denn die Form, sie kommt von oben.“ So viel im Allgemeinen. Das Ganze behält seinen historischen Werth, als eines der bedeutenden Philosopheme, und in diesem Sinne ist der Titel: „Strahlen deutscher Weltanschauung,“ wiewohl er etwas präcios klingt, vom Herausgeber ganz gut gewählt. Die Gebildeten haben längst anerkannt, und die Mitwelt sieht es immer klarer ein, daß alle Philosopheme nur Formen sind, in denen bloß die Consequenz des menschlichen Denkvermögens ein Gemeinsames bildet, das, gehörig durchgeführt, auch überall zuletzt auf das Eine, Wahre hinleitet, so daß die Systeme weit verträglicher mit einander sind, als sie selbst wissen und zugeben. Es gibt eine Höhe, in welcher Plato und Aristoteles, Spinoza und Leibnitz, Jakobi und Schelling, Fichte und He-

gel sich begegnen und versöhnen. So wird denn auch W.'s Anschauungsweise Viele, die von gleichen Prämissen ausgehen, fördern, denen man diese Lust und diesen Gewinn auf keine Weise verkümmern sollte. Wir sind es also vollkommen zufrieden, wenn Andere, trotz der Ueberzeugung, die unsere Nicht-Uebereinstimmung bedingt, mit W.'s Vorstellungsart sympathisiren.

Was das Detail der beiden Bände betrifft, so mag sich der Leser selbst damit bekannt machen, damit nicht, bei dem Reichthume des Inhaltes, diese Anzeige zum Buche werde. Hier nur, was mich zu besonderen Bemerkungen anregte. Die „Ansichten deutscher Poesie," womit der erste Band beginnt, worin Klopstock's Hermannsschlacht in die erste Reihe, Goethe „als zweiter Hans Sachs," der Roman „als Tanz," Wieland als wenig bedeutend, Lessing „als die niedere Potenz von Schiller" (S. 19), und dieser als „Repräsentant des Modernen" bezeichnet wird, — wird wohl kein Unterrichteter unterschreiben. Auch haben dieser und die folgenden ästhetischen Aufsätze: Die Klassiker (S. 22), Was von Poeten zu halten sei (S. 33), und vorzüglich der „Gradus ad Parnassum" (S. 38), der in einer seltsamen, man muß wohl sagen läppischen, wahrscheinlich humoristisch sein sollenden Manier geschrieben ist, nichts Practisches und Instructives. Der Verf. desavouirt sie wohl jetzt selbst. Dann folgen die oben erwähnten poetischen Proben, die mehr Uebersetzungen in die poetische Sprache als Poesieen sind. Die „Ideen über Musik" (S. 94) enthalten vieles Anregende, wenn auch manches

Halbe. Es begreift sich von vorne herein, daß eine pythagorische Verhältnißlehre in dieser Region den angemessensten Spielraum findet. So finden sich auch über Deklamation (S. 210), Wahl der Farben zur Kleidung (S. 229), Oekonomie (S. 233) u. a. manche anziehende Bemerkungen. Dagegen zeigt sich wieder die schädliche Influenz einer Philosophie, die, mit dem philosophischen Standpunkte nicht zufrieden, in die Regionen der Uebervernunft durch's Schauen sich verliert, in dem Aufsatze (S. 250) über Vision und Sympathie, — wo der Mangel an Bildung, der Aberglaube, zum „Allsinne" erhoben, und unter diesem Namen apotheosirt wird. Dahin führt endlich diese Art zu philosophiren, die sich andere als intellectuelle Organe erschafft! — Der Aufsatz (S. 256): „Leben, Gesundheit, Krankheit," enthält, im Sinne der ursprünglichen, Schellingschen, Naturphilosophie, manches Gute. Die großen Contouren, mit denen die ganze Sphäre umzeichnet ist, zeigen den geübten, weiten Blick des Denkers, und das Bekenntniß, daß die Philosophie die Methode alles Erkennens zu läutern habe, und die Bearbeitung der Naturforschung durch sie eine schon empirisch durchgearbeitete Masse von Wissen voraussetze, macht gewiß unserem Philosophen auf seiner damaligen Stufe Ehre, — wie denn überhaupt in diesem Festhalten am Vernunftmäßigen im Ganzen das Hauptverdienst W.'s besteht. Daher kommt es denn auch, daß er in dem trefflichen Programme zur Eröffnung seiner Vorlesungen im Jahre 1804 (S. 304) zu unserer innigsten Befriedigung, die Grund-Idee des Kriticismus: daß die wissen-

schaftliche Construction bloß die Erscheinung des Absoluten, nicht das Absolute selbst in ihr Gebiet zu ziehen habe, — nicht nur dem Leibnitz-Wolf'schen Dogmatismus, sondern auch der Fichte-Schelling'schen Speculation vorzieht, bei dieser Immanenz der Erkenntniß beharrend, alle „intellectuelle Anschauung" verwirft, das Absolute nur anerkannt, nicht erkannt wissen will, und: die Elemente im Gleichgewichte zu halten, als Aufgabe der ächten Wissenschaft erklärt. Hier möchte man wohl den deutschen Philosophen ein „Hört ihn!" zurufen, und bedauert nur, daß dieses Credo nicht überall seine Ansichten durchdringt. So muß z. B. (S. 290) Prof. Fuchs sich bemühen, die physiologischen Ansichten des Verf.'s mit dem anatomischen Messer nachzudemonstriren, — während nur aus der wiederholten Autopsie behutsame Schlüsse gewagt werden sollten! — Das erwähnte Programm (S. 304) ist überhaupt der Aufsatz, welcher fast von allen am meisten wahrhaft philosophischen Geist mit Bestimmtheit ausspricht, und man ließe sich einen neuen Pythagoras gar wohl gefallen, wenn es ihm bloß darum zu thun wäre, Maß und Ordnung in unsere Wissensmassen zu bringen. Allein leider betritt von S. 318 an der Verf. schon wieder die Region des Schauens, das er kurz vorher verworfen hatte, und zaubert mit seinem Tetragramma die gewohnten Hierophantensprüche. Wenn diese Zahlenmystik schon durchgeführt werden soll, so wünschten wir wenigstens, daß es mit so viel Geist und Sittlichkeit geschehe, als bei St. Martin (der auch mit einer Vier operirt), dem unstreitig reinsten und ver-

ständigsten aller Mystiker. Am Schlusse des ersten Bandes bedauert man, daß der Herausgeber nicht die chronologische Ordnung in den Aufsätzen streng befolgte, was gerade bei Wagner dem genauen Leser manches Nachsuchen über seine Bildungsphasen erspart hätte.

Der zweite Band enthält, außer einem größeren Aufsatze im gewohnten Sinne, eine Menge wohlgeschriebener Kritiken über Bücher des verschiedensten Inhaltes, mit deren Aussprüchen man sich denn natürlich bald in Einklang, bald in Widerspruch fühlt. So finde ich gerade das, was der Verf. an Ph. C. Hartmann tadelt: daß dieser, statt einen Maßstab mitzubringen, Systeme bloß nach dem Maßstabe ihrer logischen Consequenz prüft (S. 177), an dem unschätzbaren Manne, dessen Gleichen uns dringend Noth thut, so lobenswerth; so wird Salat gelobt (S. 280 u. f.) und Weiller getadelt (S. 395), da doch beide einander commentiren; so können wir mit den Urtheilen über poetische Werke selten (es wäre denn über Schlegels Alarcos, wo es immerhin auch dem Verf. Ehre macht, seiner Zeit vorgeurtheilt zu haben) übereinstimmen; z. B. wenn er den „Wallenstein" (S. 67) geradezu „einen verunglückten Versuch" (!) nennt, — welcher Deutsche, der sein Drama noch kennt, wird ihm beistimmen! —

Dem Allen sei nun wie ihm wolle, — der Schriftsteller überhaupt kann sich aus diesen Recensionen, die oft mit Witz und Scharfsinn geschrieben sind, eine vortreffliche Lehre ziehen: daß nämlich, wie scharf sich auch die sogenannten Systemphilosophen unter einander befeh-

den, sie doch nicht umhin können, einem gesunden, klaren, practischen Streben (wie hier W. dem unseres Vierthaler, S. 213) gemeinschaftlich ihre Anerkennung und Achtung zu gewähren. Und dabei bleibe es auch fortan! Denn die Region des eigentlich Practischen: der Sittlichkeit, — sie ist jene Höhe, von der ich vorhin sprach: auf welcher sich Platon und Aristoteles, Spinoza und Leibnitz, Jacobi und Schelling, Fichte und Hegel, Kant und J. J. Wagner begegnen und verstehen!

J. J. von Littrow's vermischte Schriften. Herausgegeben von von C. L. von Littrow, Director der Sternwarte zu Wien, Ritter v. Danebr. u. s. w. Drei Bände, Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, 1846. I. 555 Seiten, II. 558 S., III. 647 S. gr. 8. Mit Porträt und Kupfertafeln.

Die Jahrbücher der Literatur sehen sich dieser Sammlung gegenüber in einem besonderen Verhältnisse. Der Verf., ein vieljähriger Mitarbeiter des Institutes, hat demselben durch eine Reihe von Aufsätzen, welche zu den Zierden der Jahrbücher gehörten, ein Denkmal gesetzt, — und nun hat das Institut die Aufgabe, ihm dankbar wieder ein Denkmal zu setzen, — und zwar zum Theile aus denselben Materialien.

Jetzt, da Jeglicher schreibt, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern, und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit selt'ner Fertigkeit pfropfen,

Soll auch ich . . . . über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze? . . .

Goethe, Epist. I.

Wir werden diesem Selbstvorwurfe vielleicht durch die Art der kritischen Behandlung der vor uns liegenden Sammlung zu begegnen im Stande sein; allein noch ein anderer Gesichtspunkt scheint die Besprechung derselben wünschenswerth zu machen, und macht sie wenigstens dem gegenwärtig Besprechenden angenehm. Dieser ist: das Verhältniß des Gesammtcharakters, der sich in diesen Arbeiten Littrow's ausspricht, zu dem Gesammtcharakter (oder Nichtcharakter) der literarischen Gegenwart. Der Charakter der erstern nämlich besteht vor Allem darin — daß sie einen Charakter haben und zeigen, — was bekanntlich von der letztern nicht immer zu rühmen ist. Diesen Charakter zu umzeichnen soll für's Erste meine Aufgabe sein.

Der Geist, der uns aus diesen Schriften wohlthuend anweht, — wohlthuend wie eine Frühlingsluft in der Treibhausatmosphäre der Salons — ist der Geist, welcher die deutsche Literatur in ihrer schönsten Periode, im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts belebte, und ihr einen kräftigen, leider nur zu kurzen Aufschwung gab. Er zeigt sich uns hier in Formen und Stoffen, die gerade für unsere Zeit die zugänglichsten sind und am meisten Interesse haben: es ist das Walten der reinen Gesinnung und des ernsten Gedankens in den In-

teressen des realsten Lebens. Littrow's Bildung fiel in jene gelobte Zeit. Eine lebhafte, reine Theilnahme an jeder geistigen Regsamkeit hatte sich aller bessern Kräfte bemächtigt; er theilte das allgemeine Streben. Den mathematischen Studien durch Hauptberuf gewidmet, die ihm für immer die unschätzbare Gabe eines consequenten und nüchternen Denkens sicherten, wendete er sich gleichzeitig im ästhetischen Sinne dem griechischen Alterthume zu (s. d. Biographie); woraus eine glückliche Harmonie hervorging, die das reale und ideelle Element der Bildung, mit einem leisen Uebergewichte des ersteren, verschmolz. Ein Mathematiker, ein Realist, durch unvertilgbare frühe Jugend-Eindrücke von Liebe und Achtung für die ewigen Vorbilder des Schönen durchdrungen, — welche erfreuliche Erscheinung! — Vielfache Versuche in den verschiedensten Fächern, in der Periode der Unschlüssigkeit vor der Berufswahl (s. d. Biographie) fügten jener Verbindung eine gewisse Versatilität und Mehrseitigkeit hinzu, einen Grad von Polyhistorismus, der geeignet ist, einen helleren und freieren Blick in die verschiedenen Bereiche menschlichen Strebens zu gestatten, und der vorzugsweise zum populären Schriftsteller befähigt. Ein solcher, im besten Sinne des Wortes, ist uns denn auch bekanntlich in Littrow entstanden; ein Verdienst, welches vornehmthuende Flachheit bei weitem nicht sattsam zu würdigen versteht. Echt populär ist nicht der Schriftsteller, der sich mit Redensarten hilft, wo er die Sache nicht versteht; auch jener nicht, der ein oberflächliches Wissen in encyklopädischer Halbheit, die Weisheit der Jahrtausende im Taschenformat à la

portée du monde überliefert; noch jener, der dem unvorbereiteten großen Publikum die Labyrinthe des Forschens leichtsinnig öffnet und die innern Kämpfe des Strebens der schadenfrohen Neugierde preis gibt, — sondern nur der, welcher die letzten Ergebnisse, die alles Forschen und Wissen endlich für das Leben und Handeln abwirft, erkennt, sammelt, prüft, sichtet, und mit practischem Geiste und Talente zum Gemeingute Aller macht. Ein solcher war Littrow, und dieß ist vorzüglich sein Berührungspunkt mit der Gegenwart, der diese Tendenz bei der riesenhaft anschwellenden Masse des Stoffes besonders willkommen und förderlich ist. Nimmt man hinzu, daß jene Mehrseitigkeit des Wissens und dieser Trieb, es zu verbreiten und zu fructificiren, in Littrow durch die Einheit seines sittlichen und rechtlichen Charakters verbunden, getragen und geleitet wurden, so erscheint der Werth einer solchen Popularität in seiner ganzen Bedeutung; und wie sehr wäre die Wiederkehr eines solchen Mannes einer Zeit zu wünschen, wo Alles sich in den Vorgrund drängt, Alles die Sprache der Wahrheit lügt, mit Verheißungen des Fortschrittes täuscht; eines Mannes, der uns mit schlichter Offenheit sagte: Hier, Freunde, glaubt und hört, denn hier ist Wahrheit! hier aber hütet Euch oder spart doch die Zeit, — denn hier ist Lüge oder doch zweckloses illusorisches Streben! — So stellt sich uns Littrow's Charakter als literarischer im Allgemeinen dar; so müssen wir ihn anerkennen, wenn er auch von gewissen Beschränkungen nicht frei geblieben ist, die immer die Beigabe eines autodidaktischen Erwerbes sind; ich meine die, den Selbst-

denkern meistens eigene Schroffheit und Unnachsichtlichkeit besonders in Urtheilen über solche Dinge, die zunächst mit ihren Charaktermaximen in Conflict treten; eine Härte, die manchmal selbst einseitig und ungerecht machen kann. Dagegen gibt es kein besseres Mittel, als: sie nicht zu theilen. Wenn z. B. Littrow gegen die damalige deutsche Philosophie manchmal unbillig erscheint und mit dem Bade das Kind ausschüttet, so bedenke man, daß im Wesentlichen mit seinem Urtheile jetzt die ganze Zeit übereinstimmt, daß der Erfolg es gerechtfertigt hat, und daß es seinem Verstande Ehre machte, schon damals heller gesehen zu haben, als die vom Schwindel ergriffene Mehrzahl. So repräsentirt uns denn Littrow in seinem literarischen Charakter die Eigenschaften, die uns am meisten noth thun: Ehrlichkeit und Liberalität der Gesinnung, Gesundheit und Nüchternheit des Verstandes, Reinheit des Geschmacks, Männlichkeit und Klarheit. Er erinnert in diesen Eigenschaften an den englischen Literaturcharakter, der ihm auch wirklich vorzugsweise zusagte; wie er denn zur Besprechung allgemeiner Literaturzustände drei englische Werke (Babbage, Israeli, Cunningham) gewählt hat. Ehre genug, daß — im Vorbeigehen sei es zu sagen erlaubt — in Oesterreich dieser Charakter sich zu wiederholen fand; daß wir uns, in andern Fächern ähnlicher Leistungen, in der Dramaturgie eines Schreivogel erinnern dürfen. Mögen wir ein solches Verdienst zu würdigen wissen, es zu behalten, zu vermehren streben!

Wie der Mann, so seine Schriften. Damit wäre im Allgemeinsten die vorliegende Sammlung charakterisirt.

Theils aus selbstständigen Aufsätzen über mannichfache Gegenstände, theils aus Beurtheilungen bedeutender Werke des verschiedenartigsten Inhaltes bestehend, gewährt sie ein sehr vielartiges Interesse. Man fühlt sich mit innigem Vergnügen jene schöne Zeit des allgemeinen Aufschwunges wissenschaftlicher und künstlerischer Begeisterung vor die Seele zurückgerufen, und gewinnt einen Standpunkt, von welchem aus man die Hauptrichtungen und die vorragendsten Erscheinungen jener Epoche im Ganzen überblicken kann. Man genießt dieses Ueberblickes gleichsam durch das Auge eines unbefangenen, durch klaren Verstand unsere Gegenwart anticipirenden Mitgenossen jener Vergangenheit; man fühlt sich belehrt, zu eigener Betrachtung angeregt, unterhalten, und immer in guter, sittlicher, rechtlicher und verständiger Gesellschaft, — während man sich nur zu oft bei moderner Lectüre in einen sehr gemischten, müßigen, zerstreuten Gasthaus- oder Kaffee-Klubb, oder in die langweilige Blasirtheit des Salons versetzt sieht; Freuden, die man haben kann, ohne Bücher zu kaufen, — wie denn auch die Bücher, seitdem sie dieses Kolorit angenommen haben, immer mehr an Ansehen verlieren und immer weniger gekauft werden. Die Art und Weise von Littrow's Kritiken entspricht ganz den geschilderten Grundsätzen. Sie sind eigentlich: pragmatische Geschichte. Die betreffenden Werke werden ausführlich und doch succinct in ihrem wesentlichen Inhalte treu und vollständig dargelegt; es wird ein berichtigender Bericht über sie erstattet; und nur selten, wo es Littrow seiner nun einmal festgesetzten und entschiedenen Denkart, die dann immer mit der

Gesinnung zusammenhängt, schuldig zu sein glaubt, erlaubt er sich, auch ohne genaueres Referat, ein verneinendes Urtheil, eine satyrisch abfertigende Darstellung (z. B. bei Wagner und Feßler). Durch eine solche rechtliche und synoptische Kritik gewinnt die vorliegende Sammlung den Werth einer kleinen Handbibliothek der wichtigsten wissenschaftlichen Erscheinungen jener Epoche. Wir aber können den löblichen Grundsatz des Verf. nicht lebendiger anerkennen und passender ehren, als dadurch, daß wir ihn bei dieser Anzeige der Schriften des Verf. gleichfalls anwenden.

Zum Verständnisse also der angeführten Eigenschaften wird es zuvörderst wünschenswerth sein, einen berichtenden Auszug aus der Biographie Littrow's mitzutheilen. Denn das Leben eines Mannes ist und bleibt der Schlüssel zu seinen Werken. Die Biographie ist von der Hand des Herausgebers dieser Schriften, des Sohnes des Verewigten. Es bedurfte für sie des vorgesetzten Motto's nicht: hic interim liber, honori Agricolae, soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus (Tacit. Agric. vit.). Sie ist ganz so geschrieben, wie es sich für das Verhältniß eignet, und wie sie der theilnehmende Leser nur immer wünschen konnte. Es wird gerade so viel Detail gegeben als nöthig ist, ein bestimmtes Charakterbild aufzubauen, und nicht so viel um die Theilnahme zu ermüden. Die Pietät, sei sie nun familiaris oder humana, ist dem Biographen unerläßlich, wenn er die innern Vorzüge eines tüchtigen Menschen erkennen und schildern soll; sie hindert auch in dieser Biographie

durchaus nicht das Wahrheits-Pflichtgefühl; und könnte das anders sein? wäre sie sonst Pietät? — Dazu kommen, da nur ein kurzer Zeitraum das hier geschilderte Leben von unserem Leben trennt, und jenes doch schon unbefangen als abgelaufene Geschichte dargestellt werden darf, manche unmittelbare Berührungen mit Interessen und Ereignissen, die noch lebendig sind, die noch durch so frische Symbole der Vergangenheit gefördert werden können; und so bildet diese Biographie zwar der Räumlichkeit, aber keineswegs dem Werthe nach die letzte Partie des Ganzen. Ich muß mich hier mit den äußersten Umrissen begnügen, um zu ihrer Lectüre anzuregen.

Joseph Johann von Littrow ward zu Bischof-Teinitz, einem deutsch-böhmischen Städtchen, am 13. März 1781 in derselben Stunde geboren, als Herschel den Planeten Uranus entdeckte (559). Nach fast beständiger Kränklichkeit in seinen ersten Lebensjahren kräftigte seine Gesundheit sich so sehr, daß die erste bedeutende Krankheit seines spätern Lebens auch seine letzte war. Fünf Jahre alt bezog er die Schule seiner Geburtsstadt. Früh schon zog er Bücher den jugendlichen Spielen vor. Nach Vollendung des ersten Schulunterrichtes bemächtigen sich Religionszweifel des erwachenden Geistes; fast durch drei Jahre raubte ihm eine tiefe Melancholie allen Genuß des froheſten Lebensalters. Am Gymnasium zu Prag (1794) wendete sich seine Liebe und Thätigkeit dem Studium der Alten zu, und jene unselige Gemüthszersplitterung verschwand. Auch an der Universität daselbst (1799) setzte Littrow diese Studien mit Vorliebe fort, und so bietet

sich uns hier ein neuer Beleg, daß es kein glücklicheres Element für die erste geistige Entwicklung gibt. Proben, die der Biograph aus einer von Littrow und seinen jungen Kollegen damals herausgegebenen Zeitschrift (561) mittheilt, bewähren diese Bemerkung. Sie zeigen von Verstand, Geschmack und einer unverdorbenen Empfindung. Hier rundete sich aber das Ganze seiner Bildung zu der Gestalt, die ihm dann eigen blieb; zu den ästhetischen Studien gesellten sich mathematische; er ergriff sie mit Eifer und Vorliebe, und so entschied sich seine künftige Laufbahn. Für diesesmal hatte Littrow noch eine kurze militärische mitzumachen: er trat mit den meisten seiner Journal-Mitarbeiter in ein vom Erzherzog Karl gegründetes militärisches Corps ein, das sich freilich schon nach neun Monaten mit dem Friedensschlusse auflöste und seine jungen Krieger den friedlichen Studien zurückgab (1801). Wie der gesammten deutschen Literatur in jener Periode, so erging es auch unserm Freunde. Nach den Aufregungen eines, mit ideellen Interessen gekämpften Kampfes verloren sich Beide in die Friedensgefilde der Naturphilosophie, die sich damals eben flügelweit aufthaten, um uns mit all unsern Hoffnungen, Wünschen und Träumen aufzunehmen. Und wie derselben Literatur, ein paar Jahre später, so erging es auch unserm Freunde, — zur Ehre seines Verstandes bald genug. Sie wurden beide gewahr, daß der Zauberschlüssel, den man ihnen mit großen Verheißungen gereicht hatte, — leere Paläste aufschloß. Unmuthig wandten sie sich ab, — und es bleibt nur, wie Börne meinte, die Frage übrig, ob sie

gut gethan, auch den Schlüssel wegzuwerfen? ... Littrow hatte sich nun der Reihe nach in der Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Theologie versucht, ohne in ihnen einen archimedischen Punkt für seinen Hebel zu finden. Er wählte, um sich zu einem solchen vorerst selbst völlig erziehen zu können, für einige Jahre den Beruf eines Erziehers (1803 — ?). Nach manchen krampfhaften Bewegungen des Geistes, wie des Gemüthes, die in solchen Gährungsepochen keinem bessern Menschen erlassen werden, fand sich endlich der gewünschte Ruhepunkt. Ein glücklicher Zufall führte Littrow mit dem Direktor der Realschulen, J. Hall, zusammen. Dieser bestimmte seine Richtung zur Astronomie (568). Mit ganzer Kraft warf sich von da an Littrow auf dieses Studium. Er besuchte die Wiener Sternwarte und wohnte im Hause der als kenntnißreichen Freundin der Sternkunde bekannten Baronin Matt. Bald darauf, nach Schlesien zurückgekehrt, schrieb er (1807) die ersten astronomischen Briefe an P. Triesnecker. Am 19. November desselben Jahres wurde er zum Professor der Astronomie und höhern Mathematik an der Universität zu Krakau ernannt. Ein Jahr später vermählte er sich, — und so war denn seine Lebensbahn abgesteckt und ihr Kreis geschlossen. Littrows Ehe war glücklich. Fünf seiner Söhne leben noch. Doch blieb auch dieses Glück nicht ungetrübt. Das französisch-polnische Heer rückte (1809) in Krakau ein, und ihm folgten alle Drangsale, die den Krieg begleiten. Littrows Lage ward so mißlich, daß ein entschiedener Schritt gethan werden mußte. Sein Verdienst war glücklicher Weise bereits anerkannt;

es fehlte nicht an Anerbietungen. Littrow nahm die von Seite Rußlands an, und reiste am 19. Jänner 1810 von Krakau ab, um die Professur der Astronomie an der Universität zu Kasan anzutreten (572). Die sechs Jahre, die er hier verlebte, scheinen die gehaltvollsten seines Lebens gewesen zu sein. Eine seinen Wünschen und Kräften gemäße Thätigkeit, in Verhältnissen des Kampfes bewährt, durch Anerkennung befriedigt, verband sich mit der Ruhe häuslichen Behagens, und, wenn gleich Littrow sich allmälich wieder in seine Heimat zurücksehnte, so blieb ihm der Aufenthalt in Kasan doch stets der liebste Kreis der Erinnerung. Aber er nahm diese nicht nur mit, er hinterließ sie auch. Die Gründung einer Sternwarte, die Früchte seines öffentlichen und selbst seines Privatunterrichtes (er hatte eine Privat-Erziehungsanstalt unternommen), und seine Mitwirkung zur Aufnahme der Volksbildung in Rußland, als er zur damaligen großen Schulcommission berufen ward, sichern sein Andenken in jenem Reiche. Im Sommer des Jahres 1816 verließ er es, um einer Berufung nach Ofen zu folgen. Leider stellte sich hier ein greller Contrast heraus, der vielleicht für die Folge jene russischen Erinnerungen verschönte. Konflikte mit widrigen Localverhältnissen und mit dem starren, ausschließlichen Charakter eines Collegen vergällten den Aufenthalt in Ofen, der, als Exil auf einem 70 Klafter über der Donau erhöhten, steilen, nackten Felsen, im Sommer unter Schlangen, im Winter unter Füchsen und Wölfen, vom Biographen (584) freilich nicht einladend geschildert wird. Im Jahre 1817 starb Triesnecker in

Wien, und, nach einem fast zweijährigen Harren, während welchem jene Mißverhältnisse sich auf's Höchste gesteigert hatten, schlug für Littrow die Stunde der Erlösung. Am 15. September 1819 trat er das Amt eines Directors an der Sternwarte zu Wien an. Hier war denn seinem Wirken und seinen Wünschen eine bleibende Stätte geboten; er nahm keine weitere Berufung mehr an, und lebte sein übriges Leben der Wissenschaft und den Seinen. Was er hier leistete und wie er unter uns anerkannt wurde, ist uns Allen noch in zu lebendigem Angedenken, um einer Erzählung zu bedürfen. Wenn von einem wissenschaftlichen Leben Wien's die Rede sein soll, so muß Littrow genannt werden, — wenn man wissenschaftliche Charaktere sucht, die ihm Halt und Richtung geben konnten, so fällt auf Littrow der Blick; — leider sammelt sich jetzt unsere Erinnerung bloß in den Wunsch, ihn noch zu besitzen! Die literarischen Zustände, für die er sich bildete, denen er vor allem frommen konnte, scheinen sich jetzt erst heranbewegen zu wollen, — da wir ihn vermissen. Als Schriftsteller gehört Littrow eigentlich uns an; seine wichtigsten, astronomischen Arbeiten, die seinen Ruhm, und die vielen gemeinfaßlichen Schriften, die seinen Ruf vorzüglich begründeten und verbreiteten, gingen von hier aus; und die letztern bezeichnen ganz eigentlich die Mission, die schöne und segenreiche Mission, welche Oesterreich, seiner Eigenthümlichkeit und Bildung gemäß, dem übrigen Deutschland gegenüber, übernehmen zu können und zu sollen scheint. Der gesunde Sinn des Oesterreichers hat über den idealen Flügen der Vernunft noch

nicht die Rechte des practischen Verstandes, über den Klügeleien des Verstandes noch nicht die Ansprüche des Gefühles aufgegeben; ihm hat die papierne Welt noch nicht die lebendige verdrängt. „Die Deutschen — sagte Einer ihrer ersten Schriftsteller — haben ein besonderes Talent für das Halbgahre.“ Welche schöne Aufgabe, es gahr zu machen! die nahrhaften Elemente, die wirklich vorhanden sind, auch wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, genießbar und gedeihlich zu machen! wie erfreulich, wenn sie unserm Vaterlande vorbehalten, wenn sie von ihm gelöst würde!

In diesem Sinne hat Littrow gewirkt. In diesem Sinne fand sein Wirken Anerkennung. Auszeichnungen mancher Art und freudenreiche Erfolge verschönerten die zweite Hälfte seines Lebens und halfen ihm vielleicht manches herbe Ereigniß, manchen Widerspruch seines Innern gegen die Fügungen der Außenwelt, manchen schweren Verlust, wie den dreier Kinder, seiner Gattin (1833), seines von ihm hoch verehrten Freundes Jacquin (1839), ungebeugter übertragen. Mehrere kleine Reisen, veranlaßt durch die lebhafte Theilnahme an den jährlichen Versammlungen der deutschen Naturforscher, bei denen seine Persönlichkeit eben so vortheilhaft für ihn als für das Institut wirkte, erheiterten seine Spätjahre. Die bei diesen Anlässen gehaltenen Reden, so wie die mancherlei bezeichnenden Züge und Anekdoten, besonders aber die höchst anziehenden Fragmente aus Familienbriefen, die der Biograph einschaltet, sind die dankenswertheste Zugabe, und runden erst das Charakterbild, das er hinstellt, vollständig und befriedigend ab.

Einer der Hauptgedanken, welche Littrow längst, besonders aber noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigten, war: die Gründung einer Academie der Wissenschaften. Gewiß waren Wenige so berufen, wie Er, in einer so folgenreichen Angelegenheit ihr Wort mit abzugeben. Ihm gebührt und bleibt das Verdienst, Einer von Jenen gewesen zu sein, welche seit Leibnitz diesen Gedanken für unser Wien zuerst mit Muth und Umsicht in's Leben zu rufen versuchten; Vorschläge gemacht zu haben, die, was auch gegen Einzelnes derselben zu sagen sein möchte, zu den Grundsteinen jedes künftigen Baues gehören. In diesem Sinne gehört Littrow unter die Gründer der Wiener Academie, und sein Name darf in den künftigen Annalen ihrer Geschichte nicht fehlen. Seine Ansichten über diesen Gegenstand liegen zum Theile in den Aufsätzen über die russische Academie und Unterrichtsanstalten vor (II. 391 u. f.). Die Biographie gibt aber eine nähere Auskunft, die um des gegenwärtigen Interesses willen hier mitgetheilt werden mag. Leitende Grundsätze waren Littrow in dieser Sache: unabhängige Stellung jedes einzelnen Mitgliedes in ökonomischer Beziehung (bloß in dieser?) — und: Freiheit der Anstalt von büreaukratischem Einflusse (bloß von diesem?). Noch Eines wäre hier nicht zu vergessen, als Bedingung, ohne welche Beides nur negativen Werth behält: sorgfältigste Wahl der Mitglieder, als höchstes Ehrenziel beglaubigter Verdienste, — wenn nicht die Staatsausgabe eine unverantwortliche Verschwendung und die Freiheit ein eben so unverantwortliches Privilegium werden soll; und noch Eines, als lei-

tendes Gestirn der Fahrt: Einheit und Organismus im wissenschaftlichen Wirken überhaupt, — wenn nicht die Schiffer nach allen Weltgegenden sich zerstreuen und — scheitern oder doch festsitzen sollen. — In einem Gutachten, das Littrow im J. 1838 als Dekan der philosophischen Fakultät abgab, machte er für Wien folgende Vorschläge: Vertretung der sämmtlichen Wissenschaften mit Ausschluß der sogenannten Fakultätsstudien; zwölf ordentliche Mitglieder mit 2000 fl. jährlichen Gehaltes; sechs Adjuncten mit der Hälfte dieses Gehaltes; zwei Kanzlisten, jeder mit 500 fl; eine Zulage von 1000 fl. für den zum Sekretär gewählten Akademiker; 2000 fl. zur Bestreitung der Korrespondenz; 4000 fl. für den Druck der Memoiren und das Honorar der Arbeiten der korrespondirenden Mitglieder; 500 fl. zu zwei jährlichen Preisen; also: laufende Gesammtauslage 30,000 fl. Zur Deckung derselben wies er, nach dem Beispiele ähnlicher Einrichtungen in Rußland und Würtemberg, auf die in Oesterreich erscheinenden Kalender hin, und berechnete, daß ihr Monopol oder ihre Stempelerhöhung eine mehr als hinreichende Quelle biete. Die Stellen eines Präsidenten und Vicepräsidenten wünschte er ganz weggelassen oder als unbesoldete Ehrenämter behandelt. So Manches sich gegen diese Vorschläge einwenden lassen dürfte, so waren sie in Littrow durch die reinsten und nur im Interesse der Sache gedachten Motive begründet; er gab das Gutachten ab, schwieg, überließ die noch unreifen Keime der Zukunft, und zog sich auch beharrlich von allen Privatversuchen zu ähnlichen Zwecken zurück.

Seine rastlosen Bestrebungen hatten ihn mit sicht-

barer Schnelligkeit altern gemacht. Wiederholte Körperleiden stellten sich ein, und endeten in der Nacht vom 29. auf den 30. November des J. 1840 sein an Verdiensten reiches Leben. „Sonne, Moment, Sterne", waren seine letzten, kaum verständlichen Traumworte (627).

Um die vorliegenden Schriften Littrow's nach ihrem innerlichen Charakter zu übersehen, ist es am zweckmäßigsten, sie nach ihrem Inhalte zu ordnen. Sie bestehen aus selbständigen Aufsätzen und Beurtheilungen fremder, durchaus bedeutender Werke. Die letzteren beziehen sich auf Naturwissenschaft überhaupt (die größte Zahl), Astronomie und Mathematik, Philosophie, Geographie und Statistik, Industrie und Technik, wissenschaftliche Zustände im Allgemeinen, Geschichte und Biographieen. Nach dieser Ordnung wollen wir sie dem künftigen Leser vorblättern, um ihm die Wahl zu erleichtern. Etwaige Bemerkungen, die kein Leser, wie ihn Littrow wünschte, unterdrückt, sollen keine Kritik vorstellen, höchstens eine veranlassen; und auch das nicht, denn über Ansichten gibt es keine Kritik, sondern nur einen Austausch. Diese Art literarischen Verkehrs ist ein Läuterungsprozeß; es bleibt zuletzt doch ein regulinischer Rückstand.

Die selbstständigen Aufsätze (I.) beginnen mit einer eben so anziehenden als instructiven Schilderung Rußlands, die in der Form einzelner Skizzen von den klimatischen und ethnographischen bis zu den sozialen und ethischen Zuständen eines merkwürdigen Reiches eine lebendige Vor-

stellung gewährt. Es sind Mittheilungen eines treuen Beobachters, denen sich ohne eigene Erfahrung nichts nehmen und geben läßt, und die, wenn gleich die Lichtseite vorwaltet, wozu die Biographie den Schlüssel enthält, doch überall das Gepräge der Wahrheitsliebe haben. Wie sehr verkennt dasjenige Publikum, das in solchen Schilderungen immer nur die Satyre und den Tadel sucht, ihren eigentlichen Zweck! Nur wer das Licht in den menschlichen Zuständen erblickt und wieder gibt, gibt das Positive in ihnen und vermag wieder ein Positives zu erzeugen. Der Schatten bildet sich von selbst dazu. Leser der verschiedensten Intentionen, der Arzt, der Psycholog, der Oekonom, der Politiker werden in diesen Blättern manchen, vielleicht hier nicht gesuchten, Aufschluß finden. Schilderungen des Brandes von Kasan im J. 1815 und des im Mittelalter über Rußland eingebrochenen schwarzen Todes, des Propheten der Cholera, schließen sich als Nachträge diesen Bildern an. Die übrigen Aufsätze sprechen theils in einem sehr glücklich populären Tone über Gegenstände, die eines solchen Tones am wenigsten fähig schienen, den Geist, theils in einem sittlich-gemüthlichen das Herz an. Zu den ersten gehören Bemerkungen über die Denkmäler Denderah's, über das Nordlicht und den Winter, über einen Mangel in unserer Zeitrechnung u. a., zu den letztern eine lebhafte Schilderung einer gelungenen Staaroperation. Von allgemeinem Interesse dürften auch die Grundsätze sein, welche Littrow über die Zwecke, Errichtung und Verwaltung der Witwen-Institute (I. 205) aufstellt. Er verdient hier nicht nur als Mathematiker, sondern auch als

practisch Erfahrener volles Vertrauen; denn er hatte selbst an der in Wien gegründeten allgemeinen Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt theilgenommen, und unter mannigfachen Kämpfen und Widersprüchen seinen Ueberzeugungen allmälig Geltung, ja Autorität verschafft (III. 594 u. f.). Den Zweck solcher Institute spricht er dahin aus: daß alle Witwen der Gesellschaft bis auf die letzte in dem Maße versorgt werden müssen, daß, wenn diese letzte stirbt, das ganze Versorgungskapital verzehrt sein muß. Als Grundlage gibt er eine auf den Mortalitäts-Calcül berechnete Tabelle (I. 212), die ihm zugleich ein Prüfungsstein für alle Witwenvereine ist. Aus ihm geht hervor: daß beim Eintritte eines jeden Ehepaares zwei Fragen zu stellen sind: wie alt ist der Mann, wie als ist die Frau? Anstalten, die auf das Alter der Frau nicht Rücksicht nehmen, sind nichts werth (216). Eben so Anstalten, die bei der zweiten Ehe die Pension fortgewähren. Hier hört aller Calcül auf; der Boden schwankt, auf dem die Anstalt gebaut ist. Eben so unzuläßig ist endlich die Aufnahme der Kinder in solche Anstalten (218). Eine solche Vermischung der Prinzipien einer Witwen- mit denen einer Waisenanstalt untergräbt beide (ebend.). Möchten ähnliche Institute diese Winke beherzigen!

Die naturwissenschaftlichen Werke, welche Littrow in einem raisonnirenden Auszuge ausführlich bespricht, sind folgende: zur allgemeinen Naturwissenschaft und auf unorganische Welt bezüglich: Whewell's history of inductive sciences (III.), Brewster's natürliche Magie (I), Garthe, über den Heiligenschein (I.), Petzhold, Geologie (II.), Som-

merville, physikalische Wissenschaften (II.), Herschel, preliminary discourse und on Light (II.), Schübler über den Mondeinfluß (II.), Cuvier, die Naturwissenschaften (III.) und Arago's Aufsätze (III.); — im organischen Gebiete: Quetelet, über den Menschen (II.), Volkmann, über den Gesichtsinn (III.), Treviranus, das organische Leben (III.), Schultze's mikroskopische Untersuchungen (III.). — Die Ansicht, welche Littrow bei Anlaß dieser reichhaltigen und vielseitigen Darstellungen im Ganzen repräsentirt, ist die seit Baco von Verulam, mit wenigen Ausnahmen, bei Behandlung der Naturwissenschaften allgemein angenommene: Erfahrung und Induction. Er hält sich an die gegenwärtig als die legitime anerkannte Gestalt wissenschaftlicher Ueberlieferung, jedoch nicht ohne prüfende Kritik im Einzelnen, und sucht dabei, wo es irgend thunlich scheint, die Bestimmtheit der sogenannten exacten Wissenschaften, weßhalb er der möglichsten Anwendung der Ziffern und des Calcül's günstig gesinnt ist. Da nun eine solche Methode weit mehr Anwendung in den Bezirken der unorganischen als der organischen Welt findet, so sind auch Littrow's Zusätze und Bemerkungen in jenem Kreise bedeutender als in diesem. Dagegen tritt auch in letzterem ein Verhältniß ein, welches sehr erfreulich und geistig förderlich erscheint. Es ist eine bei Betrachtung der organischen Naturen kaum entbehrliche, teleologische Rücksicht und ein überhaupt höherer, theils ästhetischer, theils sittlicher Sinn, der ihr erst wahrhaft menschlichen Werth verleiht. Diesen Sinn verdankt Littrow theils der erwähnten glücklichen Grundlage humanistischer Bildung, theils — und vorzüglich — sei-

nem innern Charakter; und möge bei diesem Anlasse den Zeitgenossen das zur Paradoxie gewordene oder vergessene Wort wiederholt werden: auch die Naturforschung, wie alles wissenschaftliche Streben, fordert ein Gewissen, eine Gesinnung, ohne die sie vergebens Vollendung anstrebt! — Glücklicherweise kommt die Naturforschung, im Ganzen und Großen betrieben, dieser Forderung auf halbem Wege selbst entgegen. Sie nährt, ja sie weckt, wo es irgend zu nähren und zu wecken ist, das ästhetische, wie das moralische Gefühl. „Es gibt eine Seite des Studiums der Natur, die den höheren Sinn des Menschen in Anspruch nimmt (III. 82).“ Nicht im Einzelnen, nicht in dem, was die Griechen Parergon genannt haben, suche man Alexander von Humboldt's Verdienst. Er ist ein schöner Geist und will als solcher aufgefaßt sein. Mag er immerhin manchmal im Sehen, manchmal im Schließen getäuscht worden sein — und wer ward es nicht? — er sieht nicht mit Reptilaugen, sondern mit denen des Adlers, wie Büffon und Goethe sahen; er zeichnet nach seiner wirklichen Vogelperspektive die großen Contouren des Erdlebens, die man niemals in der Studierstube, nach dem mikroskopischen Detail oder nach der speculativen Hypothese wird zeichnen können; und die Zeichnungsfehler im Einzelnen werden hier den Kenner der Natur so wenig irre machen, als die des Cornelius den Kenner der künstlerischen Composition, und die des irdischen Lebens den Kenner — wenn es einen gäbe — vom Plane des Weltganzen im göttlichen Geiste. — In demselben Sinne war auch Littrow, wenn gleich das Materiale der Erfahrung als unentbehrlichen

Stoff mit Recht voraussetzend und vor Allem wichtig haltend, von der Nothwendigkeit des geistigen Sonderns und Zusammenfassens, besonders heutzutage, wo dieses Materiale sich bis zur Verwirrung anhäuft, vollkommen überzeugt. (Man sehe die Bemerkungen zu Treviranus, III. 81, und Cuvier, III. 145.) Allein eine in der Redlichkeit seines Charakters begründete Furcht vor den Erschleichungen der Speculation, vor den Schwindeleien der Phantasie, machte seine Schritte auf diesem Wege oft allzu behutsam. Daher seine nicht immer gerechte Abwürdigung dessen, was man in Deutschland Naturphilosophie nannte; die sich selbst so nennenden Naturphilosophen hatten durch ihre Escamotagen jene Abwürdigung oft verdient, und ihre Verallgemeinung leider entschuldigt. Allein man vergesse nie, daß die eigentliche Philosophie der Naturforschung es nur mit den letzten Gründen der Phänomene zu thun hat; erst von da ausgeht, wo die Erfahrung Anker wirft. Hier ist sie unentbehrlich; denn wie will der Mensch sich helfen, als nur mit dem Kompaß, der ihm in der Kraft seines Geistes mitgegeben ward? welchen andern Maßstab soll er, kann er anlegen, als sich selbst, der „das Maß der Dinge" ist? oder soll er in diese Gränzregionen gar nicht vordringen? nicht vordringen wollen? ja, wenn er anders könnte! wer nicht muß, thut allerdings besser, zu Hause zu bleiben. — Aber indem man die Würde dieser Speculation als Begränzung anerkennt, läßt man sie an ihrem Orte unangefochten, und muß sie nicht anwenden wollen, wo sie nicht nöthig ist, wo es noch zu erfahren gibt. Man muß nicht Hasen mit Kanonen schießen wollen, d. h.

die nächsten Gründe, das Wie, versäumen, um Erscheinungen aus den fernsten, dem Warum, zu erklären. Einen Schnupfen aus dem Gesetze der Polarität zu erklären ist eben so thöricht, als es unvorsichtig wäre, das Gesetz der Polarität und mit ihm die Philosophie der Natur überhaupt zu verneinen. Das wollte denn auch Littrow nicht, und diese Bemerkungen gehen nur dahin, bei Anlaß einer seiner Eigenheiten, die gerade mit der Tendenz der Gegenwart zusammentrifft, vor gewissen Consequenzen zu warnen. — So viel über diesen Abschnitt; daß in sein Detail hier nicht eingegangen werden kann, versteht sich von selbst. Es versteht sich noch mehr von der zweiten Abtheilung, die ich nur den Männern des Faches anzuempfehlen habe, welches auch Littrow's eigentliches Fach war. Sie enthält Referate über: Beer's und Mädler's Mondkarte (II). und Selenographie (II.), Herschel's treatise on Astronomy (II.), Whewell's Astronomy (III.), Pontécoulant Astronomie (III.), Hugenii exercitationes mathematicae (III.), Libri histoire des sciences mathématiques en Italie (III.). Nur den Herausgeber glaube ich ihretwegen in Schutz nehmen zu müssen. Es möchte scheinen, daß Arbeiten in einem so streng abgeschlossenen Fache aus einer für das gesammte gebildete Publikum bestimmten Sammlung besser weggeblieben wären. Es scheint aber auch nur so. Gerade hier zeigt sich Littrow's ausgezeichnetes Talent für ächte Popularität; gerade hier beweist es sich wieder, daß man das am klarsten und am anziehendsten darzulegen fähig ist, was man am besten versteht, was man am gründlichsten durchdacht hat. Jeder Leser,

der für Wissenschaft im Ganzen Interesse fühlt, wird diese Aufsätze, namentlich die vortrefflich auseinandergesetzte Geschichte der Verhandlungen zwischen Huygens und Leibnitz (III.) — und wäre es auch nur aus dem geschichtlichen und psychologischen Gesichtspunkte — mit der größten Befriedigung lesen.

An diese Abtheilungen schließen sich die drei Beurtheilungen, welche in den Kreis der eigentlich so genannten philosophischen Wissenschaften gehören; über: J. J. Wagner's Organon (I.), Rapp's Erziehungslehre Platon's (II.), und Ritter's Geschichte der Philosophie (III.). Hier verhält sich der Verf. mehr als Dilettant, und die Aufsätze regen mehr zu eigenem Urtheilen an, als daß sie es zu entscheiden geeignet wären. Abgesehen von der erwähnten völligen Negation der naturphilosophischen Speculation, aus der das erste jener Bücher hervorgegangen ist, und dem mehr geschichtlichen als systematischen Inhalte der beiden letztern, bietet auch der Beurtheiler kein Gedankenganzes, an das man einen prüfenden Maßstab legen könnte. Er hält sich außerhalb des Terrain's, referirt mit möglichster Klarheit und Unbefangenheit im Sinne eines gebildeten Eklektizismus, und ist, was seinem rechtlichen Gefühle Ehre macht, überall sichtlich bemüht, die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes und der Sittlichkeit zu wahren, und diese Leuchte an jeden Winkel, vor jede Ritze hinzuhalten, aus denen ihm irgend ein verdächtiges Dämmerlicht hervorzulocken scheint. Gehen nun gleich die höchst ehrenhaften Ansprüche des gesunden Menschenverstandes eben nicht weiter — als seine Kräfte reichen,

nicht auf Probleme, die er sich gar nicht aufzugeben findet — urtheilt er gleich, einem Platon, einem Aristoteles, einem Marc Aurel gegenüber, manchmal so, daß diese Männer wohl nur mit einem Lächeln hätten antworten können, — so laßt uns doch nicht verkennen, daß alle Dinge und Ansichten einen unbedingten und einen bedingten Werth haben. Einen unbedingten hat der Grundsatz: den reinen Menschensinn vor den Täuschungen der Dialektik bewahren zu wollen; und der redliche Zweifler steht gewiß dem Throne der ewigen Wahrheit näher als der unredliche Dogmatiker. Einen bedingten Werth hat die Vertheidigung des gesunden Menschenverstandes zu einer Zeit, wo sich — unter den Philosophen — Niemand mehr auf ihn beruft; wo nach dem wachsenden Verhältnisse ihrer Entfernung von ihm die Bedeutung philosophischer Ansichten berechnet wird. Und wenn man unsere Zeit mit der vorhergangenen Epoche zusammenhält, — kann man sie als eine solche verkennen? Kant, „der Zermalmer," hatte Recht, den Appell Mendelsohn's an jene Instanz mit Achtung aber Entschiedenheit zurückzuweisen; aber wenn er die Schüler Hegel's erlebt hätte . . . mit welchem Blicke würde er Mendelsohn die Hand gedrückt haben! Auch Littrow glaubte, daß mit der Naturphilosophie der letzte Kopf der Hydra gefallen sei; er triumphirte über die Wiederkehr einer reineren Naturforschung; — laßt uns auch ihm über's Grab hinüber im Geiste die Hand drücken!

Der Abschnitt zur Geographie und Statistik enthält besonders schätzenswerthe und mannigfach belehrende Aus-

züge. Besprochen werden: Lessing, Reise nach Norwegen (I.), Parrot, Reise zum Ararat (II.), Balbi, Abrégé de Géographie, Bilancia politica und Essai statistique (III.). Die Reisebeschreibungen — Werke, welche einem Kant, Lichtenberg u. s. f. die reichste Vorrathskammer des Bildungsstoffes waren, welche, wenn die Verbindungswege und mit ihnen die gleiche Form der Bildung sich mit der begonnenen Schnelligkeit über die Erde verbreiten, bald den mythisch-poetischen Werth der Geschichten Herodot's haben werden, liest man hier fast eben so angenehm, und die statistischen Arbeiten mit eben dem Gewinne, als in den Originalen. Man sucht doch eigentlich bei beiden mehr das Neue und die Resultate, als das Detail. Jene spricht der Verf. aus, und theilt von diesem gerade genug mit, um sie zu begründen.

Noch förderlicher erweist sich diese Methode bei der Anzeige von Werken, welche Industrie und Technik betreffen. Als solche erscheinen: Babbage, Fabrik- und Maschinenwesen (I.), und Pope's Geschichte der Erfindungen (II.). Eine perpetuirliche Fortsetzung des letzteren Unternehmens in dem Umfange, welche der von Littrow hier vorgelegte Ueberblick vorzeichnet, würde höchst verdienstlich sein und, mit derselben kritischen Wahrheitsliebe bearbeitet, einen integrirenden Theil der jetzigen Weltgeschichte liefern. Der Mensch hat seine Werke allgemach an die Stelle seiner selbst gesetzt; vielleicht daß diese Epoche erst in sich vollendet werden muß, bis die Weltgeschichte wieder, wie sie es in einer frühern Epoche ihres Umschwunges war, zur Menschengeschichte wird!

Wissenschaftliche Zustände überhaupt, öffentliches Unterrichtswesen u. s. f. sind bei Anlaß folgender Werke besprochen: Babbage, decline of sciences (I.), Israeli, curiosities of literature (II.), Cunningham, british literature (II.), Organisation der Akademie der Wissenschaften in Petersburg (II.), Krusenstern, instruction publique de la Russie (II.), Bericht über Rußland's Unterrichtsanstalten (II.), Ruhnkenii epistolae (III.). Man sieht, daß diese Werke vorzugsweise England und Rußland betreffen. In Einem Blicke, wie ich sie hier zusammengestellt habe, überschaut, veranlassen sie zu den interessantesten Parallelen und Folgerungen. Diese chemische Ineinanderlösung werdender und absterbender Bildungszustände, die mechanische Beimischung unlösbarer Bestandtheile, dieses Gähren und Verdampfen im Großen, — welche Krystallisationen wird es liefern? . . . Hier kommen denn auch Littrow's schon erwähnte Ansichten über Akademien zur Sprache. Möchte sich doch auch neben der theoretischen Entscheidung: welche Wissenschaften durch sie wahrhaft gefördert werden können und welche nicht, — einer Entscheidung, die so schwer nicht sein dürfte, — irgend ein wissenschaftlicher und zugleich mit den betreffenden Versuchen vertrauter Kopf die Aufgabe historisch setzen; zu entwickeln: was haben Akademien der Wissenschaft bisher nachweisbar genützt? worin waren sie fördernd? worin gleichgiltig? worin etwa hinderlich? . . . Herder hat etwas Aehnliches versucht; allein er spricht vorzugsweise von den Akademien unter Ludwig XIV.; und Herder besaß wohl die Eine zu solchen Arbeiten erforderliche Eigenschaft in

höchsten Grade: den weiten, zusammenfassenden Blick, die bejahende, allem Fortschritte warm huldigende Gesinnung, — minder die andere: strenge, ausscheidende Bestimmtheit, zu entscheiden: worauf es ankommt, zu verneinen, was nun einmal verneint werden muß. Eine solche Arbeit, wie ich sie hier vorschlage, würde einem rührigen Talente unserer Zeit- und Landesgenossen bei der jetzt zu organisirenden Wiener Akademie gewiß den Dank nicht fehlen lassen.

Die Geschichte betrifft nur ein einziges von Littrow besprochenes Werk: Der historische Atlas von Le Sage (I.). — Desto bedeutsamer sind die nicht sowohl besprochenen als von ihm in einem kritischen Auszuge neu gegebenen Biographien. Sie bilden eine der anziehendsten Partien des Ganzen. Knebel (I.), Wolf (I.), Newton (I.), Jean Paul (I.) werden hier vorgeführt, die Darstellung ihrer Biographen gleichsam im Schmelztiegel der Prüfung geläutert und so die wahren Geister der Männer heraufbeschworen. Nur gegen Feßler (III.) ist Littrow nicht ganz so gerecht, als er es sonst zu sein strebt. Er geht schon von vorne herein mit einer gewissen Ironie zu Werke. Sie mag durch die vorangegangene Kenntniß der Schriften Feßler's und durch die Ansicht, die der Biograph von ihnen faßte, veranlaßt, vielleicht selbst begründet sein, — gerechtfertigt ist sie dadurch nicht. Ein anderes ist Kritik, ein anderes Biographie; die Werke des Menschen mag der Mensch mit der Sonde seiner Erkenntniß immerhin, ohne Schonung und Rücksicht prüfen, — über sein Leben lasse er Jenen richten, dessen Auge allein es in seinen Tiefen,

in seinem Ganzen übersieht! Selbst aus der unbilligen Schilderung, die hier von Feßler's Leben gegeben wird, kann sich jeder billige Leser, der eines tiefern Blickes in das menschliche Gemüth und in den Zusammenhang der Dinge fähig ist, ohne Zwang die wahre Geschichte dieses Lebens herauslesen; kann sich die Zustände eines rastlos gährenden, nach Größe und Gewißheit ringenden Geistes, bei einem weichen verletzbaren Naturelle, ausmalen, dessen Streben erst durch Mauern eines Klosters, dann durch Schulzwang, dann durch Täuschungen menschlicher Veranstaltungen, menschlicher Forschung, menschlicher Pläne, endlich durch die schmerzlicheren der eigenen schmeichlerischen Phantasie von einem Ziele vor der Fahrt, durch die Sirenenstimme der Sophistik und den unaufhörlichen Kampf mit den Dämonen in der eigenen Brust: den Leidenschaften und der sich verkennenden Selbstsucht, — durch's ganze Leben hin erschwert, verleidet, zuletzt in sich selbst erstickt, und unter Schmerzen, die kein Zuschauer wahrnimmt — langsam verkohlt wird! . . . Also: Achtung für jedes Streben eines Mannes, Mitleid für seinen Irrthum, — aber keinen Spott für seine Leiden! Ruhe Feßler's Asche . . . und wäre diese kurze Biographie lieber aus der Sammlung weggeblieben! Es begreift sich übrigens sehr gut, wie dem geraden, einfachen, hellen und kräftigen Sinne Littrow's der schwankende, excentrische, düstre, endlich in Weichheit zerfließende Feßler's widerstehen mußte. Wie würde Jener von Diesem beurtheilt worden sein? und so mögen wir denn uns Alle gegenseitig um Duldung ersuchen.

Um so befriedigender sind die übrigen Biographien;

und jeder Freund der Wissenschaft wird mit dem lebhaftesten Interesse aus den gedrängten aber charakteristischen Skizzen die Bilder des wackern Knebel und des liebenswürdigen Jean Paul, und mit ihnen die Zustände eines unvergeßlichen deutschen Dichter- und Lebenskreises, so wie die scharf ausgeprägte eigenthümliche Gestalt Wolf's, neben der festen, gediegenen des ehrwürdigen Newton sich vergegenwärtigen.

Zuletzt aber kehrt das Auge immer wieder auf den Darsteller zurück, und ein Blick auf das Ganze, das er vor uns ausbreitete, bestätigt die allgemeinen Ansichten und Hoffnungen, die der Eingang dieser Zeilen aussprach. Das Vaterland wird sie rechtfertigen, und Oesterreich, welches am längsten von den Staaten der europäischen Bildung in der Periode der Unschuld verweilte, wird, wie der einzelne Mensch in einem solchen Falle, auch am längsten die Gesundheit und Kraft in sich bewahren, welche dem Zersetzungsprozesse widersteht. Wenn die gesammte Literatur in Gefahr schweben wird, ihres Binde-Elementes beraubt, in zerstreute Trümmer eines nicht mehr übersehbaren Stoffes, in vergebliche Bemühungen einer längst geschwächten, einer erschöpften Kraft sich aufzulösen, wenn, von tausend drängenden Interessen des Lebens absorbirt, das Publikum den höhern, aber leisen Ansprüchen der Wissenschaft und Kunst nicht mehr zugänglich sein wird, — wird vielleicht der noch nicht ausgebeutete, noch nicht verdorrte Boden unseres Vaterlandes die Keime einer frischen und fröhlichen Wiedergeburt in sich aufnehmen und zu kräftigen Schößlingen emportreiben. Helle, nüchterne Köpfe für die

Wissenschaft, warme, fühlende Herzen für die Kunst (nicht wie es so oft umgekehrt vorkommt: Hitze in der Wissenschaft und Kälte in der Kunst), — das sind die Bedingungen, unter welchen jene Keime reifen können. So lange man noch Grillparzer's lebendige Geschöpfe als solche erkennt und ihnen lebendig entgegenfühlt, — so lange man noch, wie der Verfasser des vorliegenden Nachlasses, mit gerechtem Unwillen, oder wie es dem Naturell des Oesterreichers noch mehr zusagt, mit harmlosem Scherze die Arroganz einer dünkelhaften Leerheit beantwortet, — sind jene Hoffnungen nicht aufzugeben.

Betrachtungen

über einige Stellen aus Rahel und Bettina, mit Bezug auf den Aufsatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst.

> **Du frottement des cerveaux sortent les étincelles de l'esprit.**
>
> ***Diderot.***

Der Werth geistiger Aperçü's, eingegebener Gedankenblitze, ausgesprochener Resultate besteht hauptsächlich darin, daß wir unser eigenes Denken an ihnen entwickeln können. Wir haben solche étincelles d'esprit, und kämen sie aus der Feder der entschiedensten literarischen Autoritäten, nicht als Orakel, sondern als Probleme zu betrachten. In diesem Sinne können sie kaum paradox genug sein; denn ein Problem ist um so prägnanter, je schärfer

es den tiefen Widerspruch, den Dualismus, auf welchem alle Probleme beruhen, an's Licht stellt. Auch diejenige Eigenschaft, vermöge welcher solche Aussprüche gewöhnlich dunkel und nicht ganz verständlich genannt werden, wird uns, bei dieser Ansicht der Sache, eher willkommen als tadelnswerth erscheinen; denn je mehr im Dunkel gelassen ist, desto mehr gibt es an's Licht zu fördern; und, sollte es uns ja unmöglich sein, das Object zu entwickeln, so entwickeln wir, bei dieser Gelegenheit wenigstens uns selbst. Uebrigens bleibt der Ausdruck „unverständlich" immer relativ; und was dem Einen, der auf gleichen Lebenswegen und Denkpfaden ging, sehr klar einleuchtet, mag oft dem Andern, wenn auch Geist- und Erfahrungsreichen, sehr zweideutig und unklar erscheinen. Rahel's und Bettina's Briefe, Bücher, welche, aus dem Innersten zweier tiefen, eigenthümlichen Naturen hervorgegangen, auf befreundete Geister, nicht auf ein großes Publikum berechnet waren, bieten eine besonders große Anzahl solcher Aeußerungen, wie die, von denen wir eben sprechen. Da es nun keine fruchtbarere Unterhaltung gibt, als, bei eigenen Betrachtungen solche allgemein anerkannte Texte zu Grunde zu legen, und so zwischen diesen Geistern, dem Leser, und dem Commentator ein inneres Gespräch einzuleiten, so wird man uns, wie wir hoffen, nicht ungern folgen, wenn wir es unternehmen, einige bedeutende Sätze aus jenen Briefen genauer zu betrachten, und, in unserem Sinne, eine Deutung zu versuchen. Wir wählen hierzu diejenigen, welche in einem sehr wohlgemeinten und wohlgeschriebenen Aufsatze in den „Blättern für Literatur, Kunst und Kritik" (v. J. 1836,

Nr. 56 und 57) einer gewissen Dunkelheit und Unklarheit beschuldigt werden. Noch finde ich früher zu erwähnen, daß ich mich mit der Hauptansicht jenes Aufsatzes, um derentwillen er wahrscheinlich geschrieben ist, vollkommen in Uebereinstimmung fühle: — mit der Ansicht nämlich, daß diese Bücher für „junge, unerfahrene, besonders weibliche, Herzen" auf keine Weise geeignet seien. Es sollte aber auch billiger Weise Niemanden in den Sinn kommen, sie zu ähnlichem Gebrauche zu verwenden, oder nach diesem Umstande zu beurtheilen. Was soll die unerfahrene Jugend mit den Erlebnissen der außerordentlichsten Geister, zu deren Verständnisse kaum der Gebildetste reif genug ist?

Nun zu unserem Versuche. Wir beginnen bei Rahel.

„Unglück ist Schimpf des Schicksals; des wahren Unglücks schämt man sich, und man kann es auch daran erkennen."

Diesen Satz finde ich eben so bedeutend als deutlich, und im höchsten Sinne sittlich. Wer je in sich zum Bewußtsein der Humanität gereift ist, fühlt im tiefsten Kern seines Wesens den Anspruch auf Seligkeit, der mit unserer Würde zugleich geboren wird. Das Glück erscheint ihm als das heimatliche Element der Seele, das Unglück als Verbannung, und der traurige Ausspruch: Zum Leiden ist der Mensch geboren, — als der Weheruf der Verzweiflung oder Hypochondrie, nicht als Ergebniß billiger Weisheit. Das wahre Unglück ist dasjenige, welches den Geist sich selbst entfremdet, wo er sich in Banden irdischer Bedingnisse bis

zur Scham ernidriegt sieht. „Alle natürlichen Empfindungen — sagt irgendwo Frau v. Staël — haben ihre Verschämtheit;" das Unglück aber als Schande empfinden zu müssen, ist das Vorrecht einer sehr zarten, feinen und edlen Seele, die den Keim und das Verdienst zur Seligkeit in sich trägt. Das ist das Sittliche in jenem Satze, der, wie Alles, was Rahel sagt, vielleicht zu unbedingt aussieht; da sie gewohnt ist, sich immer ohne Schonung zu fragen und „ehrlich zu antworten," wobei sie denn, mit einer Art von Härte gegen sich selbst meist die schärfste und rückhaltloseste Art des Ausdrucks vorzieht. Wie nun überhaupt Rahel die Probleme des inneren Lebens mehr schroff hinstellt, während Bettina sie in himmlische Accorde auflöst, wie Rahel's Aeußerungen meist nur die feinen Verwirrungen aufgreifen, deren Fäden Bettina bis an den Ursprung in der Tiefe des Lebens oder ahnend bis in unendliche Höhen verfolgt, — so wird neben dem Satze Rahel's der folgende Bettina's eine zu weiterem Sinnen anregende Bedeutung gewinnen: „Unglück ist vielleicht die geheime Organisation des Glücks; ein flüssiger Demant, der zum Krystall anschießt, eine Krankheit der Sehnsucht, die zur Perle wird." — Man könnte sagen: Rahel öffnet uns die Pforten des Hades, von wo nur eine kurze Strecke in's Elysium ist, auf welche Bettina deutet.

„Ich weinte und schrie laut (über ein Gedicht), sonst wäre mein Herz todtgeblieben."

Hier bedarf es wohl keiner Erläuterung, und die eben berührte Vorliebe für schneidende Ausdrücke erklärt, was allenfalls an einer solchen Wendung mißfallen könnte. Daß Thränen und der laute Aufruf das von Gefühlen jeder Art gepreßte Herz befreien, das unter der furchtbaren Last zu brechen wähnende wieder in's Leben wecken, — wer hätte das nicht erlebt oder doch gelesen? Erinnern wir uns dabei an die Nervosität, an erethistische Asthenie (womit ihr krankhafter Zustand zu bezeichnen wäre) der Schreibenden, und an den tiefen Einklang, den sie in ihrem Innern mit Goethe's Worten fast stets empfand, — so wird diese Emphase über ein Goethe'sches Gedicht von ihrem Seltsamen viel verlieren. Ein tiefes Wort aus dem Munde eines Dichters, der uns in geheimer Stille Freund, Vater, Lehrer, Geliebter geworden ist, im entscheidenden Momente mit einem Ruf des Geschickes, mit einem Bedürfnisse des Herzens zusammentreffend, hinterläßt für's Leben eine Spur im Inneren, als ob eine Gottheit dort verweilt hätte.

„R. weiß nur, was er gelernt hat, und das ist wenig; denn man kann nichts lernen, als was man schon weiß."

Wenn diese Behauptung paradox ist, so ist sie wenigstens nicht neu; denn Platon hat sie vor zweitausend Jahren gemacht. Er hat das Lernen äußerlicher Fertigkeiten, welches ein unorganisches Zunehmen per aggregationem ist, von dem Lernen des inneren Menschen, welches ein organisches Wachsthum von Innen heraus ist, tief unterschieden, und begriffen, daß der Mensch ewig nichts anzueignen ver-

mag, was nicht von Anbeginn sein eigen war, daß alles geistige Wachsthum nur eine Entwickelung der jedem Menschen eingepflanzten Idee ist, ein sich Bewußtwerden, eine Selbstoffenbarung, eine Rückerinnerung. Das was R. gelernt hatte und wußte, war jenes Erste, was freilich wenig ist, und sei es noch so viel (multa, non multum); das was man schon weiß, ist man während der Dauer des ganzen Lebens zu lernen beschäftigt. Wer auf die Geschichte seiner Bildung zurückschaut, wird deutlich gewahr werden, wie das ganze Leben nur Lernen, das ganze Lernen nur ein Achtgeben auf die Entfaltung der mit uns zur Welt geborenen Idee ist. Das Practische eines solchen Ausspruches empfinden wir Schriftsteller oft nur zu bitter, wenn wir bemerken müssen, daß all unser Aufwand an Worten und Gründen für unsre heiligsten Angelegenheiten ganz vergebens bei Solchen ist, denen nicht schon früher dieselben Angelegenheiten heilig geworden sind, — bemerken müssen, daß eigentlich Niemand von uns lernt, als wer schon gelernt hat, — Jeder nur lernt, was er schon weiß, so, daß man im Augenblicke des Unmuthes wohl alles Schreiben und alles Geschriebene für unnütz halten möchte; denn wer es versteht, braucht es nicht, und wer es brauchte, versteht es nicht. In einem solchen Momente schrieb ich zu meinen Resultaten:

Du wirst, um Lehrer sein zu dürfen,
Gar manches bitt're Tränkchen schlürfen;
Und darfst du's sein wie irgend Einer,
Den alle Welt preist, —
Was frommt es auch? Glaubt dir doch Keiner,
Der nicht schon selbst weiß!

„Ich beneide keinen Menschen als um Dinge, die Niemand hat.“

Rahel empfand so schmerzlich, und man kann wohl sagen mit einer krankhaften Philantropie die Leiden und Verwirrungen, in welche das menschliche Geschlecht, wie es scheint, unauflösbar verflochten ist, daß ihr ein hingeworfenes Wort, worin sie die Verachtung dieses Elendes ausspricht, wohl zu verzeihen ist. Warum auch könnte ein reineres Wesen den thörichten Haufen beneiden, als um Dinge, die ihm fehlen, die aber nur Wenige schmerzlich vermissen, während die Mehrzahl im Wahne des Besitzes stelzirt? „Die Natur,“ sagt Rahel anderswo, „wendet den großen Blick weg von dem wimmelnden Haufen Elend;“ sie aber blickt mit einer Art von Neid auf den beglückenden Wahn der Menge. Als ein würdiger Offizier mit einem neuen Kadetchen, welches sich selbst beliebelte, vorüberging, sagte ein Freund zu mir: Ich beneide den Jungen mehr um das, was er nicht ist, als den Alten um das, was er ist.

„Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch.“

Dieser Satz ist aus der Verbindung gerissen, gibt aber Anlaß genug, sich der Geschichte und des Zustandes der Gegenwart vergleichend zu erinnern. Betrachten wir die in tausend und tausend Individuen zertheilte und reflectirte Bildung unserer Tage, — bekennen wir uns dabei, daß durch eine solche Ausbreitung und Refraction doch nur das Eine, ursprünglich und endlich, ungetheilte Licht der Humanität sich in vielfältigen Strahlen über

die Menschheit ergossen, — so möchte man für eine solche Wahrnehmung keinen besseren symbolischen Ausdruck finden können, als jenes Wort: Alle Menschen sind einst Ein Mensch gewesen, — und man möchte mit froher Zuversicht hinzufügen: und werden dereinst wieder Ein Mensch sein. Denn das Leben der Menschheit wie des Menschen scheint ein Cyklus zu sein, — ein Kreislauf, in welchem das Ursprüngliche vereinzelt, gebildet und geläutert, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, so wird man, was man war.

„Nur Thörichtes gelingt, weil nur thörichtes Streben einseitig ist, und ein besseres die Zustimmung verschiedenartiger Dinge fordert.“

Dieser Ausspruch ist leider! nur zu verständlich, nur zu wahr. Wir sehen ihn alle Tage auf's Traurigste bekräftiget. Das einseitige Bestreben findet leicht Wege, sich durchzusetzen, indem es irgend eine vereinzelnte Kraft auf Kosten der andern in Bewegung setzt, während das Gute, das Große sich verlassen sieht, das nur durch jene mächtige, aber unscheinbare und selten zusammentreffende Harmonie von Kräften gedeihen kann, die meist nur die Vorsehung aus dem Schooße der Zeiten ruft. Um nur Ein Beispiel anzuführen, setze ich die Worte eines Kunstfreundes her: „Das Schöne gehe wirkungslos vorbei? Man bedenke, was zu seiner Wirkung gefordert wird! Große Intention des Kunstwerks, Begeisterung des Darstellers, Virtuosität der Ausführung, inneres Verlangen

des Genießenden und momentane günstigste Stimmung, glückliche Constellation der Zeit- und Raumverhältnisse, Mittheilung, freier Zusammengenuß des Werkes mit Gleichen; — wie oft trifft nun das zusammen?" — Und so ist es in allen Wirkungskreisen. Exempla sunt odiosa, und nicht einladend, länger bei diesem Kapitel zu verweilen.

An den, im erwähnten Aufsatze noch folgenden Stellen ist es wohl eher das Gewagte, als das Unklare des Ausdrucks, was Bedenken erregt hat. Sie sind völlig unverkennbar, und jeder Commentar würde eine bloße Wiederholung vorstellen. Wir dürfen uns also zu der eigentlichen Pythia, zu Bettinen, wenden.

„Die Wahrheit hat keinen Leib; aber das sinnliche Leben ist die Spur ihres Weges."

Bettina, frühzeitig in sich selbst eingekehrt, in die Mysterien des geistigen Daseins eingeweiht, ist zur Ueberzeugung gelangt, daß Wahrheit nur im Leben des Geistes ist. Sie faßt die Idee Wahrheit als Substantiv rein und unvermischt auf: mag der Mensch in Wort und Thaten, die Natur in folgerechten Wirkungen wahr erscheinen, — die Wahrheit selbst hat keinen Leib; sie theilt nur allem Lebendigen etwas von ihrem Geiste mit, wie einen Hauch ihrer göttlichen Existenz; sie kann sich nicht verkörpern, nicht vermischen mit den vereinzelnten, vergänglichen, dem Scheine unterworfenen Dingen, ohne aufzuhören, die Wahrheit selbst zu sein. Wahrheit ist

nur in Gott, und Gott ist körperlos. „Von der Wahrheit zu reden," heißt es im Poemander des Hermes Trismegistos, „darf der Mensch, dieß mangelhafte, aus mangelhaften Theilen bestehende Thier, dessen Hülle aus Verschiedenartigem zusammengesetzt ist, nicht wagen. Bekommt aber unsere Denkkraft Einfluß von oben, so bildet sie die Wahrheit nach." Und das ist es, was die zweite Hälfte ihres Satzes sagen will. „Dieses sinnliche Leben, wie es aus der Hand der ewigen Weisheit und Güte fließt, was kann es dem ernsten Denker, der das Auge seiner Seele von dem Wandel der Phänomene abwendet, anders bedeuten, als ein Zeichen eben jener Weisheit und Güte? Eine Spur des Weges zur Wahrheit. Liegt doch in dieser Betrachtung die ganze Philosophie! Denn alle Weisheit des Menschen ist nichts, als ein Aufsuchen göttlicher Spuren. Wer in den irdischen Begebenheiten ewige Offenbarungen ahnet, hat den ersten Schritt auf jenem Wege gethan, hat den Schleier der Isis gelüftet. Es weiß und übt dieß jeder ruhige Forscher, jeder praktisch gute Mensch nach seiner Weise; und wenn wir in der Darstellung zu platonisiren schienen, so haben wir es mit einer Diotima zu thun gehabt.

„Denken ist Inspiration der Freiheit."

Fast möchte ich ihn hier herbeirufen, den Aristoteles von Amsterdam (denn, im Vorbeigehen gesagt, möchte mehr Verwandtschaft zwischen ihm und dem Spinoza von Stagira aufzufinden sein, als man wohl glaubt); hat

doch Keiner seiner vor-, mit- und nach-gebornen Brüder das Verhältniß des Denkens und der Freiheit schärfer und allseitiger bestimmt, als er! Jeder Mensch, der nur einmal dazu gelangt ist, über das Denken zu denken, schreibt sofort dieser Sphäre seines Daseins das zu, was er seine Freiheit nennt. Wir sind frei, in so fern der Gedanke unser leibliches Dasein durchdringt und beherrscht. Aber diese Freiheit, ist sie ein Privilegium der Willkür? von welcher Art ist der Geist, der schöpferisch in ihr waltet? der sie inspirirt? ist es nicht eben der Gedanke, der mit ihr Eins ist? und ist es nicht der Geist Gottes selbst — um symbolisch zu reden — der in uns denkt, einem ewigen Gesetze gemäß, dem wir eben durch unsere Freiheit unterworfen sind, — so daß das Denken in uns gar wohl Inspiration der Freiheit zu nennen wäre; wodurch das Verhältniß unserer Freiheit zum göttlichen Walten, im Gesetzlichen des Denkens, das uns doch nur von oben kommt, kühn und bedeutend ausgedrückt ist?

„Geheimniß ist Instinct der Phantasie.“

Bei den zwei letzangeführten Sätzen, wie bei so vielen, die man aus Büchern oder Gesprächen hervorhebt, ist wohl Acht zu haben, daß man nicht jede Aussage, deren Glieder die Kopula „ist“ verbindet, für eine Definition ansehe und als solche beurtheile. So handelt es sich hier nicht darum, was Geheimniß sei, sondern welchem Vermögen des Menschen die Beziehung darauf zugetheilt sei. Man könnte in diesem Sinne eben so gut

sagen: Liebe ist Instinct des Gefühls, Wahrheit des Verstandes; denn wie dem Triebe des Gefühls der entgegenkommende, dem Forschenden des Verstandes die Wahrheit, so entspricht dem Ahnenden der Phantasie das Geheimniß. Da nun Liebe das eigentliche und tiefste Geheimniß ist, so mag Bettina wohl Recht haben, wenn sie nur demjenigen den Boden für ihren Samen zugesteht, der ihrer Ahnung fähig ist. In ihr selbst war das ahnende Vermögen, die Phantasie, auf's Höchste ausgebildet; es war ihr ganz eigentlich das Organ, wodurch sie die übersinnliche Welt vernahm, welche das geoffenbarte Reich der Liebe ist. Ihre musikalischen Theoreme sind auch auf diesem Boden gewachsen, und werden auch nur von Solchen ganz verstanden werden, die gleicher phantastischer Gaben, wie sie, theilhaftig geworden sind. Sie gibt sich oft genug Mühe, uns die Art, wie sie zu ihren Eingebungen gelangt, deutlich zu machen; bald nennt sie's Ahnen, bald Träumen; aber was hilft alles Beschreiben? es sind eben Zustände; Zustände aber lassen sich weder definiren, noch durch irgend einen Apparat des Verstandes oder Willens absichtlich hervorbringen. Sie müssen, wie das Glück und das Unglück, erwartet und dem, der sie erlebt hat, geglaubt werden.

Und so glaube denn auch ich, bei dieser Bemühung, das Vereinzelte seiner Verkettung, in der allein es lebendig und klar wird, wieder zu geben, nur Eines befürchten zu müssen: den Umstand nämlich, daß diejenigen, die zu dem Grundtexte keinen Schlüssel in sich fanden,

auch meine kurzen Erörterungen dunkel finden werden. Denn mit dem Erklären ist es eine eigene Sache. Ist etwas nüchtern gedacht, und bloß durch die seltsame Stellung oder Wendung der Worte unverständlich, so darf man nur diese Worte umstellen, oder ihnen andere ein- und unterschieben, — und das Verständniß ist bezweckt. Wo aber irgend etwas eigenthümlich und neu aus der Tiefe des Geistes tritt, da ist alles Erklären bloß ein Umschreiben, eine Variation. Wessen Ohr aber dem einfachen Satze des Thema's nicht zugänglich ist, wie sollte es ihm durch die Combinationen des Variirens deutlicher werden? Es ist also in diesen Dingen das Meiste dem eigenen Entwicklungsgange zu überlassen. Doch kann dabei in Betracht kommen, daß bei der großen Mannigfaltigkeit unserer Kultur fast jedem Gebildeten eine typische Form zur Gewohnheit geworden ist, in die er das Neue, das Fremde erst bringen müßte, um es sich anzueignen. Kann man nun das Originelle, was sich seine Form mit zur Welt brachte, einer mehr cursirenden nähern, ohne von seinem Gehalte etwas zu opfern, so darf man wohl hoffen, etwas, wenn nicht zur Vermehrung, doch mindestens zum erweiterten Mitgenusse des Weltbildungs-Kapitales beigetragen zu haben. Einzig dieser wohlgemeinten Absicht wünschen die eben mitgetheilten Zeilen zu genügen; einzig um ihretwillen sind sie geschrieben.

1. **Briefe über Goethe's Faust**, von M. Enk. Wien, bei Fr. Beck. 1834. 80 S. 8.

2. **Goethe's Faust.** Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles dieser Tragödie, von Dr. F. Deycks. Koblenz bei K. Bädecker. 1834. 148 Seiten. 8.

„Jetzt, da Jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
„Ungeduldig durchblättern, und, selbst die Feder ergreifend,
„Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
„Soll auch ich . . . .
„Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
„Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
„So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze."

Goethe, I.

Indem ich es unternehme, über zwei, eben so bedeutende als von einander abweichende Schriften, von meinem Standpunkte aus mich auszusprechen, bekenne ich, mich in einer sonderbaren Lage zu empfinden. Der Verfasser von Nr. 1, ein denkender, gemüthlicher, wohlgeübter Schriftsteller, der auf jedem Blatte des rein und reif concipirten, gewandt und folgerichtig durchgeführten Ganzen beweist, wie sehr es ihm Ernst, und um das Letzte, Höchste zu thun sei, wie tiefe, strenge Blicke er in Stunden der Ruhe wie der Prüfung in sein eigenes Innere gethan habe, — der uns durch alles das unwiderstehlich für sich gewinnt, und dessen Schrift von beiden in Bezug auf Form und Behandlung unläugbar den Vorzug verdient, — dieser Schriftsteller befindet sich in Rück-

sicht auf das Werk, das er bespricht, auf einem Standpunkte, der dem, welchen ich einzunehmen mich genöthigt sehe, gerade entgegengesetzt ist. Der Verfasser von Nr. 2, weniger auf die Verkettung des Ganzen eingehend, als, dem bescheidenen Titel „Andeutungen" gemäß, von Scene zu Scene wie auf dem Spaziergange vorüberwandelnd, wobei er denn Manches liegen läßt, Manches wieder mit einer Aufmerksamkeit und mit einer Armatur, die aus allen Winkeln der Rüstkammer menschlichen Wissens herbeigeholt ist, zu durchdringen strebt, — durchgehends mehr auf's Einzelne gerichtet, — dieser Commentator stimmt mit dem, was ich über das zu Grunde gelegte Werk bekenne, dergestalt überein, daß ich Manches fast wörtlich so wiederfinde, wie ich es in einem kleinen Aufsatze (Schreiben an einen Freund über den zweiten Theil von Goethe's Faust, Wiener Zeitschrift für Kunst u. s. w. December 1834) auszudrücken bemüht war, der dem Verfasser gewiß so wenig, wie mir sein Büchlein vor diesem Augenblicke zu Gesichte gekommen ist. Eine solche Uebereinstimmung bleibt angenehm, auch da, wo eine auf Klarheit beruhende Ueberzeugung sie zu erwarten berechtigte. Doch werden sich im Verlaufe einige Differenzen finden, die wohl, sobald zwei Menschen sich über Gegenstände der inneren Welt ausdrücken, niemals fehlen werden. Und vielleicht ist das der eigentliche Zweck und die fruchtbarste Eigenschaft jener Art Werke, zu welcher ich den zweiten Theil des Faust zähle, daß sie solche Stimmen des Innern wecken und ertönen machen; wenn sie nun auch da und dort dissoniren: sie werden ins Ganze auf-

genommen, und die Harmonie wird irgend einmal zum Vorschein kommen. Anders freilich ist's bei reinen Werken der Kunst, auch dichterischen, die jeden Gebildeten entzücken, bei denen der Mangel an Wohlgefallen daran nicht aus verschiedener Meinung oder Maxime, sondern aus Mangel an Bildung herrührt. Daß nämlich der zweite Theil Faust's nicht in dieß Gebiet gehöre, das ist es eben, wovon wir, ehe wir ein Wort über ihn verlieren, ausgehen müssen; und was gewiß praktisch schon dadurch völlig bestätigt wird, daß zwei so ausgezeichnete Denker, wie die Verf. beider vorliegenden Schriften so ganz verschieden, ja entgegengesetzt darüber urtheilen. Bei einem reinen poetischen Kunstwerke, wie z. B. dem Agamemnon des Aeschylos, Goethe's Iphigenia, wird dieser Fall nie eintreten. Denn das Wissen entzweit, die Kunst aber versöhnt. Von dieser Basis also muß auch ich, wenn ich meine jetzige Aufgabe lösen will, wieder beginnen, und darf dabei dasjenige, was ich in oben erwähntem Aufsatze nur aphoristisch hingeworfen, wohl dem Urtheile des Aufmerksamen näher bringen, wobei ich das meine an den beiden Werken vergleichend prüfen, und so die Formel für uns alle Drei aussprechen kann. Denn von Lob und Tadel ist hier die Rede nicht, sondern von Meinungen; — und jede dieser Schriften für sich genetisch zu entwickeln und zu verfolgen, würde den Raum eines eigenen Buches erfordern, und am Ende überflüssig sein, denn die Schriften liegen Jedem vor.

Zuvörderst also bleiben wir gleich bei jener Eintheilung stehen, unter welcher ich oben die Werke der Dichtkunst zu begreifen gesucht habe: denn hier wird entschieden, ob und wie der zweite Theil des Faust überhaupt zu besprechen sei? „Die eigentlichen Werke der „Kunst," so beiläufig drückte ich mein Bekenntniß in erwähntem Aufsatze aus, „sind symbolisch; ihre Gebilde „lebendig, individuell, organisch, keine Abstraktionen, son„dern allenfalls Typen; bloß sich selbst, aber durch sich „Alles bedeutend; in dem Sinne, in welchem die Natur „Symbol des Schöpfers ist. Ueber diese Werke ist kaum „zu reden. Sie sprechen sich selbst aus. Eine andere „Art bilden die allegorischen Werke der Dichter. Hier „ist alles Absicht oder dient ihr. Die Gestalt muß der „Bedeutung weichen. Wir sind auf dem Gebiete der An„sichten. Der Kampf der Meinungen erhebt sich. Hier„her gehört der zweite Theil des Faust." Hier finde ich mich nun sogleich bei dem Verfasser von Nr. 2 zu Hause. Denn ich lese S. 66: „Von der Bedeutsamkeit einzelner „Gestalten bis zur wirklichen Allegorie ...... ist nur „ein Schritt. Das Vorwalten der Allegorie entdecken „wir besonders in Goethe's späteren Werken ...... „Das Schöne des klassischen Alterthums ist auch Sinn„bild der Natur; aber ohne Reflexion. Daher ist die „Romantik in höherem Grade allegorisch, die Antike sym„bolisch." Wir treffen hier selbst im Ausdrucke zusammen. Nur scheint der Verfasser seiner eigenen Ansicht nicht ganz treu zu bleiben, wenn er am Schlusse die bildlichen Darstellungen der, nach ihren verschiedenen Cha-

rakteren und Lebensläufen auf verschiedene Weise Büßenden und Geläuterten, allzu historisch und persönlich auffaßt. Denn, wenn auch der Dichter eine geschichtliche Grundlage anzudeuten für gut fand, so mag es dabei sein Bewenden haben; um historische Nachweisung ist es hier gewiß nicht zu thun. Und wenn wir das recht bedenken, so fällt zugleich der Vorwurf weg, den der Verfasser in Bezug auf das Dogma dem Dichter zu machen nicht ungeneigt scheint. Was nun diesen allgemeinen Gesichtspunkt betrifft, so finden wir hierin auch den Verfasser von Nr. 1 mit uns im Einverständniß; denn seine ganze Schrift geht vom ethischen Standpunkte aus. Er begreift also den Urtext auch als allegorisch. Das Wie scheint also abgethan; es erübriget das Was. Und hier scheiden sich unsere Wege. Die Entscheidung aber wird uns nicht gleichgültig dünken, — wenn wir uns erinnern, daß wir in dem wundersamen Büchlein, wie es Hr. D. anerkennt: „das Werk des Goethe'schen Lebens vor uns „haben, das gleichsam sein Vermächtniß bildet (S. 30)." Hier frägt es sich nun: Ruft uns der Verklärte von drüben zu, wie ich es aussprach und empfinde, wie es Hr. D. mit mir gefühlt, wenn gleich nicht als Hauptwort hingestellt: Liebt, strebt und wirkt, ohne zu ermüden, nach euren Gaben: und euch wird Gnade werden! — oder ist es an dem, wie der Verfasser von Nr. 1 ausspricht: daß nichts im zweiten Theile des Faust's „als „Grundidee nachweisbar wäre? nichts, als die reine Will„kür, die das Geschaffene in ein Nichts auflöst? (Seite „66.) — —" Wenn es so wäre, es wäre, bei den Göt-

tern! gar zu schlimm. Um uns hierüber zu trösten, scheint es denn doch unerläßlich, so wenig wir auszuschweifen gedenken, ein Bischen näher auf die Betrachtungsweise Herrn Enk's einzugehen.

In dem ersten seiner sechs Briefe entwickelt der Verfasser wahrhaft philosophisch und in einer anmuthigen Folge der würdigsten Betrachtungen die schmerzlichen Zustände, die den strebenden Menschen auf der Dornenbahn des Lebens erwarten; die Täuschungen der Fantasie, des Herzens, des Kopfes, wie der Begierde; und die Entzweiung im Innern des Ringenden, die endlich eintritt; und die er als den Quell anzeigt, von dem die ganze Geschichte Faust's ausströmt; worin wir ihm völlig beistimmen.

Aber schon im zweiten Briefe sehen wir mit Mißbehagen den geistreichen Verfasser diese vortrefflichen Erörterungen wie vergessen, und den Charakter Faust's, der alle jene Richtungen in sich faßt, der, wie Hr. D. ganz richtig sagt „den forschenden, sinnenden, träumenden, dich„tenden Deutschen vom besten Schlage, mit Einem Worte „— Goethe'n selbst in seiner frühern, auch wohl spätern „Epoche darstellt (S. 13)," ganz willkürlich nur von wenigen und den schlimmsten Seiten auffassen, als „hochmüthig und genußgierig (S. 27)," und ihm „jedes Ziel eines kräftigen Strebens (S. 28)," ja bald darauf (S. 29), im dritten Briefe, jedes Streben überhaupt absprechen. Und hiermit wäre im Voraus dem zweiten

Theile der Dichtung jeder Gehalt benommen: denn auf dem Streben allein beruhet dieser. In rastloser Thätigkeit sehen wir Faust vom Anbeginn bis zu seinem Gerichte unter Schmerz und Lust beharren. Freilich können wir ihm nicht überall Beifall spenden, denn

„es irrt der Mensch, so lang er strebt;"

aber unsere Theilnahme, denn auch wir sind Irrende und Strebende, können wir ihm nicht versagen. Wir fühlens im Tiefsten:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
„Ist sich des rechten Weges wohl bewußt;"

und das stille aber dringende Bedürfniß unserer Herzen läßt uns von der ewigen Gnade Barmherzigkeit für den Durchgeprüften hoffen; die uns denn auch am Schlusse durch die Worte der Engel verheißen wird:

„Wer immer strebend sich bemüht,
„Den können wir erlösen."

Wir hören diesen Chor mit der innigsten Befriedigung, glauben in ihm das Lösungswort des Ganzen zu haben, und sind weit entfernt, den Dichter oder sein Geschöpf strenger zu richten, als es das Maß der begränzten Menschheit gestattet. Wir denken vielmehr an uns selbst, und danken dem Dichter, der uns so freundlich zu beruhigen weiß. Jeder Wissende mag hiernach beurtheilen, ob der Verewigte (wie Fr. Wähner wähnt, und Hr. E.

S. 30 zu bestätigen scheint) „der nöthigen Bekanntschaft mit den Labyrinthen metaphysischer, sittlicher und religiöser Nachforschungen ermangelt habe;“ der große Mann hat wohl in Tiefen geschaut, vor deren bloßer Ahnung Hunderte erstarren würden; er hat in der heiligen Einsamkeit seines Busens Dinge abgethan, die man, wie die Eumeniden bei den Alten, nicht beim Namen rufen darf; und wir dürfen ja am Ende auch nur sagen:

„— er ist ein Mensch gewesen,
„Und das heißt ein Kämpfer sein.“

Hier mögen wir wohl auch einschalten, daß wir Stellen, wie die S. 72, wo ès heißt: „daß von allen Heroen „der deutschen Literatur kein Andrer dem Geist seiner „Zeit ...... so wenig verwandt sei, als Goethe, dem „die höchsten Interessen derselben ...... bis auf einen „gewissen Grad immer fremd geblieben sind;“ nicht wieder zu hören wünschten. Darüber sollten wir nun wohl hinaus sein, und ein geist- und gemüthvoller Kritiker sich nicht einer Brille bedienen, welche die Augen unberufener Sprecher bisher getrübt hat. Hiervon genug. Und wir begleiten Herrn C. zu seinem vierten Briefe, worin er, dem Vorangeschickten freilich entsprechend, darzuthun sucht, daß der erste Faust ewig Fragment hätte bleiben müssen, „weil das Leben selbst nur ein Bruchstück sei (S. 52).“ Gut und wahr! allein wir müssen gedenken, daß das Leben des Einzelnen eben nur dadurch aufhöre, Fragment zu bleiben, daß es von einer ewigen Macht und Weisheit, deren Wege wir nicht durchdringen, in eine höhere

Sphäre aufgenommen wird; was darzustellen gerade die Aufgabe des Abschlusses des zweiten Theiles, und somit des Ganzen, gewesen ist. Freilich wird dieser Abschluß unbegreiflich, wenn man, wie Herr E. (S. 55) im fünften Briefe, die vier ersten Akte des zweiten Theils ganz überspringt, die das weitere Irren, Streben und Genießen Faust's darstellen; und so den Anfang ohne Vermittlung willkürlich an's Ende knüpft.

Hier zeigen sich nun die falschen Früchte jenes oben gelegten Samens des Irrthums. Wie? Mephistopheles (S. 64) hätte seine Aufgabe gelöst? diesen „Geist von seinem Urquell abgezogen?" wann und wo hätte sich Faust „auf das Faulbett gelegt?" wann ist er im Genusse eingeschläfert worden? Das Vorgefühl der Früchte eines wohlthätigen Wirkens, das Höchste, was der Mensch auf diesem Planeten edel zu genießen berufen und befähigt ist, betrügt den höllischen Geist, der das nicht faßt, mit dem Scheine der Erschlaffung; und der Mann, der in diesem Wirken und Bauen sein irdisches Ende erreicht, sollte der vor dem Ewigen nicht Gnade finden? —

Ich glaube genug gesagt zu haben, und darf auf das Formelle im Gedichte übergehen, wo ich mitunter mehr Anlaß finden kann, mit Hrn. E. übereinzudenken, als bisher. Gewiß ist's, daß der Verf. von Nr. 2 den poetischen Werth des zweiten Theils von Faust, als Ganzes, etwas zu hoch anschlägt; obwohl er zugleich sehr richtig die Gründe angibt, warum dieser Werth nicht so groß sein könne. Wie kann man erwarten, daß ein Gebilde völlige Einheit der Form, der Stimmung, jene Har-

monie der Theile und sanft geschwungenen Uebergänge an sich tragen soll, die echten Kunstgebilden zukommen, — welches im Jahre 1770 concipirt, im Jahre 1831 vollendet ward, und das bei einem Dichter, wie dieser, dessen Inneres, wie vielleicht das keines Andern, in einem perpetuirlichen Fortbildungs-Umschwunge begriffen war? Daher die Forderung so Mancher, die den Faust so fortgeführt wollten, wie er anfing; weil sie seitdem auf derselben Stufe des Lebens verharrten, während der Dichter ganz andere Regionen, die Jene nicht ahnen, durchklomm; daher aber auch die auffallende Verschiedenheit in der Ausarbeitung der einzelnen Partien, von denen manche, wie z. B. die Helena, die höchste Stufe, auf welcher der Dichter je stand, bezeichnen, was durch Hrn. D. (S. 75) aus einem Briefe Goethe's an Schiller, vom Jahre 1800, wo dieser Arbeit erwähnt wird, begreiflich erscheint; andere wieder, z. B. die Scenen des vierten Aktes, wenigstens theilweise, die Spuren eines vorgerückten Alters unläugbar an sich tragen. Doch aber möchten wir nicht mit dem Verfasser von Nr. 1 sagen, „daß wir, auch mit der aufrichtigsten Verehrung für den Dichter, die klassische Walpurgisnacht nicht zu Ende bringen können, ohne zu sagen:

„Mir widersteht das tolle Zauberwesen!“

(S. 68) oder, daß es Mühe koste, das Ganze dreimal zu lesen (S. 69); wenn es so wäre, — woher „die aufrichtigste Verehrung für den Dichter?“ — Auch können wir keinem der beiden Erklärer beistimmen, wenn sie (Nr.

1 S. 62; Nr. 2 S. 111) wünschen, die Scene zwischen Mephistopheles und den Engeln möchte ganz oder theilweise unterdrückt worden sein. Warum soll der alte nichtswürdige Schelm plötzlich aus seiner Rolle fallen? Und das Gemeine ist, wie ihn Goethe gebraucht hat, seine Rolle; er ist das Negative in Allem, wie Mrs. Jameson (Frauenbilder ꝛc. u. s. w.) so gründlich bemerkt; anders mögen sich Lessing's, Klinger's, Müller's u. a. Dämonen benehmen; dieser aber ist nun einmal „der Schalk“ und der schmutzige „Herr der Ratten, Mäuse, Fliegen, Wanzen, Läuse!“

Daß uns aber durch den zweiten Theil des Faust jener Zauberhauch von ahnungsvollem Jugendleben nicht anweht und umwittert, der den ersten durchzieht; nicht wie in diesem die Gestalten des dahintaumelnden Lebens, wie im Fluge magisch festgebannt, und ihre Seelen wahrhaft verkörpert erscheinen, — der Moment, die Epoche, die Stimmung, nicht mit jener, zum zweitenmale nicht mehr erreichbaren Unmittelbarkeit, die den Kern unseres Lebens trifft, ausgesprochen, das sei dem Verfasser von Nr. 1 willig zugegeben. Und wir dürfen mit diesem Zugeständniß einstweilen von dem trefflichen Verfasser der Melpomene Abschied nehmen, um von Nr. 2 noch einiges Nähere beizubringen.

So wie Hr. E. überall als Selbstdenker und Erfahrener erscheint, dem es vorzüglich um Beruhigung und Abschließung in sich selbst zu thun ist, so gibt sich Hr. D. alsbald als Verehrer Goethe's zu erkennen, der es

nicht scheut, eine unerquickliche Menge halbvergessener Folianten zu durchwühlen, und die Waffen einer allerdings respectabeln Gelehrsamkeit anzuwenden, um die eigentliche Festung des verehrten Mannes zu erobern. Und wenn er in dieser Taktik auch unläugbar glücklich ist, indem er, wie es uns scheint, überall die Pforten des Gedichtes aufgeschlossen, so möchten wir doch hinzufügen, daß es solcher Rüstungen kaum bedurft hätte; da ein offener Sinn, ein empfängliches Gemüth, ein Geist, der durch Erfahrung selbst zu Resultaten gelangt ist, und eine genetische Kenntniß Goethe's völlig ausreicht, um in diesem testamentarischen Werke des Unsterblichen nichts Wesentliches unergründlich oder räthselhaft zu finden. Wie denn auch unsern Verfasser dieses Suchen und diese Exegese hin und wieder zu weit geführt hat; wie S. 20 die Stelle: „Blut ist ein ganz besondrer Saft" — unnöthiger Weise auf theologische Betrachtungen bezogen wird, was, wie ich oben schon anführte, am Schlusse wieder der Fall ist. Auch wird den naturwissenschaftlichen Ansichten, die allerdings, aber nur im Vorübergehen, mit „hinein geheimnisset" sind, auf Kosten der eigentlichen ethisch-practischen Tendenz, zu viel Wichtigkeit eingeräumt. Die Schrift unseres Enk ist Herrn D. wohlbekannt; auch weiß er sie an manchem Orte zu würdigen; gibt aber in der Vorrede (S. VI) nicht undeutlich zu erkennen, daß die seine, wenn gleich früher entstanden, als ein Gegengewicht in der Schale des öffentlichen Urtheils zu gelten wünscht. Der Gegensatz zwischen dem ersten und zweiten Theile Faust's wird nicht genug herausgehoben; wiewohl

Stellen, die der Verfasser aus Briefen Goethe's u. a. anführt, ihn nahe genug legten. Der erste Theil, in Jugendglut empfangen, aus „überfreier Gesinnung" (Dicht. u. W. III.) hervorgeströmt, sucht das Gränzenlose. Der zweite Theil, das Ergebniß eines Lebens voll Prüfungen, bringt das Gesetz, mit ihm die Beschränkung, und hat in diesem Sinne die dem ersten entgegengesetzte Richtung. Reiner Thatendrang (S. 20) wird endlich, von tausend Felsenwänden zurückgestoßen, in die Bahn des allgemeinen Besten einlenken, und eine Bestimmung selbstbewußt, mit höhern Kräften vereinigt, erfüllen, der er, in einem weitern Sinne, auch während des Irrstrebens seinen Pflichttheil unbewußt zollte. Denn wir erfüllen die Zwecke der Vorsehung, wollend oder nicht wollend. „Weil die That „überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irr„thume etwas Treffliches entstehen; weil die Wirkung je„des Gethanen in's Unendliche reicht." (G. 49, S. 15.) — Daß uns Hr. D. überall aufmerksam macht, die Maximen Mephisto's als solche, und nicht als die des Dichters, aufzunehmen, erscheint dankeswerth. Hieraus wird mancher Irrthum verhütet, manche Anschuldigung zurückgewiesen. Unterrichtete wissen die einzelnen Stellen wohl zu unterscheiden, wo sich der Weise allerdings hinter den Schalk versteckt. Es sind die, wo er zu negiren hat, — wo das Leben mit seinem großen Schatten das Licht von oben verdüstert; aber der Schatten, der wohl über jeden von uns hinzieht, schwindet wieder, und läßt nur wenige Spuren, wie die Rhythmen des Unmuths im Divan, zurück. Nur im Faust erkennt Hr. D. mit Recht überall

das Spiegelbild jenes großen Lebens. „Keine Richtung „desselben blieb hier ohne Denkmal. Der Zwiespalt ist „einmal vorhanden. Ihn lindern durch fortgesetzte Thä„tigkeit, wird fortan Bestreben ...... Er ist glücklich „und bliebe es, stünde nicht Mephisto ihm ewig drohend „zur Seite.“ (S. 22.)

Diese Stelle ist in allem, was wir über Faust bisher zu lesen hatten, die einzige, die auf ein Verständniß dessen hindeutet, was eigentlich die Achse des Ganzen ausmacht: wie sich nämlich Mephistopheles zu Faust, und beide zu Goethe verhalten. Jene dunkle Macht ist ein Stück von Faust's Innerem, und Goethe hatte sich's klar gemacht, wie Faust und Mephisto nur die Theile seines eigenen Innern seien. Denn im Menschen lebt die nach dem Höhern strebende, die bejahende, so wie die herabziehende, die verneinende Gewalt.

„ . . . Daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
„Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
„Die mich den Göttern nah und näher bringt,
„Mir den Gefährten . . . .
„ . . . . der kalt und frech
„Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts
„Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Dieses Princip ist in der Brust des Menschen, wie im Weltall, das Vergängliche, das Irdische,

„ . . . . es setzt der ewig regen,
„Der heilsam schaffenden Gewalt
„Die kalte Teufelsfaust entgegen,
„Die sich vergebens tückisch ballt.“

Vergebens! denn wie die irdische Hülle ihr Raub ward, ruft eine höhere Macht den Geist zu andern Wirkungssphären. Das ist Faust's Ende; das ist der gelöste Pact.

Goethe's eigene Aeußerungen über das Werk, mit denen uns Hr. D. bekannt macht, sind immer instructiv, oft merkwürdig. Die Hoffnung, man würde keine Ungleichartigkeit in der Behandlung wahrnehmen (S. 30 u. 128), war wohl unerfüllbar. Aber wir finden den zweiten Theil treffend bezeichnet, wenn Goethe schreibt: „Der „Verstand hat mehr Recht daran ...... Er wird Jenen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und Hindeutung „versteht. Dieser wird sogar mehr finden, als ich geben „könnte." (S. 31.) — So finden wir unser Gefühl bestätigt, wenn wir (S. 32) erfahren, daß der Abschluß Faust's, früher als das Uebrige, schon im Jahre 1829, so gut wie vollendet war. Denn er übertrifft das Uebrige, Helena ausgenommen, an Frische und Wärme. Wir empfinden mit Hrn. D. den Zusammenklang des Anfangs mit dem Schlusse.

In der versuchten Erklärung des reichen Details hat den Commentator sein Studium fast stets das Rechte finden lassen. So die Bezüge auf Farbenlehre (S. 33), philologische (S. 53 u. w.) und geologische (S. 84. u. w.) Polemik, abergläubische Gespenster-Theorien (S. 110) u. dgl. m. Die Mütter hat der Verfasser (wie wir im oben angeführten Briefe) als die gebärenden Ideen in der innern Welt anerkannt, und dieß Erkenntniß mit verschwenderischer Gelehrsamkeit zu begründen gesucht (S. 38).

Der Dreifuß aber darf nicht (S. 41) alchemistisch gedeutet werden; da hier nicht von Natur, sondern von Kunst und Schönheit die Rede ist. Wir mögen uns erinnern, daß der Tripus das Emblem der Begeisterung bei den Alten darstellte; und aus ihrer Hand möchten wir wohl eher als aus der einer mittelalterlichen Retorten-Philosophie den Schlüssel zur lebensvollen Welt der Griechen erwarten. Homunculus wird, wieder mit merkwürdigem Aufwand von Citaten (S. 79), erklärt; über Euphorion (S. 72) stimmt Hr. D. mit der allgemeinen Ansicht überein; bringt aber eine, mir bisher unbekannte Stelle (Ptolem. Heph. L. IV. p. 317) bei; so wie er uns über den Negromanten von Norcia (S. 89) aus Görres, Raumer und Andern belehrt. Die Anspielung auf Krystallographie (S. 99) lassen wir dahin gestellt sein. Goethe ist ein Dichter, den aus allen seinen Bestrebungen gleichsam zusammenzuklauben und schätzen zu lernen, Keinen reuen und Jeden fördern wird; er denke gleich oder anders. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! wird hier wie überall leitender Wahlspruch bleiben. Ueber das Schlußurtel und den Pact denkt der Verfasser (S 109) wie wir, nach unsern wiederholten Bekenntnissen. Und wir haben nichts hinzuzufügen. So wird auch (S. 124) das „Ewig-Weibliche," das so manchen Anstoß gefunden, bei so manchem Verständigen Kopfschütteln erregt hat, ganz nach unserer Ueberzeugung, als naturgemäßer Ausdruck völliger Hingebung gelobt, wobei sich wohl das Ideal der Madonna in der italienischen Kunst unwillkürlich dem Blick der Erinnerung vorbildet.

So haben wir denn auch über diesen wohlgemeinten und mit Geschick durchgeführten Versuch uns weitläufig genug ausgesprochen; und würden uns als völlig zufriedengestellt mit Vergnügen erklären, wenn der Verfasser, weniger bemüht ums Einzelne, sich entschiedener dem großen Sinne des Ganzen zugewendet, und so wie er in ihm aufgegangen, auch die, zu denen er spricht, unablässig und mit ernstem Nachdruck dahin gewiesen hätte. Denn wie die Fortführung des Wilhelm Meister, so ist auch die des Faust, deren Verwandtschaft mit jener wohl Jeder, der sich mit Goethe's Werken liebevoll beschäftigt, empfinden wird, einzig bemüht, uns Ehrfurcht vor dem Höchsten und liebevolle Thätigkeit in unsern Kreisen auf's Dringendste an's Herz zu legen; die Moral, welche alle die andern in sich schließt, welche von allen Werken der Natur wie des Geistes, wissentlich oder unwissentlich gepredigt wird, und die wir, als das Vermächtniß unseres größten Dichters, mit doppelter Pietät in unsre Gemüther einschreiben wollen! —

Nicht dem Verfasser der besprochenen Schrift also, der sie, wie wir, in sich aufgenommen, sondern Denen, die sie bisher noch unberührt unter dem siebenfachen Siegel gelassen, rufe ich, wie ich es schon früher that, neu wieder zu:

„Euch zur Erde mühsam bückend,
„An des Kleides Saum beschäftigt,
„Uebertändelt ihr die Stunden.
„Eh' ihr noch das Aug' gekräftigt,
„Aufwärts zu dem Antlitz blickend, —
„Ist das Götterbild entschwunden.“

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Erster Band mit Knebel's Bildniß. LXIII und 264 Seiten. Zweiter Band 512 Seiten. Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1835. gr. 8.

Knebel entwickelte an Goethe's Seite ein erfreuliches Naturell, lernte seine Fähigkeiten, nach gehöriger Schätzung, cultiviren, und lieferte so jene gesunden Producte, die ihm von seinen Freunden wohl etwas zu hoch angerechnet werden, die aber immer einen schätzbaren Beitrag zu unserer Literatur liefern. Bei ihnen jedoch blieb er auch stehen, und suchte nicht, wie wir es so oft in neuesten Tagen sehen, durch ein phaëtonisches Mißlingen mitleidigen Nachruf für herzlichen Beifall einzutauschen. Alles bisher Gesagte sucht der vorliegenden Sammlung die rechte Stelle unter der großen Masse neuerer Erscheinungen anzuweisen. Sie stellt nämlich ein Stück deutscher Literaturgeschichte dar, und zwar vorzüglich aus jener Epoche und jenem Kreise, welche wir uns nicht ohne besondern und innigen Bezug auf Goethe denken können.

Die einleitende Biographie Knebels von Th. Mundt ist breiter als tief. Es wird viel geredet und wenig gesagt. Im Ganzen wird Knebel als das bezeichnet, was er war. Es wird zu verstehen gegeben, daß ein eigentlicher dichterischer Genius ihm nicht inwohnte, was in der That die folgenden Gedichte bestätigen. Es sind mehr geist- und gemüthreiche Aeußerungen in rhythmischen Formen, als wahre Gedichte. Dasselbe läßt sich nun freilich von der bei weitem größern Zahl sämmtlicher existirenden

lyrischen Sammlungen sagen; aber jene wollen auch für mehr nicht gelten, und das läßt sich nicht von diesen rühmen. Den großen Lucretius scheint der Biograph nie studirt zu haben, sonst würde er eher begreifen, was denn „diese auf die barste Lebenswirklichkeit hinauslaufende Dichtung . . . enthalten mußte, um jene Gemüther nicht nur zu blenden, sondern auch zu erheben.“ (S. XLI.) Da hat sich der dialectische Hegel schon besser umgesehen, wenn er (II. 447) schreibt: „Ich weiß wohl, daß einen Zeitungsartikel abfassen, Strohessen heißt, gegen das Schwelgen in dem Drehen und Ausmeißeln lukrezischer Hexameter, voll tiefsinniger Philosophie. „Daß aber vollends, wie Mundt versichert (XLI) „in der heidnischen Unvermitteltheit die Weisheit des Epikur etwas Richtiges ist „und die Wahrheiten, die in ihr stecken, nur erst durch eine Begründung auf christlicher Basis zu ihrem eigentlichen Recht gebracht werden“ — mögen die Philosophen und Theologen, jeder nach seiner Art widerlegen; jene werden behaupten, den Epikur ohne Christenthum zu verstehen, — und diese werden schwerlich unsern Glauben zu einem Commentar des Epikur machen wollen.

Die Gedichte sind, mit wenigen Ausnahmen, in antiken Versformen, welche Knebel bekanntlich mit bequemer Lebendigkeit behandelt, abgefaßt, und bestehen aus Hymnen, welche ein edles religiöses Gefühl für die Natur ausdrücken, — Elegien, welche den Widerspruch zwischen den ernsten Forderungen und idyllischen Träumen eines liebevollen Herzens und der traurigen Kälte einer bedenklichen Gegenwart abermals zur Sprache bringen, — vermischten

Gedichten (vom J. 1766 bis zum J. 1829), meistentheils bei bestimmten Anläßen entstanden, uns zum Theile, wie das Gürtelband (S. 42) aus Herder's Werken bekannt, und durch diese Sammlung nur erst ihrem Vater vindicirt, — und Distichen, wie sie eben von bedeutenden Augenblicken einem aufmerksamen Geiste eingegeben werden. S. 83 treffen wir ein Gedicht, das dieselbe Idee entwickelt, die Goethe mit der Ueberschrift: „Urworte; Orphisch" (3. Bd. S. 101) zum Typus des menschlichen Lebens zu stämpeln suchte. Nur hat es Knebel mit der determinirten Strenge eines Philosophen dabei bewenden lassen, uns auf die ernste Nothwendigkeit, als die dunkle, eiserne Schlußmauer unsers Daseyns zu verweisen, während Goethe mit dichterischer Milde die eherne Pforte dieser Mauer entriegelt, und die Hoffnung, das liebliche Wesen, uns zum Troste herbeiruft. — Herder's Einfluß ist in allen Dichtungen unverkennbar; ein Centrum in Knebels Naturell, eine gewisse zusammenhaltende Kraft, durch den steten Umgang mit den Alten, besonders mit dem so bündigen Lukrez, noch mehr befestigt, hat diesen Einfluß unschädlich gemacht. Denn man kann im Ganzen nicht sagen, daß Herder auf die Seinen günstig wirkte; sein großer, weiter Blick verlockte das ungeübte Auge in's Grenzenlose, und wenn Goethe befreit hat, so hat Herder entzügelt.

Der nun folgende Briefwechsel ist unstreitig das Interessanteste am Ganzen. Eine merkwürdige, ja man muß wohl sagen die merkwürdigste Epoche der deutschen Bildungsgeschichte bewegt sich hier, wie in einer reichen Aus-

stellung, lebendiger als es in Compendien geschehen kann, vor der Erinnerung des Literaturhistorikers vorüber. Die bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten erscheinen, gleichsam durch sich selbst gemalt, wie wandelnde Porträts, jeder die Attribute und Insignien mit sich präsentirend, die ihn charakteristisch bezeichnen. Ohne daß es deutlich ausgesprochen wird, merkt auch hier der kundige Leser überall, daß Goethe der verborgene Mittelpunct ist, auf den sie sich alle beziehen, in dem sie sich reflectiren. Knebel erscheint dabei wie der Romanheld nach W. Meister's Theorie, er läßt eben alle auf sich wirken, nimmt auf, lehnt ab: vermittelt, und ist dabei der gewinnende Theil. Sein eigener Gefühls- und Gedankenkreis wird im dritten Bande deutlicher werden; denn dieser wird seine eignen Briefe, seine vermischten Schriften über philosophische und literarische Gegenstände, und Auszüge aus seinen Tagebüchern enthalten.

Den Reihen der vorüberziehenden Gestalten eröffnet würdig der Großherzog Carl August von Weimar. Ein Welt- und Lebemann im besten Sinne, aufgeklärt, geprüft, durch Geist und Geburt gleich hoch gestellt, dieser Stellung sich heiter bewußt, und sie zu kräftiger Anregung froher, lebendiger Thätigkeit um sich her benützend, mit der echten Fürstengabe gekrönt, Menschen jeder Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu behandeln, von den Grazien beschenkt, practischer Philosoph mit einem angenehmen Uebergewicht edlen Epikuräismus, — unterhält sich hier mit einem biedern Freund über mannigfache Reise-, Lebens- und Seelen-Angelegenheiten. Es thut wohl, einen solchen Für-

sten in einem solchen Kreise wahrzunehmen, und im Geiste die Früchte vorzugenießen, die ein so herrliches Verhältniß reifen muß. Eines Auszuges sind diese Briefe, die in der Breite des Weltverkehrs herumvagiren, nicht fähig. Einem ähnlichen, practischen, realen Geiste sagt vor Allem die Sphäre der Natur zu, und so mag statt aller Eine treffliche Stelle zur Bezeichnung hier stehen: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergibt; sie fängt an leicht zu werden, daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich . . . immer auf dem ruhigen, bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher vorschreibt.“ (I. 143) — Die Herzogin Amalie läßt ohne Rückhalt die gefühlvollen Ausdrücke einer schönen, zart gestimmten Seele wallten, während die kürzeren Billets der Großherzogin Louise das Gepräge geistiger Hoheit und sorgfältig gemessenen Betragens haben. Desto ungezwungener, halb in Prosa, halb in Knittelreimen, läßt sich der wackere Einsiedel aus, in welchem sich der fröhliche Welt- und der herzliche Biedermann auf's Erquickendste durchdringen.

Der würdige Dalberg schließt mit edlen, philosophischen Aeußerungen, die sämmtlich auf sittliche Befriedigung hinwirken, den ersten Band. — Briefe von Knebel an seinen Jugendfreund Gilbert, die den zweiten eröffnen, versetzen uns in die angenehmen Jahre, wo man den Pegasus zuerst besteigt, und der gewissen Hoffnung lebt, er werde uns in olympische Räume tragen. Nüchterner wird man schon gestimmt, wenn man Ramlers Briefe liest, dem das edle Flügelroß nie sauber genug gezäumt, gesattelt und gestriegelt ist. Ein einziger Brief der Karschinn reicht hin, was noch an Illusion übrig war, zu vernichten. Die kindischen Spielereien des alten Gleim haben doch etwas Gemüthliches. Geistreicher, mit gefühlvollem Behagen, wirft Fritz Jacobi einige Worte hin. Der ehrliche Boje erhandelt und behandelt kümmerlich Beiträge zu seinem Musen-Almanach, protegirt studierende Poeten, macht Bücklinge vor ausstudirten, und ist ein rechter Göttinger-Mäcen. Von Nicolai's wenigen Briefen ist nichts zu sagen. Die von Großmann hätten neben jenen an Gilbert, und die von Knebel an seine Schwester Henriette, herzlich, schön und bedeutend für Knebel's Charakteristik, wie sie sind, im dritten Bande eine passendere Stelle gefunden. Nun geht es aus einem höhern Tone. Die Briefe des herrlichen, so oft, und leider! noch jetzt häufig verkannten Wieland stellen uns diesen wahrhaft schönen Geist wieder in seiner liebenswürdigen Größe dar. Feiner, gefühlvoller Scherz, scharfe, menschenenträthselnde Gedanken, rührende Innigkeit, große Ansichten, wechseln mit einander, und werden nur durch

die sanfte Beleuchtung zusammengehalten, welche das Licht innerer Klarheit über sie ausgießt. Diese ruhige Helle ist es nebst anderen, was unserer verworrenen Zeit, der alles Große nur als Komet vorschwebt, an Wieland ungenießbar bleibt. Diese Briefe aber, die zum Theile aus den Tagen seiner Zurückgezogenheit sind, verdienen Dank, daß sie uns das schöne Bild großen, klaren, anmuthigen Daseins wieder vor Augen bringen, das Wieland unter dem Namen Agathodämon zeichnete, „als letzten Versuch, ein schon so lange in seiner Seele liegendes Ideal abzuschatten.“ (II. S. 213) Ein Ideal, das seine eigene Persönlichkeit und Art zu sein, auf's Lebendigste verwirklichte. — Herder sendet geflügelte Blätter, verschiedensten Inhaltes, an den ihm besonders ergebenen, seelenverwandten Freund. Sein Styl ist in diesen Briefen derselbe wie in seinen Werken, nur noch individueller. Es sind hingeworfene Skizzen, große Umrisse, ahnungsvolle Blitze, vielbedeutende Orakel; alle Worte deuten in's Unendliche hinaus. Was sich von ihm aneignen läßt, hat seine Gattin, Caroline mit ihrer eigenen gemüthlichen Zartheit und Weichheit, bei etwas Unbestimmtem, Unaufgehelltem in ihrem Denkkreise, zu einer wohlthuenden Persönlichkeit verschmolzen. Ihre Briefe behandeln meist literarische Vorwürfe, und ich kann nicht umhin, hier eine Stelle daraus mitzutheilen, die dem beliebten Gemeinspruch über Goethe's Eugenia; „marmorglatt, aber auch marmorkalt“ — gänzlich zuwider lautet (II. 345): „Das Thema des Stücks hat eine große Anlage — nämlich: der ewige Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen.

Der Keim und Gang des Schicksals wird vor uns entwickelt, wie eine Blume entfaltet sich eine Folge aus der andern, Handlungen und Empfindungen sind Eins, vortreffliche Gesinnungen, Gedanken, ausgesprochen in einer klassischen Sprache . . . . die Stände handeln, ohne Namen: König, Herzog, Graf u. s. w.; zwischen diese kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedräng. Das Verhältniß eines verständigen, zärtlichen Vaters zu seiner geliebten Tochter ist unvergleichlich dargestellt, seine Liebe und sein Schmerz, da er sie verloren, so rührend wahr! Die Schuldlose wird vom Bruder verfolgt, von ihrem Vater, der sie todt glaubt, entfernt, — sie soll über's Meer. Hier zeigt sich nun, in den verschiedenen Situationen, wo sie um Hülfe fleht, daß sie nur Stände, nicht Menschen antrifft. Nur Einer hat ein mitempfindend Herz, er will sie retten . . . Sie sagt ihm ihre Hand zu . . . dieß ist die erste Abtheilung von dreien. Es ist ein wahrhaft hohes, klassisches Stück, . . . nach diesem Anfang zu urtheilen, das Schönste, was Goethe je gemacht hat."
— Nach dieser enthusiastischen Aeußerung wirft sie einige ungerechte Seitenblicke auf Schiller, und verzweifelt wieder im nächsten Briefe bei der Vorstellung, Goethe könne das Stück zu Gunsten der Stände statt zu Gunsten der Menschlichkeit, wie es ihr gutes Herz wünscht, enden wollen. Wie nun, wenn er es zu Gunsten der Wahrheit geendet hätte? der alten, grauen, eisernen Wahrheit, die von Ständen so wenig als von guten Herzen weiß? und wenn es eben diese Wahrheit wäre, deren harte, schwer verdauliche Bissen uns die hätschelnde Amme Poesie in gezuckertem Brei

darreicht? — Knebel's Antworten an das bedeutende Ehepaar folgen auf ihre Briefe; und nun tritt uns Lavater's Kerngestalt entgegen. Schade, daß so wenig von ihm da ist! man spürt sogleich, daß man es mit einem tüchtigen, in sich ausgearbeiteten Manne zu thun hat, der weiß was er will und es ganz will. Jedes seiner Worte lebt, alles ist individuell, wahr, kräftig, groß, und wir wagen es zu sagen, daß vielleicht von Allen, die hier vor uns auftreten, dieser unschätzbare Mann an eigentlichem geistigen Gehalte Goethe am nächsten steht. Er fühlt sich auch so. — Heinr. Meyer, auf schlichte, klare Weise, Fernow mit etwas mehr Aufputz, Passow mit modernem, gelehrtem Enthusiasmus, Wolf mit der Sicherheit des bewährten Kenners, und Schütz mit Bescheidenheit, geben Meinungen über philologische Gegenstände, Vorschläge, Conjecturen, Lesarten u. dgl. m. Jean Paul wiederholt seine bekannte Art, über allerlei Objecte mit geistreich-sentimentaler Laune zu phantasiren, und sich zwischen „den zwei Brennpuncten seiner närrischen Ellipse, Hesperus Rührung und Schoppens Wildheit (S. 425) zu bewegen. Die wenigen Briefe Matthisson's haben etwas unangenehm Elegantgefühlvolles, etwa wie sich Apoll mit Frack und Beinkleid bei einem ästhetischen Thee am Genfersee ausdrücken würde. Hegel zeigt sich beschäftigt und vertraut mit den öffentlichen Angelegenheiten, und bewährt auch hier den eindringenden Verstand. Falk, und der frische, herzliche Voß lassen sich nur kurz vernehmen; so wie ein einziger Brief hinreicht, um Wernern auf's Täuschendste zu porträtiren, und uns diese ganze merkwür-

dige Persönlichkeit, wie wir sie im Leben kannten, wieder vor's Auge zu rufen. Die altfränkische Ungeschicklichkeit mit emphatischen Kraftäußerungen, die übertriebene Demuth bei unverholner Selbstgefälligkeit, der fromme Ton von mythologischen Formeln durchbrochen, — dieses aus Widersprüchen geknetete Ganze macht einen wehmüthigen Eindruck. Oken endlich rechtfertigt bündig seine consequente, freilich mancher Mißdeutung fähige Lehre gegen die Zweifel des, die determinirte Sprache einer schlußfesten Systematik nicht so gewohnten Knebel. Er verfährt dabei mit der ihrer selbst gewissen, liebenswürdigen, runden Derbheit des Philosophen, die dem Gegner nichts übrig läßt, als das Bekenntniß seiner Unwissenheit. — Dieß sind sämmtliche Briefsteller. Ueber Knebel selbst wird der dritte Band erst die rechte Auskunft geben. — Weil wir nun doch das Ganze in Bezug auf Goethe gefaßt und dargestellt haben, so werden einige Stellen über ihn von den Briefstellern die Charakteristik vollenden. Der Herzog K. A.: „Goethen hab' ich geschrieben. Diesem Menschen scheint's gewaltig wohl zu geh'n, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler werden zu lassen, als sich's geziemt." (I. 161) „Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possirlich, wie der Mensch so feierlich wird." (I. 180) Wieland: „Verzeihen Sie das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondrischen Anfall über Goethe schrieb. Ich bin inzwischen radicaliter von allem Mißmuth gegen diesen sonderbaren großen Sterblichen geheilt worden." (II. 210)

Herder,: „Goethe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen, . . . Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt des Lebens ein Mann. Wie Viele gibt's Solcher? . . . In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißig, und ich gebe Goethen in Allem Recht was er darüber sagt." (II. 236, 240, 246) Lavater: „An der Iphigenie lab' ich mich noch alle Tage." (II. 399) Jean Paul: „Goethe sei von allem, was gut und recht in mir ist, auf's Innigste gegrüßt." (II. 429) Jacobi: „Goethe hat einen Kupferstich von mir; ich hätt' ihn gern wieder; eine feierliche Zurückforderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich, wer weiß was, dabei denken." (I). 72) So komisch dieser letzte Zug ist, so bezeichnend ist er, und mag, als ein lustiges Problem, der letzte bleiben.

Das beigegebene Bildniß präsentirt Knebeln mit dem von Wieland ererbten Käppchen, und einem flüchtigen Facsimile. Von einer „plastischen Schönheit, von echt antiker Bildung des Kopfes" wie sie Mundt (S. LXIII) rühmt, bemerke ich nichts. Der gemüthliche, sinnende Ausdruck, verbunden mit dem deutschen Costüme, erinnert eher an einen Steinmetz oder Baumeister des 16. Jahrhunderts.

Dem dritten Bande sieht man mit Erwartung entgegen. Wenn auch die goldenen Zeitalter mehr in den Köpfen der Dichter spucken als die Wirklichkeit beglücken, so gewährt doch immer die Betrachtung bedeutender Indivi-

duen und einer regsamen Literatur-Epoche ein reines und fruchtbareres Vergnügen, als die Erscheinungen einer verworrenen und verwirrenden Gegenwart.

Louise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert; vom Verfasser der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen bearbeitet. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835. Zwei Theile.

Den Inhalt dieser vortrefflichen Erzählung macht scheinbar das traurige Schicksal Luise Strozzi's aus, — in der That aber der Zustand der Florentiner unter Alexander von Medici. Das Beste wie das Schlimmste, was sich von dem Buche sagen läßt, ist: daß es ein historischer Roman ist. Diese Behauptung zu begründen, bemerke ich Folgendes:

Wenn gleich seit Xenophon's Kyropädie die Geschichte oft genug als Roman und der Roman als Geschichte behandelt ward, so ist es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen historischen Roman nennen. Dieser ausgezeichnete, und trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und den Grillen pedantischer Zünftler, unsterbliche Schriftsteller kannte genau die Bedürfnisse seiner Zeit und Nation, und war der Mann, sie zu befriedigen. Er machte die Geschichte, und zwar die vaterländische, zum Hintergrunde seines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringste zu schnitzeln; sie gab nur dem Erfundenen Würde

und Interesse, ohne sich damit zu vermischen. Ich rede hier von seinen besten Werken; wo er jene Maxime verließ, entstanden Zwitter, die dem Historiker Verdruß, dem Romanleser Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Ansicht fest: Der höchste Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es ist Entweihung der Dichtkunst, wenn ihre tiefste Bedeutung factischen Interessen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut sich einer Geschichte, die man ihm vorerzählt, erst dann, wenn man ihn versichert, daß sie sich wirklich zugetragen hat; es ist Erniedrigung der Geschichte, wenn die Resultate tiefster Forschung die müßigen Stunden romanlesender Damen tödten sollen, und nur der Verbildete zieht das Pikante ergötzlicher Lügen der einfachen Wahrheit vor. Was also Scott's beste Werke dem gebildeten Leser so werth macht, ist nicht das Historische, sondern das Menschliche in ihnen. — Von seinen Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftstellern haben die Einen jene Maxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleistet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und sind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geistern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlich unmöglich nennen; und so hat Salvandy im Alonso ein Werk geliefert, von dem wir nicht sagen können, ob die historische oder die innere menschliche Bedeutung der Hauptzweck sei; ihm sind die Menschen zur Geschichte geworden, die Geschichte hat sich ihm vermenschlicht; sein Geist hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und classifiziren; wir beugen uns dem Ge-

nius, und lassen uns von ihm bezaubern und belehren. Indem ich nun Rosini, den Verfasser des vorliegenden Buches, als einen Geistesverwandten dieses großen Mannes, nur auf geringerer Stufe, bezeichne, glaube ich ihm seine Stelle ehrenvoll genug angewiesen zu haben.

Jene Einheit von Geschichte, Leben und Dichtung ist auch hier bezweckt, nur nicht völlig erreicht; die Geschichte überwiegt, und will das frische Leben hier und da verdrängen; es ist, als liebte und litte manches seelenvolle Wesen, um uns eine Jahreszahl tiefer einzuprägen; und der deutsche Bearbeiter, dem gelehrten Hang unserer Landsleute treu, hat, statt diesem Mangel nachzuhelfen, ihn vielmehr durch eine historische Einleitung und ähnliche Noten nach Kräften unterstützt. Damit Niemand glaube, ich thue dem Verfasser Unrecht, stehe hier: daß mitten in einem interessanten Abenteuer, die Flucht Alamanni's betreffend, der gespannte Leser durch den Zwischensatz wie geohrfeigt wird: „Es braucht hier kaum erinnert zu werden, daß Alamanni nach dem Ariost der berühmteste Dichter der damaligen Zeit war." (I. 299.) Eben so wundert man sich, im zweiten Theile, S. 136, aus dem Munde eines Unglücklichen in Momenten der Schwermuth literarische Ansichten über Bojardo, Ariosto und Berni zu vernehmen. Gleicher Weise wird man mitten im Heranblühen der schaurigen Katastrophe, in den Momenten schmerzlichster Erwartung (II. 335) mit einem Abriß der Geschichte von Siena hingehalten. Hierin liegt es denn auch, daß mehr Personen auftreten, als mit Bedeutung beschäftigt werden konnten; daß manche Situationen bloß

als historische Decoration da sind; daß erst vom zwölften Kapitel des ersten Theils an die Geschichte eigentlich anfängt und an sich interessirt; daß sie überhaupt vorzugsweise auf den Florentiner, auf den Patrioten berechnet ist und wirken muß. Der Verfasser ist so von vaterländischer Art und Historie durchdrungen, daß sogar die Schreibart den Styl jener denkwürdigen Zeit annimmt, und an Machiavell, ja an die Alten erinnert. Glückliches Land, dem seine Ahnen einen Geist eingeimpft, dessen Aura selbst die dumpfe Atmosphäre der Gegenwart noch durchduftet! Da ist nichts von sentimentalen Expectorationen, nichts von subjectiven Erinnerungen, nichts von moderner Effectjägerei, nichts von philosophisch sein wollenden Radotagen; einfach, bündig, in gut berechneter Folge werden Facta erzählt, die an sich wichtig und rührend genug sind; die handelnden Personen werden, der Weltgeschichte, nicht der particulären zu lieb, in wenigen Zügen gemalt; die Localitäten mehr für Heimische als für Fremde bezeichnet; Gespräche zur Belebung und Charakteristik, lebhaft, kurz, bedeutend, eingewebt; Reflexionen, nur wo sie sich fast unabweislich aufdringen, kräftig und bündig hingestellt; sie sind immer wahr, nicht selten tief; nur manchmal wird man auch hierin an die Alten gemahnt, daß eine Wahrnehmung, die man täglich zu machen Anlaß hätte, also als bekannt voraussetzen sollte, mit einem gewissen, Neues verkündenden Pathos vorgetragen wird. Freilich gedenkt man dann der Nothwendigkeit, uralte Wahrheiten heut zu Tage, noch so gut wie zu Herodots Zeiten, als neu einschärfen zu müssen!

Das Wichtigste aber am Buche ist die Gesinnung des Verfassers, um derentwillen es geschrieben ist, — von der er wünscht, daß sie auf uns übergehe. Möchte sie's doch! sie ist durchaus wacker, kräftig, echt. Er weiß sehr gut, was er will; und auf Leser, die bis über das zwölfte Kapitel des ersten Bandes ausdauern, wird er auch seine Wirkung nicht verfehlen. Hier aber tritt, wie überall und immer, der alte fatale circulus vitiosus ein: die, welche die Lehre brauchten, fassen und fühlen sie nicht, — die sie verstünden, brauchen sie nicht. Tugend, Kraft, Selbstgefühl ist es, was er predigt; welch ein Unterschied von jenen modernen Novellchen und pikanten Allerlei's, in deren üppigen Verstecken Entsittlichung und Auflösung lauern, den Mann zu Gunsten des Träumers in Schlaf zu lullen. Es ist eine alte Geschichte, die er erzählt, ein altes Thema, das er variirt, — von Hipparch bis auf Alexander von Medici öffentlich und geheim oft genug aufgeführt. Tugend und Laster werden sich, zu einem einfachen, großen Kontraste, aber nicht in hohlen Personifizirungen, sondern in zwei lebendigen Menschengestalten, gegenüber gestellt; um sie herum bewegt sich eine vielfach abgestufte, krankhaft agitirte Masse. An leise, allmählige Charakterentfaltung wird man da nicht denken; sie ist nicht einmal nöthig; denn man hat meist historische Menschen vor sich, deren Bekanntschaft bei uns vorausgesetzt wird. Alles dient nur dem Einen Zweck: ein Stück Weltgeschichte lebendig hinzustellen, damit es ein Symbol für hundert andere Stücke derselben sei. Die Intention ist klar, der Entwurf zweckgemäß, das Detail

skizzirt. — Es ist hiervon genug gesagt, um Rosini's Verdienst, aus seinem Innern heraus, gewürdigt zu haben. Des Nähern belehre sich der Leser selbst, so wie man diesem das bittere Vergnügen lieber selbst überläßt, von der Schürzung des Knotens geängstigt, von dessen Zerhauung überrascht zu werden. Wenn der deutsche Bearbeiter im Vorworte fürchtet, man möchte die Hauptsachen zu grell finden, so wird ein Blick auf die blutigen Blätter der Weltgeschichte genugsam lehren, daß seine Furcht, leider! ungegründet sei.

Weil ich hier auf den Bearbeiter zu sprechen komme, so muß ich, bei Unbekanntschaft mit dem Original, nur loben, daß er die nationale Färbung des Ganzen so treu zu erhalten gewußt hat. Kann ich nun meinen Bericht aaders schließen, als mit dem Wunsche, daß ein solches Werk recht viele Leser finden möge? scheint nicht ein gesundes, nahrhaftes, minder gewürztes Gericht von Zeit zu Zeit dringend nöthig, wenn wir nicht bei unsern üppigen, aromreichen, aber saftarmen Assietten, entweder aus Heißhunger oder aus Ueberladung mit giftigem Nichts, endlich sterben sollen?

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolph Wienbarg. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835. VIII und 260 Seiten. 8.

Nach der, den modernsten Schriftstellern wie Lesern behaglichsten, und in der That unsern Bedürfnissen gemäßen Manier, wird hier ein Allerlei von Aufsätzen, durch kein äußeres Band verknüpft, durch innere Einheit allerdings verwandt, aufgetischt Die Zeichen des Thierkreises müssen, wie Herodot's Musen, nicht ohne passenden, oft humoristischen Bezug, die Titel liefern. Will ich nun redlich verfahren, und des Verfassers Freunden keinen Grund geben, mich der Flüchtigkeit anzuklagen, so muß ich wohl jedes einzelne Zeichen mit Aufmerksamkeit, wenn gleich mit der Kürze, die einem leichten Bändchen angemessen ist, betrachten.

Die Vorrede hat, bei warmem, kräftig schönem Wortstrome, etwas Ausruferisches. Dem Jünglinge, wenn er sich der Welt und seiner zum ersten Mal lebendig bewußt wird, kommt es immer vor, als entfalte sich mit ihm erst auch die ganze Welt. Verbinden sich nun in dieser glücklichen Periode gleichfühlende Herzen mit dem seinen, so scheint ihm eine neue Aera aufzugehen, deren Apostel er und seine Freunde sind. Diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten erlebt, und zu allen Zeiten wird man sie erleben. Wer aber einen Blick in die Zeiten thut, lächelt über das stete Verkünden des neuen Tages und Verdammen der alten Nacht: da es doch immer und überall Tag ist in den hellen Geistern und reinen Her-

zen, — immer und überall Nacht, wo Vorurtheil und Bosheit herrschen. Daß es aber allgemein unterm Monde tage, ist nicht das Werk einer Institution, eines Aufrufs, eines guten Schriftstellers, also auch nicht Herrn Wienbargs, sondern das stille Werk der Aeonen, die den geheimnißvollen Händen des Ewigen entfließen. Dieses nun, was ich da sage, so gut wie das, was Hr. W. sagt, haben unsere großen Schriftsteller, unser Lessing, Herder, Wieland, Goethe, Schiller, alles auch schon gesagt, — reifer, schöner, vernünftiger als wir; und gewiß! wir könnten uns manches Wort ersparen, wenn wir jene fleißiger läsen, statt uns an ihre Stelle setzen zu wollen. Ich habe mich hierbei etwas aufgehalten; die Vorrede gibt doch den Text an, wozu das andere die Noten sind, und so darf ich mich später nicht wiederholen.

Der Widder gibt, nach einer sehr hübschen, wahren Einleitung, wie man den Pindar übersetzen müsse, — die sich alle Anhänger der wortelnden Schule gesagt sein lassen mögen! — ein Beispiel, wie man ihn nicht übersetzen müsse. Des Verfassers Gedicht ist an und für sich gut, mit einer gewissen Virtuosität der Einfachheit, im Geiste von Schiller's Virgil gearbeitet; wer nun je den wahren Pindar gekostet hat, braucht weiter keine Kritik.

Der Stier bringt eine simple Geschichte tiefen Gehaltes. Es wäre Lästerung, wenn man an das Gefühl tasten wollte, das ihr zu Grunde liegt. Nur führt es den Verfasser zu weit. Er möchte, daß Jeder, wie sein Karl, seinen Besitz „bis auf den letzten Thaler in den Wasserfall werfe (S. 70).“ Dann aber sind wir,

wo wir waren, ehe die Blutherrschaft Mammons begann, — und die Wege der Vorsehung, die uns durch diesen das Mittel wider ihn selbst in die Hände gab — waren vergebens. Wir wollen also statt: „werfet hin und beginnt von neuem!" lieber sagen: „besitzet und verwendet!" Dann wird der Besitz dem Edlen kein Nachtgespenst mehr sein, sondern belebender Genuß.

Die Zwillinge müssen als Symbol des Doppelgestirns Liebe und Haß, Lust und Qual, Wollust und Grausamkeit, Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, des Einen großen Gegensatzes, der die ganze Welt der Erscheinungen bedingt, — einer Reihe von — ich weiß nicht, soll ich sagen „Betrachtungen" oder „dithyrambischen Rhapsodien" — leuchten, deren hinreißende Darstellung den Leser, wenn er am Ende ist, dem losgelassenen Strome seiner eigenen Gedanken überliefert. Es ist ein Zug aus jenem Abgrund, in den jeder Denker einmal geschaut hat; Viele wenden sich hastig ab, dem heitern Tag des Genusses zu, — Viele kriechen gelähmt in den Winkel der Frömmelei, — Viele starren dumpf, wie der bezauberte Vogel, in den Rachen der Klapperschlange, bis sie verschlungen sind, — der Verf. hat den Anblick ausgehalten, ja aus dem Wasser des Todes den Becher des Lebens mit Kraft gefüllt.

Der Krebs unserer Zeit: das Unvermögen, zu glauben und zu handeln, veranlaßt ihn zu redlichen Ergießungen und zu einer Schilderung Schleiermachers, die zu beurtheilen ich außer Stande bin. Recht ist's, daß uns am Schlusse der Krebs als Lenz kündendes Himmels=

zeichen vorgeführt wird, damit wir nicht in der Verzweiflung der Unheilbarkeit die Hände sinken lassen.

Der Löwe schließt sich dem Insecte herablassend an, indem er jenes Allgemeine auf Deutschland und Politik klarer bezieht.

Die Jungfrau ist ein poetisches Votivbild, welches nur die Pietät recht würdigen könnte, wie die Pietät es schuf.

Der Scorpion legt ein allzugroßes Gewicht auf Heine's Lieder. Diese kecken, liederlichen Kinder einer unbekümmerten Eigennatur nehmen sich auf dem historischen Kothurn, den ihnen der Verfasser unterschnallt, mit den Philosophenmänteln, die er ihnen umgibt, komisch genug aus. Doch fließt sein Wort aus reiner Quelle, führt Goldsand, befruchtet manchen dürren Acker, — und straft ihn schließlich mit Selbst-Ironie, wenn er sagt: „daß jene Lieder nicht besser sind, als wir sie verdienen (S. 167);" und wenn er die Zeit preist, „die glückliche, in der sie ihren geheimen Reiz werden verloren haben."

Die Wage ist ein guter symbolischer Spaß. Und wenn nur noch stets etwas so Unschuldiges, und ohne Zweifel Aergerliches, als ein ungehorsamer, verbildeter Backenbart, in die eine Schale der ewigen Wage gelegt würde! Aber der schmutzige Egoismus, die blinde Leidenschaft schweren sie tiefer hinab; da haben die Doctoren, wie der in dieser Geschichte, ein leichteres Spiel.

Der Schütz übernimmt den Schutz der Frauen gegen ihre Unterdrücker. Ob er überall den Nagel auf

den Kopf getroffen, mögen die geistreichsten und ehrlichsten Clientinnen selbst entscheiden. Sie allein haben die echten Documente. — Das alte Mährchen, daß sich Napoleon vor der Frau v. Staël gefürchtet, kommt hier wieder vor, und Herr W. glaubt es.

Der Steinbock ist ein Gedicht an die in Hamburg versammelten Naturforscher, das früher die Censur gestrichen. Verloren hätten wir nicht viel daran. Es läuft nun so mit der zahmern Herde darein.

Der Wassermann bringt ein skizzirtes Seestück, und eine Schiffermoral, aus der ich nicht klug werde.

Die Fische versichern gleich in den ersten Zeilen, daß der Verf. im Wassermann zeigen wollte, wie er einen Roman schriebe. Man darf aber wohl, nach den sonst geäußerten Kräften des Verfassers, hoffen, daß ihm ein Roman besser gelänge, als diese Probe. Noch weniger gelungen ist ihm hier die Kritik Walter Scott's und dessen, was er historischen Roman nennt. Es ist hier der Ort nicht, in dieß Kapitel sich breit einzulassen, — aber die Ehrenrettung eines großen Mannes vor dem Angriffe eines geistvollen Gegners ist überall am Orte. Herr W. hat Walter Scott zu einer Zeit gelesen, wo er ihn nicht begriff (S. 246); seitdem hat er sich nicht die Mühe genommen, seine Vorstellung zu berichtigen, und so ficht er gegen einen Schatten. Was ihm an jenem Dichter allein verdienstlich scheint, „das Rüst- und Rumpelzeug aus Abbotsford" — gerade das ist nicht Scott; es ist die Schachtel, in der er seine Pillen verkauft; das, was sich Herr W. in der Vorrede lobt: die große Kom-

position, — und das, was er so wahr und schön vom künftigen Dichter zu fordern weiß: das „vom und zum Leben“ — das hat W. Scott, — und wer wie er? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenossen trifft! eine tiefe Einwirkung muß tiefe Gründe haben; — oder soll die „Reaction gegen die lebendige Gegenwart“ solche Wunder wider sich selbst wirken? Das wird man uns noch weniger glauben machen wollen. Was irgend den Menschen klar macht über sein Verhältniß zu sich und zur Gegenwart, das wirkt für und nicht wider die Zeit; und thun dieß die Werke Scott's nicht? Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöste Zwiespalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poesie im Guy Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer zu Abbotsford? und sind nicht eben jene Werke Scott's, in welchen er dieß Ankleidezimmer am meisten vergaß, die besten, die gehaltvollsten? es muß also sein Werth tiefer liegen. Aber wir Deutsche sehen nur da Tiefe, wo uns philosophische Phrasen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben! — So viel zur Ehrenrettung der besten Romane unserer Zeit. Was der Verfasser weiter über die Unmöglichkeit des historischen Romans sagt, beweist, daß er Salvandy nicht kennt. Denn hier ist, was er verlangt. Besser würdigt er den trefflichen Bulwer und die Franzosen; aber was soll man zu dem Wunsche sagen, „das Goethe und Jean Paul Milchbrüder möchten gewesen sein (S. 254)?“

„Dann besäße — meint Herr W. — „Deutschland einen Titan, der meisterhaft, und einen Meister, der titanisch wäre." Nicht doch! dieß Wortspiel soll uns nicht irre machen; Titan's Nebelschein von Größe würde am Lichte Meister's zerronnen, oder dieses durch jenen getrübt worden sein. Ehre also, dem Ehre gebührt! — Nun wirft er die Frage auf: „warum hat Jean Paul gar keinen, Goethe nur so wenige, Scott so ungeheuer viele Nachahmer gefunden?" — und antwortet: „weil Scott so leicht nachzuahmen war." Allein diese Leichtigkeit betrifft wieder nur die Schächtelchen, — die Pillen hat der Verf. nicht gekostet, und Niemand wird sie so leicht nachcomponiren. Daß Jean Paul keinen Nachahmer gefunden, ist bekanntlich nicht wahr; wenn Goethe weniger fand, so kommt's daher, weil an ihm am wenigsten Manier ist; und diese ist Affenköder. — Was der Verf. nun am Schlusse den künftigen Romandichtern vorpredigt, kann nicht wahrer, schöner, eindringlicher gesagt werden, und man kann nichts hinzufügen, als: Amen! — Ich habe mich bei diesem Abschnitte aufgehalten, weil es Ehrenrettungen galt, deren unsere, aller Autorität höhnende Zeit so sehr bedarf; und weil es sich um Literaturgeschichte handelte, die der Zweck dieses Blattes ist.

Hiermit sei dem Verfasser für jedes warme Wort aus reiner Brust gedankt, und schließlich bemerkt:

Ein Bischen Uebermuth wird den Verständigen nie verletzen, wenn er aus übervollem Herzen quillt; nur der Neid wird an ihm ein Aergerniß nehmen. War doch Uebermuth von jeher das schöne Vorrecht des Glückes

und der Jugend! Auch das wollen wir der letztern nicht verdenken, daß sie den Bau von vorne beginnt, als seien die Meister nicht gewesen; hat doch jede Zeit als den Anfang und das Ende der Bildung sich betrachtet! Die Arbeiten der Väter sind nicht umsonst, wenn sie den Söhnen die ihrigen erleichtern; mag man sie immerhin vergessen, nur roh zertrümmern soll man sie nicht. Der Weltgeschichte, oder vielmehr dem heiligen Willen, der in ihr offenbar wird, liegt nichts an Namen und Ruhm — alles an der Wirkung. — Was die Darstellung betrifft, so mögen sich die neuesten Schriftsteller einer gewissen Einfachheit befleißigen; wir bekommen sonst, trotz unsern Fortschritten, wieder eine Manier, wie sie das schwülstige Mittelalter, der hochtrabende Orient gehabt. Also: Kraft, je mehr desto besser; aber nur Klarheit dabei!

Frauenbilder; oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen; von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. Ad. Wagner. Leipzig, bei J. A. Barth. 1834. 8. XII und 532 Seiten.

„Wir können Shakespeare's Menschen mit vortreffli-
„chen anatomischen Wachspräparaten vergleichen, welche
„diejenigen, die ohne Schauder ein wirkliches Exemplar
„nicht zerlegen können, studieren; woran sie das Geheim-
„niß unsers Baues, die gesammte, innere Wirksamkeit unse-
„res wunderbaren Lebensgetriebes ergründen lernen können."

(Worte der Einleitung.)

Es war unstreitig ein sehr glücklicher Gedanke, und der den Dank der gesammten, zumal der weiblichen, Lesewelt verdient, den Mrs. Jameson in sich gebar. Frau, Engländerin, in vollem Besitze der conventionellen, im unbestreitbaren selbst der tiefern, literarischen Kultur, erscheint sie völlig geeignet, ihn auszubilden und in's Leben einzuführen. Was sich an die Betrachtung Shakespeare'scher Geschöpfe alles knüpfen läßt und von selbst knüpft, springt Jedem in's Auge. Hier war ein unbegränztes Feld, von tausend Ausgangspunkten, in tausend Richtungen zu durchwandeln. Unserer Verfasserin sagte die comparative Darstellungsweise vor andern zu. Belesen, man darf wohl sagen eingelebt, in den lebenvollen Dichtungskreisen ihres ehrwürdigen Textes, ist es ihr weniger darum zu thun, den einzelnen Charakter aus den gegebenen Elementen gleichsam zu reconstruiren; was auch ungleich mehr Raum erfordert hätte; als vielmehr das Vorwaltende der Individuen, wie es ihr erscheint, in wenigen, freien und dabei sicheren Umrissen anzudeuten, und wechselweise belehrend gegen einander zu halten; durch welches Verfahren der Lesende unterhalten, und zur eignen Reproduktion jener typischen Formen angeregt wird, wobei er sich dann nach Umständen, zu Beifall oder Widerspruch bestimmt fühlen mag. Denn abgeschlossene Bildungen der gesetzmäßigen Natur — und das sind Shakespeare's Gebilde – erscheinen Jedem so, wie seine Auffassungsorgane beschaffen und gestimmt sind; und es läßt sich oft das Verschiedenste, ja das Widersprechende davon mit gleichem Rechte sagen. Wenn wir Deutsche gelernt haben, Lady Macbeth als

„zärtliche, liebevolle Seele," den Monolog Hamlets als weit entfernt von jeder Anspielung auf Selbstmord, aus dem Geiste eines hochgeschätzten Dramaturgen, zu betrachten: so werden wir der englischen Erklärerin lieber nachgeben, wenn sie etwa in ihrer Nachempfindungsart von unserer nüchternen Ueberzeugung manchmal abweicht; wenn sie vielleicht bei der Entwicklung von Opheliens Lieben und Leiden die irdische Basis allzusehr aus dem Auge verliert, auf welche Wilhelm Meister — den übrigens auch sie zu Rathe zieht — so treffend hinweist; wenn sie Julien mehr von der Seite flammender Leidenschaft, als inniger Tiefe, begreift, wiewohl sie gerade hier den echt sittlichen, für's Leben fruchtbaren Kern, den wohl die Mehrzahl liegen läßt, selbstständig, zur frohen Ueberraschung des Denkenden, herauszuschälen weiß; wie sie denn auf ihr Bild von Julien auch den größten Werth zu legen scheint. Und olche Differenzen mag jeder einzelne Leser aus dem Seinigen hinzufügen. Denn so weit ist allerdings die Bildung unserer Tage gediehen, daß des Einzelnen Stimme nicht mehr als kritisches Orakel, sondern eben als Stimme angesehen werden darf, die aus besonderem Naturell, Bedürfniß, Bildungssphäre hervorgehend, auf ihre Weise den Einklang des Ganzen bestimmen hilft.

Wie nun unsere Bildnerin ihren Marmor im Ganzen behandelt, möchte Manchen interessiren, und vor der Lektüre das Verständniß fördern.

In einem Dialoge, der zur Einleitung dient, bekennt sie zuvörderst, daß es ihr vor Allem darum zu thun war, die bittern Erfahrungen, die sie über den Stand ihres

Geschlechtes in der Societät und über weibliche Erziehung gemacht, zum Frommen derer, die es betrifft, mitzutheilen; daß sie die Ergebnisse, zu denen sie gelangt, aber lieber beispielsweise an Shakespeare als in anmaßlichen Tractaten oder unmenschlicher und unweiblicher Satyre darstellen mochte. Denn der Dichter erscheint ihr, wenn nicht consequenter, doch faßlicher, gleichsam assimilirter, als das unendliche Leben selbst. Sie geht dann auf eine Vertheidigung der Shakespeare'schen Frauenwelt gegen britische Kritiker über, deren es bei uns wohl kaum bedurft hätte; von da auf eine Rechtfertigung ihres Geschlechtes überhaupt gegen falsches Erziehungs- und Weltwesen, wobei sie allenthalben die reifsten und anmuthigsten Betrachtungen, über das Verhältniß der Frauen zur Satyre, der Menschen des Poeten zu denen der Natur, über witzige Frauen, über das Gemeine „als das Negative in Allem," über weiblichen Muth, weibliche Freundschaft, politische Frauen, einschaltet; und schließt mit der Wiederholung der oben gegebenen Versicherung, daß eine tiefe und ernste Moral die Absicht und der wahre Inhalt ihrer Blätter sei, „welche diejenigen wohl finden würden, die sie suchen."

Diese Confessionen der Verfasserin glaubten wir weitläufiger mittheilen zu müssen, weil sie es sind, die eigentlich den Leser über dieses Buch orientiren; die den Standpunkt der Darstellenden vollkommen bezeichnen, und Werth wie Mangel des Geleisteten in's rechte Licht stellen; denn jeder Einsichtsvolle wird uns wohl zugeben, daß wohl nirgends vollkommenere Buchstaben für das Wort des sittlichen Gesetzes aufgefunden werden können, als in

Shakespeare; daß es aber auch nicht eigentlich den Dichter erläutern heißt, wenn man seine organischen Geschöpfe zu moralischen Exempeln verwendet. Und hiermit ist Alles gesagt, was sich über's Ganze, als solches, sagen läßt.

Um sich das breite Geschäft zu erleichtern, bringt sie nun ihre idealen Individuen in gewisse Classen, wobei sie freilich nicht mit pedantischer Skrupulosität verfährt; denn pedantisch wäre es gewiß, wenn sich das Lebendige einer arithmetischen Proportion fügen müßte.

Der Uebersetzer findet hierbei Anlaß, sich über die Unbestimmtheit der englischen Wörter intellect, wit, reason, sentiment, zu beklagen; und allerdings wird es Manchen befremden, Miranda unter den leidenschaftlichen, phantastischen Charakteren zu finden, so wie Julien von den Seelenvollen ausgeschlossen zu sehen. Auch entsproß die Rubrik „geschichtliche Charaktere" keinem logischen Eintheilungsgrunde; denn auch geschichtliche Menschen können geistreich, seelenvoll u. s. w. sein; außerdem sagt uns eine vortreffliche Stelle der Einleitung, wie richtig die Verfasserin selbst empfindet, daß eben jene Charaktere nicht mehr der Geschichte angehören, sobald sie des Künstlers Hand berührt. „Shakespeare löste ihr das Räthsel, das ihr die Geschichte knüpfte." Wir werden also billig den formellen Behelf nicht mit ihrer gründlichen Art zu denken verwechseln.

So viel, um nicht in's Breite zu gerathen, vom Wesen und Charakter des vorliegenden Werkes, dem der wohlverdiente allgemeine Beifall nicht entgehen wird. Ueber das Einzelne und Einzelnste mag sich der Theilnehmende

selbst unterrichten; wie sich denn überhaupt über Urtheile, wenn sie nämlich gebildet sind, nicht weiter urtheilen läßt; es sind eben Ansichten; und Jeder füge vergleichend, zu eigner und fremder Förderung die seinige hinzu. Von unserer Seite dürfen wir allenfalls bekennen, daß uns die Darstellung von Kordeliens reinem, stillem Wesen am meisten, die der Lady Macbeth, die wohl zu hoch gestellt ist, am mindesten gemäß erschien. Vortrefflich werden, im Vorbeigehen, auch oft männliche Naturen erörtert, z B. „der fürstliche, philosophische, wohlwollende Zauberer Prospero:" „Cloten, der Mischling von Tölpel und Bube" u. m. A. So werden wir neuerdings erinnert, daß den englischen Schriftstellern ein eigenes Organ für das Charakteristische verliehen zu sein scheint. Einsicht in den Weltlauf und in die stillern Wege des Gemüthes, Erfahrung, Fülle der Belesenheit in der eigenen so wie in fremden Literaturen, Geschmeidigkeit und Routine im Ausdrucke, Schönheit und Adel in der Gesinnung, wohlthuende Wärme bei anständiger Besonnenheit, lobenswerther Enthusiasmus für ihren Dichter, wodurch das Ganze nebenbei den Anstrich einer Apologie Shakespeare's bekommt, sind Eigenschaften, die überall hervorleuchten. Besonders erfreulich wird ihre Darstellung, wenn sie Bilder aus der Kunst- und Naturwelt, die sie wohl auf ihrer italienischen Reise erbeutet, oder aus der griechischen Geschichts- und Mythenwelt, die ihr überall vorschweben, zum Organe ihrer Empfindungen wählt. Sie spricht nicht um zu sprechen; sie spricht aus der Fülle des Erlebten, das aber den schönen Fluß ihrer Imagination nicht zu trüben vermochte; und ihre Rede,

wie sie vom Herzen kommt, geht zu Herzen. Oft wird sie Dichterin, und ihre Worte erscheinen wie das erläuternde Accompagnement eines herrlichen Liedes; denn bei ihrer herzlichen Hingebung an den großen Dichter kann es nicht fehlen, daß auch dem umsichtigen Literator gar Manches in einem Texte erst durch ihre Offenbarung aufgeht, der für das Studium ewig unversiegbar bleibt. Und so dürfen wir mit dem Uebersetzer, dem wir dabei unsern Dank nicht verschweigen, nur wünschen, „daß die Verfasserin Leben und Zeit gewinne, das Werk auszuführen, wovon das vorliegende, nach einer Aeußerung in der Vorrede, nur einen Theil ausmacht!"

Die Uebersetzung, von der Hand eines so thätigen, als dazu berufenen Mannes, in wiefern sie ohne Kenntniß des Originals zu beurtheilen ist, erscheint fließend und sich aneignend; obwohl hin und wieder nach der jetzt in Deutschland beliebten Art, die Worte mehr sagen möchten, als der Text. Man will dadurch, so scheint's, die einfachern Genien fremder Idiome dem combinirenden, metaphysischen des unsern annähern. Hieher möchten Ausdrücke, wie: „eigenwichtig, ehweiblich, Anschau, Schlechtnis, innkräftig, urheiter, empfindselig, Bekundungen, Ueberschwang, Doppelei" u. s. w. gehören. Derjenige aber verdient den Preis sprachlicher Vollendung, der mit einfachen aus dem Bereich der gesellschaftlichen Uebereinkunft geschöpften Mitteln das Tiefste und Bedeutendste auszusprechen im Stande ist.

Hindeutungen auf eine neuere vaterländische Dichterin.

Spirat adhuc amor,
— commissus —
Aeoliae fidibus puellae.
Horatius.

Das Vollkommene, einem heiligen Gesetze in der Entwickelung unseres Geschlechtes gemäß, macht sich, früher oder später, aber doch gewiß irgend einmal, Bahn, trotz Hinderung und Indifferenz, nach seiner Bestimmung durchzudringen und zu wirken. Das Schlechte, werde es auch Tage-, ja Decennien-lang durch den trüben Schlamm der Vorurtheile und Moden auf der Oberfläche der Wellen erhalten, sinkt eben so gewiß, wenn sich einst die Fluthen klären, in den Abgrund, wohin es gehört. In beiden Fällen hat die Kritik nichts zu thun, als, wenn sie es vermag, dasjenige schneller herbeizuführen, was auch ohne sie endlich erfolgt wäre. Ihr eigentlichstes Geschäft ist einem dritten, bei den verwickelten Bildungszuständen unserer Zeit häufig genug vorkommenden Falle gewidmet. Es regen sich nämlich hie und da Talente, die, bei einer abgeschlossenen, einsamen Stellung des Individuums, bei einer, durch mancherlei Zufälligkeiten bedingten, eigenthümlichen, von der gewohnten verschiedenen Erziehung oder Bildungsweise, einen Weg einschlagen, auf dem ihnen Niemand, auch nur mit dem Auge, folgt, — weil man ihn im Voraus für verfehlt und ungangbar erklärt. Bemerkt nun bei solchen Umständen die Kritik einen Kern des

Strebens, eine angeborne Fähigkeit, die nur der Richtung bedürfte, oder eine Richtung, die größerer Fähigkeit oder mehrerer Anerkennung bedürfte, — da ist es ihre besonderste Pflicht, einzutreten, und, wo man sie hören will, dem Bringenden wie den Abweisenden ein förderndes Wort zuzurufen.

Ein solcher Fall, zu dessen Wahrnehmung ich ganz zufällig gelangte, veranlaßt mich zu diesen Zeilen; und zwar um so mehr, weil die im Ganzen sonderbare Erscheinung eine vaterländische ist, und weil durch sie zum Theile jene Ansichten bestätigt werden, die ich in diesem Blatte (erster Jahrgang, Nr. 80: die Alten, als Bildungsgrundlage) zu vertheidigen bemüht war.

In Salzburg (also wieder in dem dichterischen Ländchen ob der Enns) erschien im Jahre 1832 in Commission der Mayr'schen Buchhandlung ein bescheidenes Bändchen, unter dem Titel: Gedichte von Maria Johanna Sedelmaier. Wahrscheinlich ist es nur in sehr wenige Hände gekommen, hauptsächlich für den Kreis bestimmt, in welchem die Verfasserin lebt. Haben es Fremde zufällig zur Hand bekommen, so haben sie es vermuthlich, nach kurzem Blättern, für ewig wieder bei Seite gelegt. Gedichte sind es an und für sich nicht, nach denen man, ohne vorgängige Empfehlung der Mode oder der berühmten Recensenten, greift; Gedichte eines Frauenzimmers noch weniger; Gedichte, meist antiken Inhalts und antiker Form, wieder weniger; und solche Gedichte noch dazu von einem Frauenzimmer, am allerwenigsten. Wer in diesem Büchlein beim ersten Aufschlagen sofort die übel berufene

Gestalt der Hexameter, sapphischen und alcäischen Formen erblickte, wem sogleich die oft vorkommenden Namen aller Bewohner und Bewohnerinnen des Olymps, ja sämmtlicher Philosophen von Athen, und Heroen von Lacedämon und Rom in's Auge sprangen, der hat wohl alsbald das Buch mit dem Ausrufe weggelegt: welche unglückliche Richtung für ein weibliches Gemüth! — Ist es mir doch fast auch so gegangen, und nur die Gewohnheit, zum Behufe einer gewissenhaften Kritik alle, auch die reinsten Brillen, abzulegen, hat mich zu genauerer Betrachtung und theilnehmender Billigkeit gestimmt.

Die Verfasserin, entfernter von den breiten Strömen der modernen Poesie, die nun alle Lande durchwogen (durchwässern?), scheint ihr frühes Bedürfniß aus wenigen ältern Quellen gestillt zu haben. Klopstock, Stolberg, Matthison, Schiller, waren es wohl hauptsächlich, an denen sie ihre Gabe ausbildete. Vielleicht ist Vierthaler, der edle, besonders der Geschichte des Alterthums zugewendete Mann (seinem Tode ist eines der Gedichte geweiht) nicht ohne Einfluß gewesen. Alle diese Männer erkannten und priesen Griechenland und Rom als Ursprung und ewiges Vorbild menschlicher Kultur, ihre Musen bekannten sich zu bescheidenen Nachfolgerinen der alten, echten, und wie konnte ein solches Bekenntniß ein für das Schöne und Große empfängliches, und durch eine gewisse bürgerliche Abgeschlossenheit nur noch mehr gestimmtes Gemüth ohne Eindruck lassen? Ist nun Passivität einmal der weibliche Geschlechts-Charakter, so kann es nicht fehlen, daß so lebhafte und ausschließliche Eindrücke die eigene Production

eine Zeit lang unterdrücken; wie denn die Gedichte „Sehnsucht“ und „das Fest der Proserpina“ wohl bloß Reminiscenzen aus Schiller, und „Abendfeier“ und „Frühlingsgemälde“ aus Matthisson darstellen. Nichts desto weniger trat, eben bei dem unläugbaren angebornen Talente der Dichterin, der Fall ein, der, was wir im erwähnten Aufsatze aussprachen, bestätigt. Es beweist sich nämlich auch hier: daß ein längerer, herzlicher Umgang mit der Welt der Alten nicht umhin kann, unser edleres Selbst zu wecken und zu bilden, und uns, ja alles was wir thun und reden — wenn ich so sagen darf — in einen Aether von Klarheit und Größe einzutauchen; und daß, wenn die Poesie auch jetzt noch einer Mythensprache bedarf, sie trotz der Kälte derer, die sie verbraucht nennen, keine vollkommenere finden wird, als die uns das Alterthum überlieferte und die auch die Sprache Aller blieb, die unter uns groß und herrlich gewesen sind.

Sollen wir denn sowohl dem Leser von den Gedichten, die uns zu allen diesen Bemerkungen veranlassen, einigen Begriff geben, als auch die Verfasserin, wenn sie uns hört, unseren Ueberzeugungen gemäß, zu fördern suchen, so müssen wir zuvörderst aufmerksam machen, daß die sämmtlichen Gedichte, wie sie uns vorliegen, sich beiläufig in acht Classen absondern. Zur ersten gehören solche, in welchen sich die Dichterin so ganz ins Alterthum versetzt, daß ihr eigenes Leben ganz dabei verschwindet.

So ernsthaft gerade diese Gedichte aussehen, so kann man sie nur als Spiele betrachten, als Verkleidungen, um zu sehen, ob eine Chlamys besser als ein Ueber-

rock=Kleid ansteht. Hierzu kommt, daß die Verfasserin das antike Metrum, welches hier im Grunde Hauptsache ist, doch offenbar nur dem Gehöre nachschreibt, was freilich den auf solche Liebhabereien eingehenden Leser und Kenner nicht zu gewinnen gemacht ist. Von ihren Hexametern merkt man es meist nur an dem letzten — ⏝ ⏝ — ⏝, daß sie es sein wollen. Gehören nun eigentlich diese Gedichte nicht ihr an, und hat sie dabei nicht die Routine und Virtuosität, durch die Jongleur=Künste der Rhythmik dem Scheine Werth zu verleihen, so wäre es gerathener, in dieser Gattung künftig sparsam zu sein. Als Beispiele derselben bezeichne ich: „An den Apollo, Klage eines Heloten, Aegeus, an Brennus, Hannibal an Fabius" u. a., die fast wie poetische Schulaufgaben aussehen. — Gelingt ihr nun die nöthige Strenge der antiken Formen nicht, so ist die gänzliche, unter der Firma des Dithyrambischen eingeschwärzte Formlosigkeit noch unzuläßiger. Schon bei den Stolbergen, wo das innere Feuer warm genug durchschlägt, lassen jene hymnenartigen Exclamationen kalt; und so sollte unsere Verfasserin, zu eigener Förderniß, nichts mehr wie „An die Erde, An die Göttin der Gesundheit" dichten, ohne sich ein wohlthätiges, die selbstentquellende Fülle zur Harmonie begränzendes Maß anzulegen. — Nicht zu verwechseln mit den Gedichten der ersten Art sind jene, wo die warme Begeisterung für's Alterthum in bequemer moderner Form selbst den Stoff ausmacht. Man muß in ihnen den unverkennbaren Stämpel einer großen und reinen Empfindung respectiren, die, sei sie uns auch an dem zarteren Geschlechte noch so ungewohnt, doch auf keine

Weise dem männlichen ausschließlich zum Monopole angewiesen ist. In dieser Art wird sich das Gedicht „das alte Rom" neben jedes stellen dürfen, welches edle Wehmuth über den Untergang so vieler Herrlichkeit irgend hervorgerufen hat. — Gelegenheitsgedichte, „juvaviensische" u. dgl. mögen mitunterlaufen, wie wir sie, mit nicht mehrerem Antheile, auch bei den großen Dichtern, nur dulden; was auch Goethianer, einem mißverstandenen Worte ihres Meisters zu Folge, der selbst genug Unbedeutendes in dieser Art gedichtet hat, zu ihrem Lobe vorbringen mögen.

Alle Gedichte, die mit „Dich will ich besingen" (S. 24) oder „Nicht dich will ich singen" (S. 13) anfangen, wären nach unserem Rathe künftig zu unterdrücken. — Eine untergeordnete Gattung sind ferner diejenigen, welche in einer gedrängten, an die sinnigen Epigramme der Griechen erinnernden Form bekanntere Motive oder anregende Gedanken neuerdings wirksam zu machen suchen. Die Verfasserin ist nicht immer unglücklich in dieser Art, welche Goethe unter der Aufschrift „antiker Form sich nähernd" (Bd. 2. S. 125) zu regeneriren versucht hat. Die Gedichte „Die Geschenke, an die Tanne, die Statue der Nemesis" u. a. sind unserer Schülerin der Griechen artig genug gerathen; aber freilich sind dergleichen Blüthen der Lektüre und Erinnerung nicht als eigentlicher Lebensgewinn zu betrachten. — Wieder eine andere Art bilden die versifizirten Erzählungen, worin die Dichterin nach mancherlei Vorbildern den Eindruck, den eine bedeutungsvolle Begebenheit in ihr zurückließ, festzuhalten und zu einem poetischen Effekt zu gestalten suchte.

So wünschte sie in der Geschichte des entsühnten Orestes (S. 142) die ernste Bedeutung der griechischen Mythe mit der kurzen, abgerissenen, getuschten Manier Ossians zu stärkerer Wirkung zu verarbeiten. Allein die erfolgreiche epische Darstellung setzt jene erfahrungsbreite und ruhige Objectivität voraus, welche der Jugend fast durchgehends, und noch mehr der weiblichen, abgehen. — Nun kommen wir auf jene Gedichte, in denen uns die Seele der Dichterin rein, ungetrübt, aber auch ungestaltet entgegenklingt. Sie haben schon den großen Vorzug, nicht gemacht zu sein, und uns etwas zu offenbaren. In der Form ist meistens der dunkle Anklang der genannten deutschen Dichter zu empfinden; wer möchte auch, in einer so ausgeprägten Sprache wie die unsere, fähig sein, an das Beste, was in ihr gesagt ward, nicht zu erinnern? Der Gehalt aber ist denn doch, wie man ohne unbillige Forderung voraussetzen mußte, nicht so bedeutend, daß er für den Mangel einer frappanten Außenseite sattsam entschädigen könnte. Wir fühlen und denken gerne mit, ohne eben einen Wachsthum in unserem Inneren zu gewahren. Es sind eben die Gedanken und Gefühle einer edlen, reinen, gebildeten Natur. Eine sanfte, durch Sittlichkeit und Hingebung an die erkannte weise Ordnung der Welt verklärte Melancholie bestimmt ihre Färbung im Ganzen. Als das Beste in dieser Art ist das Gedicht „Duldung" auszuzeichnen. — Von hier ist nur ein Schritt zu der letzten Gattung, in welcher das Beste geleistet, in welcher das Talent der Verfasserin auffallend und merkwürdig entwickelt ist, und um derentwillen sie uns

eigentlich im höheren Grade bedeutend erscheint. Wir möchten diese Art zu dichten, nach dem Vorgange eines ihrer Kultoren (v. Schober's Palingenesien, Breslau 1826) die „palingenetische" nennen. Die ausgeprägten, aus verehrtem Alterthume überlieferten Typen (hier die hellenische Mythe) werden zum Vehikel für das Erlebte, Empfundene gebraucht, und so in gewissem Sinne wiedergeboren. Die Wahrheit und der Ernst des Inhalts verleiht der todten Form lebendige Bedeutung, und die Anmuth und Verständlichkeit des Bildes dem Inhalte Klarheit und Interesse. In dieser Art nun ist unsere Dichterin bemerkenswerth. In dem kurzen Gedichte „Ate" drückt sie, durch einfache Hinstellung des mythischen Begriffes, die schauervolle, über das ganze Menschengeschlecht sich ausbreitende Gewalt der Schuld so kräftig aus, daß man ein Gedicht von Mayrhofer zu lesen glaubt. Und damit es doch nicht scheine, als redeten wir von einem Welttheile, den Niemand zu sehen bekommt, und wovon das Fabeln erlaubt ist, so stehe, zur Beurtheilung einsichtiger Leser, das Gedicht hier, welches ich für das beste dieser Gattung und der ganzen Sammlung halte. Man denke sich ein Mädchen, welches den tiefen Schmerz männlicher Unbeständigkeit erfahren hat. Die Götter haben der Armen keine anderen Waffen verliehen, als die zarten, beschwingten Pfeile des Gesanges; und sie möchte nun, unter fremdem Bild und Namen, was sie erlitten, mit den Klagen tausend Anderer in die Lüfte senden, daß ein mitfühlendes Echo sie vernähme; könnte sie es zarter, inniger und poetischer thun, als im folgenden Gedichte?

Die Liebe der Hamadryade (S. 166).

Seht der Esche Zweige neigen,
Ihr gefiedert Laub erblaßt,
Ihre Wurzeln seht entsteigen,
Die der Erde Grund nicht faßt.
Ach, sie stirbt, die Lust der Hirten,
Wenn sie das Gefild durchziehn,
Fröhliche Cicaden schwirrten
Auf dem dunkeln Blättergrün.

Rhökos, fremdem Land entsprossen,
Reizend wie Endymion,
Hat die Wurzeln fromm begossen,
Wie die Daphne Leto's Sohn;
Deckt sie dann mit schwarzer Erde,
Fleht zum Zeus, der Regen schickt,
Ehrend, was sein Glaube lehrte,
Der den Baum beseelt erblickt.

Plötzlich borst entzwei die Rinde,
Die Dryade trat hervor;
Staunend horchten Meer und Winde,
Und der Cypris kleiner Chor.
Eros spannte schnell den Bogen,
Zielte nach der Beiden Herz,
Zwei der schärfsten Pfeile flogen,
Und sie fühlten gleichen Schmerz.

Beide wollten mit Entzücken
Wonnetrunken sich umsah'n,
Liebe liegt in ihren Blicken,
Liebend will sich Rhökos nah'n.

„Sprich, wie mag ich es dir lohnen,
Daß du sorgsam mein gepflegt?
Willst du in Pallästen wohnen?"
Frug Melissa tief bewegt.

„Willst du Herden? Schäferkränze?
Willst du Ares hohen Ruhm?
Willst du, daß dein Name glänze
In Apollons Heiligthum?
Willst du über Fluthen schiffen
Nach Agenors reicher Stadt?
Schätze aus des Meeres Tiefen
Bring', Poseidon, an's Gestad'!"

„„Nicht Neptun aus seinem Meere,
Zeus vom Himmel, Ares nicht,
Göttlich nur belohnt Cythere,
Göttlich, wenn Melissa spricht.
Sie, mit silberweißen Füßen,
Und ihr Haupt in Lockennacht;
Iris sanfte Strahlen fließen
Um der Stirne Perlenpracht.""

Und vereint zum schönsten Bunde
Hatte sich das schönste Paar;
Aber, ach! der Trennung Stunde
Weist die schnelle Hore dar.
„Wenn du scheidest, werd' ich nimmer,
Rhökos, weh! dich nimmer seh'n!
Nicht mehr lacht mir Luna's Schimmer,
Einsam seh' ich Thebe steh'n!"

Wo die königliche Helle
In dem Meergewoge schwand,
Fern, ach fern der Dirke Quelle
Auf Sigeums Blumenstrand,

Bringet eine treue Biene
Kunde von Melissa dir:
„Liebst du noch mit festem Sinne,
Sagt sie frohe Botschaft mir.“

Rhökos schied. Mit düstern Blicken
Eilt er, ohne Pfeil und Spieß,
Ohne Köcher auf dem Rücken,
Durch den Hain der Artemis.
Wann die Fluren Eos röthet,
Schweift sein Aug' in blauer Luft,
Und, wann Philomele flötet,
Horcht er, ob Melissa ruft.

Und mit leicht entbund'nem Flügel,
Mit der Liebe süßem Wort,
Ueber Thetis glatten Spiegel
Eilt die kleine Biene fort.
Ruht nicht im Myrikenlaube,
Nicht im dunklen Myrtengrün;
Schneller als Cytherens Taube
Schwirrt sie durch den Aether hin.

Rhökos sieht sie, und ein Feuer
Färbt sein blasses Angesicht,
Wie wann Phöbos durch den Schleier
Trüber Nebelwolken bricht.
Und der Laut stirbt ihm im Munde,
Und sein trunk'nes Auge schwimmt,
Da Melissas liebe Kunde
Sein entzücktes Ohr vernimmt.

So unnennbar tiefe Wehen
Trägt kein schwacher Sterblicher;
Und er fleht zur goldnen Sonne,
Daß sie weile überm Meer.

Und wie eine Marmorbüste
Starrt er, mit gehobner Hand,
Als nach der entfernten Küste
Seine holde Botin schwand.

Wann auf ihrem Drachenwagen
Ceres durch die Felder zieht,
Sirius in heißen Tagen
Am entwölkten Himmel glüht;
Fliegt die Biene her von Thebe
Wieder ohne Rast und Ruh':
Daß Melissa lieb' und lebe —
Flüstert sie ihm freundlich zu.

Und es freut ihn, sie zu schauen,
Und sie schwebet um ihn her;
Doch in seinen Augen thauen
Keine stillen Thränen mehr.
Arme Biene! deine Schwingen
Sind zu weitem Fluge nicht,
Ueber See und Land zu bringen,
Was der Freundin Lippe spricht.

Da der Apfel der Dione
Und die braune Feige winkt,
In des Laubwerks dichter Krone
Golden die Olive blinkt,
Und der Gärtner, froher Miene,
Fromm sie dem Vertumnus weiht:
Schwebet noch einmal die Biene
Aus des Haines Einsamkeit.

Aber weh! was sieht die Arme?
Ist's ein Traum, was sie erblickt?
Hält nicht Rhökos in dem Arme
Eine Fremde fest umstrickt?

Mit dem grünen Zweig der Rose
Hat der Freche sie verscheut, —
Er vergaß auf weichem Moose
Seiner ersten Liebe Eid.

Schlimm ist, was aus Pyrrha's Stamme
Treulos ist der Männer Herz,
Liebe nur ein schöner Name,
Und ihr sich'rer Lohn der Schmerz.
In der Rache heißem Drange,
Tief empört von seinem Glück,
Läßt sie in des Jünglings Wange
Ihren scharfen Stahl zurück.

Die ersehnte Botin schwebet
Ueber Kopai's Gestad, —
An der schlanken Esche bebet
Freudig lauschend jedes Blatt, —
Setzt sich auf des Baumes Krone,
Spricht das bitt're Wort, und stirbt.
„Regen hass' ich, Thau und Sonne!“
Ruft die Nymphe, und verdirbt.

Wir haben oben nur das Grundmotiv zu diesem Gedichte angedeutet, um dem Leser in der Empfindung nicht vorzugreifen; nun wird er wohl fühlen, daß in dem Stiche der Biene und in dem Verderben der Dryas noch mehr liegt, als was wir aussprachen.

Es müßten, dünkt mich, unfühlende oder von unbilligen Ansprüchen ausgehende Leser sein, welche, nach der mitgetheilten Probe, noch staunen könnten, warum wir auf eine vaterländische Erscheinung aufmerksam gemacht

haben, die, mag man sie nun beurtheilen wie man will, doch jedenfalls merkwürdig genug ist. Haben wir, bei dem Raume, den wir uns, um andere Mittheilungen nicht zu beeinträchtigen, anwiesen, etwas gesagt, was die Verfasserin selbst in ihrem Inneren zu befestigen, zu ordnen, zu leiten, zu fördern geeignet wäre, so wäre Alles, was wir bei Abfassung dieser Zeilen bezweckten, erreicht. Ihr wünschten wir deutlich zu machen, daß alle Wirkung von Innen ausgehe, aus einer reinen, ernsten Seele, wie die ihrige, mit und ohne den Schmuck ererbter Edelsteine, die das Licht zwar widerstrahlen, aber nicht erzeugen; dem Publikum wollten wir an einem Beispiele bestätigen, was der Umgang mit den Alten in Denjenigen hervorrufe, die ihn, unberührt von den Launen einer wechselvollen Zeit, in stiller, ernster Einsamkeit cultiviren. Quod erat demonstrandum.

Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmstadt, J. P. Diehl, 1835. XL und 528 Seiten. 8.

Diese Sammlung schließt sich am nächsten an Knebels Nachlaß. Wir befinden uns meist in demselben Kreise, in den wir dort eingeführt worden. Die Korrespondenz faßt die Zeit zwischen dem Jahre 1770 und dem Jahre 1790 in sich; und hier haben wir gleich Ursache, uns eines Vorzuges zu erfreuen, der sie vor allen auszeichnet.

Sie ist nämlich mit einer besonderen Sorgfalt angeordnet und redigirt. Ein Vorwort setzt uns sogleich auf den rechten Standpunkt; eine möglichst ausführliche, verständig, und, wie es sich ziemt, mit Liebe für den Gegenstand geschriebene Biographie erleichtert uns im Voraus das Verständniß; hierauf folgt ein wohlgeordnetes Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften; dann eine Auswahl aus dessen Fabeln und Erzählungen, aus denen außer einer negativen, philanthropischen Richtung, die wohl mehr jener Periode als dem Einzelnen angehörte, nichts Individuelles hervorleuchtet; die Briefe selbst nun sind chronologisch geordnet, dabei aber nummerirt, und, da am Schlusse ein alphabetisches Verzeichniß der Namen der Briefsteller mit den sie betreffenden Nummern, wie am Eingang eine kurze Uebersicht aller Briefe, gegeben ist, so kann man die Sammlung bequem nach jedem Gesichtspunkte durchsehen. Ja, damit nichts vergessen sei, sind den Briefen überall erklärende Noten und dem Schlußinhalt kurze Notizen über jene bedeutenden Personen beigefügt. Nur Eines fehlt, was freilich zum fruchtbaren Genusse des Ganzen das Meiste beigetragen hätte, was zu geben, leider! nicht in der Macht des Herausgebers stand: Merck's eigene Briefe.

Hier heißt es also eine inverse Methode einschlagen, und aus dem Verhalten der Andern zu Merck auf das schließen, was er eigentlich war; um so mehr, als die biographischen Propyläen nicht in's innere Heiligthum führen. Der Herausgeber selbst wußte nicht viel anders zu verfahren; er sammelt schlichte, faktische Daten, sucht

die Aussprüche der bedeutenden Menschen, in deren Mitte sich Merck bewegte, am rechten Orte über ihn geltend zu machen, und zieht besonders einige Apophthegmen herbei, durch welche sich Merck vorzüglich ausgezeichnet, welche auf die Heroen unserer Literatur, wie es scheint, wirksamen Einfluß geübt, und nun von einer aufmerksamen Nachwelt, wie es bei den sieben Weisen Griechenlands der Fall war, als Reliquien im Gedächtniß bewahrt bleiben. Sie sind meist gegen Goethe gerichtet, dem sie meistens die Richtungen bemerkbar machen wollen, die er zu vermeiden hätte; zumal da, wo es schien, als sei er schon im Begriffe sie einzuschlagen, so, daß man das Wort: merk! als symbolisch für Goethe betrachten darf. Jene Differenz, welche Merck so bestimmt und hell aussprach: zwischen Jenen, die das Imaginative verwirklichen wollen, und Jenen, die das Wirkliche poetisch gestalten, — bleibt immer ein glückliches Aperçü, welchem Goethe Aufklärung und Förderniß zu schulden (nachgel. Werke 8. Bd.) selbst gesteht. Allein den übrigen Winken kann man nicht leicht gleichen Beifall zollen; sie enthalten meist leere Negationen, und in den Aeußerungen: „daß Clavigo ein Quark sei" (S. XV.), — daß Werther „ganz hübsch" wäre (ibid), — und in der: „was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen;" — (S. XVII.) sehe ich weder den „Scharfblick" noch „die feine Ironie," die ihnen der Herausgeber zuschreibt. Zum Glück hat sich Goethe nicht mehr als billig durch

sie determiniren lassen, — sonst würden die Iphigenien, Tassos und Pandoren unter dem Scheffel geblieben sein. Reducirt sich doch fast alles, was gegen diesen Mann, der so ganz Er war wie wohl Keiner, gesagt worden ist, darauf, daß er nicht hätte Goethe sein sollen; und sollten wir das wünschen? — Im Ganzen wird so viel deutlich, daß Merck durch Negiren erregend wirkte, ein Ferment, welches die umgebenden größeren Kräfte in beständig thätiger Gährung erhielt, weßhalb ihn Goethe als „Mephistopheles" bezeichnete. Er scheint die Individualitäten der Handelnden gut herausgemerkt und unterschieden zu haben, und nur so wird das Verneinen fruchtbar, welches, im Allgemeinen, eine zerstörende Gewalt ist. Solchen Menschen ist es nicht gegeben, etwas Ganzes, Lebendiges aus sich hervorzubringen; sie negiren auch sich als Individuum, und so war es auch mit Merck; es blieb bei Rhapsodieen, Fragmenten, Kritiken; — ihr Feld ist mehr die Wissenschaft; wo man nicht schafft, sondern unterscheidet und denkt, — und in ihr wieder das Fach der Raritäten, noch uneingeschalteter Einzelnheiten, Erfindungen, und so war es auch bei Merck. Wie sich an dem auffassenden, empfangenden Knebel der allaustheilende Herder, so erfreute sich vorzüglich der geistreiche, freundlich verneinende Wieland an dem gleichgearteten Merck.

Wielands Briefe sind die zahlreichsten und aus denen am meisten Liebe zu Merck spricht, im ganzen Bande. Ihr Inhalt ist, außer allem Anderen, — der Merkur. Für ein solches Institut schien Merck ein ge-

fundener Mann; wenn es irgend kritische Naturen gibt, so sind es solche, wie wir ihn geschildert haben. So überträgt ihm denn Wieland-Zeus das Recensir-Packet des Götterboten, „mit Macht und Gewalt als Obermeister" — erklärt sich „geborgt, und mit allem zufrieden," wenn er es übernimmt (S. 82), und wenn er später Ursache fand, seine Zufriedenheit zu limitiren, so war wieder nur Merck's negatives Wesen daran Schuld, welches ihn lässig, unproduktiv, und unentschieden machte. Es ist unbillig, wenn man (Gervinus, über den Goethe'schen Briefwechsel Leipz. 1836) das Persönliche, das Parteiliche aus diesen Verhandlungen aufstöbert, oder, weil man selbst verdrießlich sieht, die Publikation solcher Angelegenheiten für bedenklich hält. Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf! und was geht aus der Enthüllung des Wirkens unserer Besten hervor, — was kann anderes daraus hervorgehen, — als daß sie eben auch Menschen waren wie wir, -- nur bessere; gescheidtere? — wer mehr will, weiß nicht was er will. — Arbeiten zumal, die für das Publikum der Journale bestimmt sind, — können, dürfen sie sich rein und zart wie Gedichte halten? honny soit qui mal y pense! — Im Uebrigen brauche ich über Wieland nichts weiter beizubringen. Auch, als er diese Briefe schrieb, ist seine Charis neben ihm gestanden. Die Art, wie er Goethes Wesen und Verhältniß zu den Andern auffaßt, der heitere Unwille des liebebedürftigen Herzens über Herders Herbigkeit, die genügsame Uebereinstimmung mit sich selbst, eine Aura jener Lebensluft, die in allen seinen Büchern „Freiheit und

Frieden" weht (nicht „Schwäche" und „Mittelmäßigkeit," wie es die gar zu kräftig thuende neue Kritik nennt), — das unabirrende Wandeln auf der zarten, Tausenden unauffindbaren Linie echter Menschlichkeit, — das klare Auge, die heitere Billigkeit, das gründliche Wohlwollen, der gesunde Aerger über das Verkehrte, die immer jugendliche Wärme fürs Gute, Schöne, die Strenge gegen sich, die Liebe für uns, mit dem beharrlichen Muthe und Humor uns zu erfreuen und zu fördern, — wir finden das alles in diesen Briefen wieder; aber wo sonst? — Nächst ihm war es Goethe, der an Merck den nächsten Antheil nahm; und so ist es billig, seinen Briefen die zweite Stelle einzuräumen. Man muß sie in zwei Hälften sondern: die erste dauert vom Jahre 1774 (S. 54) bis inclusive 1778 (S. 122); sie enthält durchgängig nur flüchtige Billets, angemessene „Wische," meist individuellen Inhalts, in jenem Tone geschrieben, der in den Briefen an Lavater herrscht, nur nicht so herzlich und innerlich, weil kein tiefes Verhältniß zu Grunde liegt; man kann auch wohl etwas von dem Vorsatze, sich gegen mephistophelische Zurechtweisungen zu verwahren, herauslesen. Es war die Epoche, von der man sagen kann, daß in ihr sich Goethe's Wesen zuerst zu präcipitiren anfing; der Eintritt in die weimarischen Verhältnisse; kurz vorher, wie bei einer Krise, war die Gährung am ärgsten, — die italienische Reise erst klärte die oben stehende Flüssigkeit völlig, und vollendete den Bodensatz zum Krystall. Von 1778 (S. 136) kann man, freilich nicht ohne vermittelnden Uebergang, die zweite Hälfte der Briefe

unterscheiden. Das Gefühl und die Betrachtung eines gegründeten, schönen, folgenschwangern Zustandes, erfüllen den Geist mit einer kräftigenden Ruhe, die sich sofort in seinen Schöpfungen durch Conception größerer, ganzer Gebilde (Wilhelm Meister), wie in den Briefen durch behaglichere Breite und ernstere Richtung ausdrückt. Gerade der Brief, den ich an die Pforte dieser Periode setze (S. 136), enthält die Selbstoffenbarung dieses Zustandes. „In meinem Thale — heißt es darin — wird's immer schöner; das heißt, es wird mir näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernachläßigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. . . . Im Innersten aber geht alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß" (S. 137). Wie die Bäume gewachsen sind, Blüthen entfaltet und Früchte getragen haben, wissen wir Alle, und man hat in den eben nicht

zahlreichen Briefen, die nun folgen, Gelegenheit, dem schönen Vegetations-Processe schrittweise zuzusehen. Immer entschiedener sondern sich vor Goethe's Blick die mancherlei Sphären des Denkens und Wirkens auseinander, und wie er sich selbst seine Bahn immer bestimmter vorzeichnet, so läßt er Jeden auf der seinen gelten, schaut mit Lust den tausendfältigen Fortschritten zu, und, indem er das Ziel, in welchem sich alle Wege vereinen, mit stiller Beruhigung voraussetzt, sucht er an den Kreuzungspunkten, wo er mit Anderen zusammentrifft, wechselseitig von ihnen zu gewinnen und ihnen zu frommen. Eine solche Station ist hier das Kunst- und Naturstudium; — und während die Briefe der ersten Periode richtungslos „irrlichterirten“ — sehen wir ihn in denen der zweiten sich immer mehr auf diese Richtung concentriren, bis in den letzten fast von nichts anderem als Naturwissenschaft mehr die Rede ist. — Hier ist es am Ort, zu erwähnen, daß auch von Goethes Mutter ein Brieflein mitgetheilt wird, welches, so klein es ist, ganz den Geschmack ihrer Küche hat, den wir von Bettinen her noch auf der Zunge haben. Daß Wieland einem so gemüthlichen Wesen sich insonderheit befreundet fühlte (S. 247), ist ganz gemäß.

Herders Briefe sind die ältesten in der Sammlung; sie datiren sich aus seiner leidenvollen Bräutigamszeit, handeln von Herzens-, gelehrten und chirurgischen Angelegenheiten, und geben über den, wie ein Meer innerlich stets bewegten, nach Außen ruhigen, allabspiegelnden, bodenlosen, unbegränzten Geist (auch die Herbigkeit des Meerwassers gehört mit in den Vergleich) keinen weiteren Aufschluß. Von

seiner Gattin, die wir auch aus Knebels Nachlaß kennen, folgt ebenfalls ein herzliches Blatt. Karl August und Amalie leuchteten auch hier als freundliche Dioskuren einem thätigen, Waaren aller Art besorgenden Schiffer. Gar wohlthuend und bedeutend werden für Jeden, der in den Bezirken der ernsten Musen, des innern Lebens seine Hütte aufgeschlagen hat, die drei Briefe J. G. Schlosser's sein. Hier schließt sich ein schönes, weiches, liebesuchendes Herz auf, das der Wahrheit gewiß näher ist als das Gehirn, das sie erträumen oder errechnen will. Nur darin irrt es sich, daß es ein Objekt für das innigste Bedürfniß sucht, als könne es gewährt werden, während es doch nur von der eigenen Kraft der Liebe und Thätigkeit befriedigt werden kann. Wer nach Liebe sucht, der wird sie nicht finden; wer aber Liebe gibt, der wird sie wieder empfangen Die allzuweiche Seele fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Welt, den sie nur selber in sich erschaffen kann; daher dann jene betrübende Wehmuth, die auch aus Schlosser's Briefen athmet. — „In dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber ist der vorüber — wie viel Unmuth der Leerheit, wie viel Qual der Mißstimmung folgt dann! das Herz ist so abhängend; abhängend von den übrigen Menschen und der übrigen Welt" (S. 49). Ist es das, wenn die dauernde Kraft eines allgemeinen Wohlwollens es belebt? Nur diese Kraft, nicht der Verstand, wie sich Schlosser später bereden möchte, der Verstand, der nichts schaffen, nichts geben kann, — füllt die Lücke unseres Innern aus. Sie gibt uns

jene tiefste Selbstgenügsamkeit, die er so gut, wenn gleich nur durch Verneinungen, zu bezeichnen weiß. „Es ist noch was — sagt er — zwischen Freude, Leiden und Gleichgiltigkeit. Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; . . . es ist so etwas vom Kinderleben" (S. 51). Es traf sich sehr glücklich, daß eine Lebensgonossin von so ernstem, strengem ja starrem Naturell als Goethes Schwester, und die Beschäftigung mit Mathematik und Mechanik einem so unbedingten Triebe die Stange hielten, sonst hätte es um einen Phaeton mehr gegeben. Ein solches Individuum erinnert in manchem Punkt an F. H. Jakobi, von welchem auch einige Zeilen mitgetheilt sind, — gedrungener, frischer, lustiger, als man es sonst von ihm gewohnt ist. Besonders charakteristisch sagt er: „Heinse will mehr als jemals nach Italien — auf den Aetna — da, meint er, säß' es!" (S. 130). — Ein Billet des edlen Hemsterhuis, und eines des mineralogischen Fürsten Gallizin vervollständigen die Erinnerung an jene liebenswürdige, philosophische Cotterie: auch von dem gefühlvollen Denker Dalberg ist nur Ein Schreiben bewahrt, freilich für den Empfänger ein Ehrendiplom, indem es darin heißt: Sie sind „der einzige feste, gründliche, und doch gefühlvolle Kunstrichter, der mir bekannt ist." (S. 172). Ein seltsamerer Kunstrichter von einer kuriosen, nun zwar absoleten, aber wie es scheint mutatis mutandis wieder aufs Tapet kommenden Façon ist Füßli der jüngere. Er wünscht Klopstocks „Vaterlandspoesie" „zum Teufel" (S. 60), nennt Alle Lügner (S. 59), die in den Psalmen Poesie finden, schimpft „Young's Pyramiden von Teig" (S. 61), und verlangt,

man soll ihn (S. 60) „im A— lecken.“ Daß er nicht ganz ohne Grund einen solchen Lärm schlägt, ohne Empfindung vom Rechten, — wird ihm zugestanden; der Styl aber, das Extrem von der später, zumal durch die Schlegel in Schwung gekommenen, glatten, leeren pathetischen Breite (sollte attisch sein), — mag aus der Mode bleiben! — Wie sticht gegen ihn der flache, nüchterne Nikolai ab, der hier besonders durch die Art, wie er sich gegen Goethe ansetzt, komisch wird! er hält sich für zu gut, einen Streit mit ihm anzufangen; er ist und bleibt ein ehrlicher Mann; „sollte es aber Herrn Goethe einfallen, mit mir zu spielen, . . . so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte“ (S. 81). Ein dito Ehrenmann ist Boie, der auch hier wieder wie bei Knebel seine Bude für „schöne, neue Gedichte“ aufschlägt, und literarische Persönlichkeits-Klatschereien mit in den Kauf gibt. Der Ort, an den ich ihn stellte, ist so unpassend nicht. Schöne Seelen finden sich. „Nikolai's Freuden Werthers haben ihn überrascht. Vieles darin ist so übel nicht“ (S. 57.) Warum denn nicht gerade heraus bekannt: das ist meine Herzensmeinung! jeder Mensch gewinnt, wenn er den Muth hat, wahr zu sein. — Mag der Dritte in diesem Bunde der nierenprüfende Knigge sein, der ein Empfehlungsschreiben für einen Schöngeist komponirt hat, welches ein Meisterstück von unnöthigen Verrenkungen ist. — Die Briefe des ehrlichen Bode, des höflichen Beroldingen, des Kupferstechers Zentner, des thätigen Bertuch, des gelehrten Eberhard, des realistischen K.

Heß, eines v. Hohenfeld, von dem Schiller geschrieben hat: „mein Freund und der edelste Mann, den ich kennen lernte“ (s. Inhalt), dessen Freundes la Roche, des ungenirten, immer „ich bin wie ich bin“ versichernden Sarrasin, der den Grafen Cagliostro seinen Wohlthäter und Freund nennt (S. 505), des Sammelfreundes Schmerfeld, des bescheidenen J. G. Schneider, des schon zahmer gewordenen F. L. Stollberg, des Balladen sammelnden Ursinus, des Steine sammelnden Veltheim, und des „hochgeehrten Kupferstechers“ Wille, — alle diese Briefe geben keinen Anlaß zu weiterer Erörterung. — Eben so muß es den Lesern überlassen bleiben, aus den Blättern der Damen von Göchhausen und la Roche etwas für sich zu erbeuten. Hier genügt die Aufzählung der Namen, um den Reichthum des Materials zu bezeichnen. Größerer Theilname werden sich die Künstlerbriefe Tischbeins zu erfreuen haben; deren Inhalt hinreichen würde zu vergnügen, wenn nicht dessen einfache, aber gemüthvolle und instructive Behandlung das Interesse bedeutend erhöhte. Natursinn, praktischer Blick, warme Empfindung, und ein verständiger Tact sind ohne Zweifel die ersten Bedingnisse zur Entfaltung eines künstlerischen Vermögens; ja sie sind unentbehrlich, um auch nur wahre Empfänglichkeit für Kunstgenuß zu begründen; und diese Eigenschaften sind es, welche aus jeder Zeile dieser Briefe sprechen. Allein sie reichen keineswegs hin, einer, bis in's Gebiet umfassender Ideen gesteigerten Theorie oder Praxis zu genügen; was hiezu erfordert wird: das ideale Vermögen des Geistes, das geniale der Phan-

tasie, die letzte, hohe Bildung, — das ist es, was wir bei Tischbein vergebens suchen. Es wäre sehr ungerecht, wenn man mit Gervinus (am ang. O.) behaupten wollte, das, was unsere neue historische Malerei am nothwendigsten bedürfe, werde hier angeregt. Man denke an die Compositionen des Cornelius, und vergleiche damit die arme Conception von den Schach spielenden Prinzen (S. 407)! Man stelle sich die Zeichnungen vor, „zu denen aber auch noch Wörter gehören, aber so, daß Eins dem Andern aufhilft" (S. 509)! Man lese Tischbeins Beschreibungen von Rafaelischen Werken S. 515 u. f.), wo er sich freut, „daß alles sehr fein und ausfürlich gemalt ist; sogar den Schweiß, der über die Schläfe herabrinnt, hat er gemacht" (S. 515)! — wo immer nur „die Eile in den Beinen" und „daß man glaubt, die Worte stocken im Munde" (S. 516) und dgl. gerühmt wird, — und man wird das treue Auffassen Tischbeins, sein gesundes Organ für Charakter preisen, ohne ihm Begriff vom Höchsten anzudichten, oder die herrlichsten Leistungen der Gegenwart zu verkennen. — Was nun noch an Briefen übrig ist, bezieht sich auf jene Zweige der Naturwissenschaften, welche Merck cultiviren und ausdehnen half: Mineralogie, Geologie, vergleichende Anatomie, Botanik. Es finden sich hier die Verhandlungen der Autoritäten über den armen Zwischenkieferknochen, den sie, weil er nun einmal in das Knochengerüste der Doctrin nicht passen will, lieber wegwerfen. Ist es ihnen doch „selten um den lebendigen Begriff einer Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat" (S. 445). Und doch, indem ich dafür stimme, daß eine Gilde thätiger

Menschen der andern ihre Zunftbesonderheiten nachsehe, in Erwägung dessen, was jede leistet, — weiß ich diese Zeilen nicht würdiger zu schließen, als mit den ehrwürdigen Namen jener Priester der Natur, von welchen in diesem Bande schriftliche Denkmale niedergelegt sind: Banks, Blumenbach, Peter und Andrian Camper, Faujas de St. Fond, Forscher, Lichtenberg, de Lüc, Sömmering, Voigt, Wyttenbach.

Franz von Schober's Gedichte.

Franz von Schober ist zwar nicht von Geburt ein Oesterreicher, er ist in Schweden geboren, was zum Verständnisse des Gedichts S. 192 bemerkenswerth ist. Aber er gehört als Mensch zu uns, ist als Poet einer der Unsrigen.

Die lyrische Dichtkunst findet sich, der jetzigen deutschen Literatur gegenüber, in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse. Von der einen Seite hört man über die überschwemmende Menge von Gedichten klagen, die, schon gar nicht mehr einzeln, sondern nur immer gleich zyklenweise producirt und feilgeboten werden; von der andern Seite scheint sich, wie in einer wahren Wassersucht, mit dem Ueberflusse der Durst nur zu vermehren; man spricht von einem wieder steigenden Bedürfnisse nach Lyrik, und die wiederholten Auflagen der beliebteren Sammlungen scheinen es zu beweisen. Dem sei nun wie ihm wolle! so viel ergibt sich thatsächlich: die ungeheure Concurrenz

veranlaßt die Einzelnen zu dem Bestreben, einander an Reiz, an Eigenheit, an Neuheit zu überbieten; — ein Bestreben, welches der immer freiern Ausbildung der Formen nur nützlich sein kann, wie denn auch die besten Gedichte unserer Zeitgenossen zeigen. Ihre Formen sind so ausgeprägt, daß es dem Dilettantismus, der sonst am liebsten und am glücklichsten dieses Feld bebaute, schwer fallen muß, mit ihnen zu wetteifern. Anders verhält es sich mit dem Inhalte. Da auch dieser neu und interessant, selbst für eine blasirte Welt, sein soll, so wird er entweder von außen, aus der Tageswelt oder aus ungewohnten Fernen, entlehnt, oder das Innere wird seltsam umgestaltet, um ihm die Farbe der Originalität, um ihm das nöthige „Interessante" zu geben. An nichts wird weniger gedacht, als an die uralten, einfachen, nahe liegenden, immer gleichen Interessen des menschlichen Herzens, wie es, unter allen Hüllen ewig dasselbe, in uns Allen schlägt, — des menschlichen Geistes, wie er, in allen Sprachen und Formen, ewig das Eine will und ausspricht. Es müßte, wenn man überhaupt ihnen sich zu öffnen Lust und Sinn hätte, einen ganz eigenen Eindruck machen, wenn ein wahrhaft Begabter wieder einmal diesen Ton ganz einfach anschlüge, und sich, ohne viel nach unsern sonstigen Verhältnissen zu fragen, mit einem kräftigen: „Wie siehts hier aus?" — an unser lange nicht berührtes Herz wendete! . . . Und nun mag man uns diese recensentenartige Einleitung zu gute halten; denn wenn wir uns die Aufgabe setzten, die vorliegenden Gedichte kurz zu charakterisiren, — so sind sie es bereits. Franz v. Schober ist der Mann, von dem wir sprachen.

Mag die Zeit diese Sammlung aufnehmen, wie sie will, mag die Kritik ihr eine Stelle anweisen, wohin sie will, mögen Ansichten darüber sich aussprechen, wie sie wollen, — jenes Eine ist diesen Gedichten, selbst vor manchen der ausgezeichnetsten der neuen Zeit, eigen, — jenes Eine, das die alten, die ausländischen (namentlich die englischen) und unsere eigenen, früheren Dichter so hoch stellten, das freilich jetzt nur eine uninteressante Kleinigkeit ist, — die Kleinigkeit: daß sie vom Herzen kommen! Wir dichten mit der Phantasie, mit dem Verstande, mit der Vernunft, mit der Sinnlichkeit, mit dem Talente, mit — ich weiß nicht was noch sonst, — hier ist nun einmal Jemand, der mit dem Gefühle dichtet. Daß wir es mit keinem sentimentalen Knaben, daß wir es mit einem durchgebildeten Manne zu thun haben, lehrt uns wohl der erste Blick; allein es ist nicht die Frucht seiner scientifischen oder künstlerischen Bildung, wodurch er uns gefallen oder etwas leisten will; es ist sein Leben selbst, ein reifes, volles, reiches Leben, dessen innersten Gehalt er zutrauensvoll vor uns darlegt. Und welch ein Geist spricht aus diesem Leben! welche Tiefe, Kraft und Innigkeit! hier gilt es nicht, die Elle der herkömmlichen Gattungsvergleichungen wieder kritisch anzulegen, — wenn wir uns nicht vor dem Dichter schämen sollen, der, im Vertrauen auf unsere Empfänglichkeit und unsern bessern Sinn, seinen Busen uns willig aufschließt und sein Bestes mittheilt. Wir müssen nicht gleich recensiren wollen; wir müssen uns fragen, ob wir das Aehnliche erlebt, empfunden haben, — und wenn nicht, ob wir gegen diese Empfindungen gerecht zu sein, ob wir diese Entwick-

lungen aus ihrem Lebensgange zu beurtheilen im Stande sind. Wehe den edleren Söhnen des Vaterlandes, wenn es ihrem Worte erginge, wie es hier (S. 1 und 2) heißt:

„Ein and'res Wort, ganz schuldlos im Entstehen,
Kommt der Kritik zufällig in die Quer',
Zur Mode wird's, das arme Ding zu schmähen,
Verketzert ist's, es hebt sich nimmermehr!
Denn läßig wirft, nur im Vorübergehen,
Noch jeder einen Stein darauf, bis schwer
Verdammniß und Vergessenheit es decken;
Kein Gott vermag es wieder aufzuwecken;"

Nein, das soll man von uns Deutschen nicht sagen dürfen, — und wir wollen mit dem Dichter

. . . . . . „nicht vergessen:
So wird die äuß're Geltung nur gemessen!"

Das Innere kann einer höhern, wenn auch nicht immer lauten, Wirkung gewiß sein, und was vom Herzen kam — es wird auch wieder zum Herzen gehen! — Wenn ich mich hier so lange im Allgemeinen verweile, so liegt die Ursache eben in dem, was mir zum Verständnisse dieser Gedichte eben am nöthigsten scheint. Das Besondere ergibt sich für Jeden leicht, der sich mit uns auf diesen Standpunkt stellen will; wer es nicht mag oder kann, der lasse diese Gedichte ungelesen, aber auch unrecensirt. v. Schober ist, im höhern, im höchsten Sinne des Wortes: ein Dilettant*; so wie es Goethe von sich gesagt haben wollte:

*) M. s. C. W. Meyern, Dya-Na-Sore. 3. Aufl. Wien, 1840. Vorw.

„Was willst Du, daß von Deiner Gesinnung
Man Dir nach in's Ewige sende?"
Er gehörte zu keiner Innung, —
Blieb Liebhaber bis an's Ende!

Hierin liegen alle seine Vorzüge, — denn es ist die Liebe, die ihm alles zur Poesie gestaltet, hierin seine Mängel, — denn wenn er irrt, so ist es das glühende Herz, das ihn fortreißt und uns den Irrthum fast lieber macht, als die Wahrheit. Ich kann mich über das Einzelne kürzer fassen, wenn ich noch etwas Allgemeineres beifüge. Jedes Gedicht — pflegte Goethe zu sagen — ist ein Gelegenheitsgedicht; von diesen hier ist dieß noch ausschließlicher zu sagen; vielleicht keines von allen ist gemacht, um ein Gedicht zu machen, — jedes dankt seine Entstehung einem ganz persönlichen Anlasse und ist „ein gelöster Theil von einem Leben."

Doch würde der Dichter offenbar besser gethan haben, noch einige von jenen, mehr auf äußere Anlässe entstandenen Gedichten wegzulassen, die, im engeren Sinne des Wortes, Gelegenheitsgedichte, den übrigen Eintrag thun, indem sie den Schein eines falschen Dilettantismus erzeugen und dem Gefühle seinen Credit benehmen. Soll ich nun ferner das Gefühl unsers Dichters, auf das ich so viel Gewicht lege, seiner Art und seinem Umfange nach, allgemein bezeichnen, so würde ich beiläufig sagen: Ein inniges, tiefes, frühe von höherer Sehnsucht ergriffenes Gemüth fühlt den ewigen Conflict des Ideellen mit dem Wirklichen; jetzt mit der Zartheit einer Sensitive sich in sich verschließend, jetzt mit titanischem Uebermuthe gegen die ehernen Schranken an-

kämpfend, müßte es sich der Vernichtung preisgegeben sehen, wenn nicht der in gleichmäßiger Fortbildung begriffene Geist ihm in der Form ein Bett vorzeichnete, in das es sich ergießen, anfangs melodisch brausen, später den Himmel, den es zu erreichen strebte, in den beruhigten Wellen abspiegeln kann. Ein solches Gemüth gehört ganz eigentlich der Dichtkunst, zumal der lyrischen, an. Das übermüthige Stürmen wie das schmerzliche Sehnen regen gleich sehr zur Theilnahme an; ein gewisses mystisches Element, das mehr der Ahnung als dem Gedanken Spielraum gewährt, ist das der Poesie; und was der ideale Sinn, im Widerglanze seines eigenen Lichtes, etwa überschätzt, das macht er zum Gedichte, indem er es verklärt. Es ist nun einmal ewiges Gesetz: was im Leben nicht verwirklicht werden kann und soll, das ist das liebste, das eigenste Gebiet der Kunst. Die Welt des Ernstes und die Welt des Spieles trennt eine unüberschreitbare Kluft, — und man muß die Eine vergessen, wenn man in der andern landen will. —

Doch nun zu dem Einzelnen. Liebe, Natur, Kunst, Freundschaft und die Entfaltungen des innern Lebens sind die Gegenstände, welche Franz v. Schober am liebsten besingt. Er weiß ihnen so viele Seiten für die Empfindung abzugewinnen, daß es unmöglich ist, das Colorit der einzelnen Gedichte besonders zu schildern. In mannichfachen Formen bewegt er sich mit Bequemlichkeit, ja mit Virtuosität. Doch ist in der Wahl der Versmaße, in dem Vorwalten der weiblichen Ausgänge und in einem gewissen „Sich gehen lassen,“ das manchmal den natürlichen Abschluß, manchmal kleine metrische Nachläßigkeiten übersieht,

jenes dilettirende Element wieder zu erkennen. Die vollendetsten Producte sind daher diejenigen, in welchen eine vorgeschriebene Form unsern Dichter in feste Schranken einengt, und, indem sie seinen Ueberfluß beschneidet, die Fülle seines Gehalts erst recht zur Anschauung bringt. Namentlich ist dies der Fall im Sonette; und ich wage zu behaupten: die deutsche Sprache hat keine Sonette aufzuweisen, die, bei gleicher Bedeutung des Inhalts, den hier mitgetheilten an Reinheit, Kraft und Schönheit des Ausdruckes gleich kämen. Ich bin übrigens nicht der Einzige, nicht der Erste, der dieses sagt; da schon bei der ersten Erscheinung der „Palingenesieen" (S. 221. Breslau, bei Max 1826), deren Verständnisse freilich das gewissermaßen Enigmatische der Conception im Wege steht, dasselbe Urtheil andern Ortes ausgesprochen wurde. Die Lieder, die zum Theil durch den unsterblichen Schubert, den Freund des Verfassers, die angemessenste Würdigung fanden, indem er sie mit seelenvollen Melodien begleitete, zeichnen sich, wie „Trost im Liede" (S. 6.) „Am Bache" (S. 9.) „Nocturnen" (S. 28.) „Todesmusik" (S. 70.) u. a. durch eine ganz eigenthümliche, bezaubernde Innigkeit, ein, ich möchte sagen, musikalisches Denken aus, das, in minderem Grade, sich auch durch die übrigen Gedichte Schober's hindurchschlingt. Die erzählenden Gedichte (z. B. das treffliche Gedicht „Issendiar" S. 144.) halten die Empfindung, das lyrische Element fest. Die Allegorien, (z. B. die Heilquelle S. 59.) sind so consequent durchgeführt, daß sich der Faden, der in das Wirkliche zurückführen soll, schwer festhalten läßt. Die Gedichte, welche sich auf große Er-

scheinungen in Kunst, Wissenschaft und Leben beziehen, zeigen einen reichen, auf der Höhe der Bildung stehenden, und jene, welche gewaffnet erscheinen (z. B. „der Sumpf“ S. 92.), einen freien, kräftigen Geist, der, über den feindlichen Stürmen, das Licht der Heiterkeit, ja das Lächeln des Witzes zu bewahren wußte. Der hohe Mythus der Antike, die schöne Feenwelt des Orients, die heilige Urkunde der Bibel reichen dem Dichter ihre Blumen zum Kranze; die tiefsten Lebensfragen der Philosophie sind ihm zu Ereignissen des Herzens geworden, die er, bald wie im leichten Spiele („Accorde“ S. 150.), bald in schmerzlichen Klaglauten, zu Dichtungen gestaltet. Den Zeitgenossen können besonders die „Schattenrisse“ (S. 195.) interessant und aufklärend sein, in welchen Schober die Seelen Walter Scott's, Byron's, Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Börne's, Heine's, Hoffmann's, Voß's, Rückert's und Mayrhofer's auf sein Blatt beschwört und in wenigen, aber geistreichen Zügen vor dem Leser umzeichnet. Gedichte zu schildern, wenn es, wie die eben besprochenen, wahre sind, ist, — ich fühl es in diesem Augenblicke — ein eben so vergebliches Bemühen, als Farbentöne mit Worten nachzuahmen. Man sagt hier immer weniger, je mehr man sagen will. Es war nur meine Absicht, ein Verständniß einzuleiten, dem vielleicht, — nicht zur Ehre unserer Mitlebenden! Manches im Wege stehen möchte. Möchten diese anspruchlosen und doch groß empfundenen Gedichte, diese Denkmale eines an schmerzlichen Erfahrungen reichen Daseins, das unsere Zeit in allen ihren Zuständen in sich abspiegelt, — Denkmale, die ich nur mit

hoher Achtung und inniger Rührung überblicken kann, — möchten sie in unserm Vaterlande empfängliche Gemüther finden, welche die Sirenenstimme der Mode noch nicht sich selbst untreu und unverständlich gemacht hat! möchte ich nicht der Einzige sein, der es öffentlich zu gestehen wagt, daß er die Stimme eines verwandten Menschenherzens nicht verkennt! und wenn ich es wäre, — gut! so soll doch ein Echo diesen Tönen geantwortet haben, die nur zu oft, ohne Erwiederung, im Gewühle des Lebens verhallen.

Ueber Bildung und Selbstbildung. Von M. Enk. Wien, Carl Gerold, 1842. 226 Seiten. kl. 8.

Wie viel ist schon über, für und wider Popularität in der Literatur verhandelt worden! Man kann sagen, daß im jetzigen Augenblicke die ganze Literatur populär geworden ist, oder die Tendenz ausdrückt, es zu werden. Das Niveau einer allgemeinen, konversationellen Bildung erscheint als Richtschnur aller Bewegungen in Kunst, Wissenschaft und Leben, ihr unmittelbar practisches Eingreifen in die Entwicklungen der Gegenwart als Zweck, popularisirende, enciklopädische, journalistische Darstellungen als ihre Vermittler, das Publikum en gros, der Salon, der Markt, als ihr Forum. Der stille, unverdrossene, ernste Gelehrte, der die mühsam erzielte Frucht jahrelangen Forschens und Denkens von einem Augenblicke flüchtig gepflückt sieht, jammert darüber; der verständige Weltmann, der nun die Tafel, an welcher sonst nur Ein=

geweihte geheimnißvoll schwelgten, auch für sich gedeckt sieht, freut sich; und — unser Leser, welcher wohl weiß, wie wir hier zu diesen Betrachtungen kommen, da E n k so ziemlich den ersten Rang unter den sogenannten populären filosofischen Schriftstellern Oesterreichs einnahm, — möchte nun wohl wissen, wer in dieser Angelegenheit Recht, wer Unrecht habe. Vielleicht, wie so oft, Jeder und Keiner. Es gilt nämlich vor Allem, bei dem Begriffe Popularität die Behandlung und den Stoff zu unterscheiden. Man ist dadurch populär, daß man sich Gegenstände wählt, welche allgemeines Interesse haben und allgemein verständlich sind, oder daß man Gegenständen, welche diese Eigenschaften nicht haben, sie durch die Darstellung zu leihen sucht. Es stellt sich, wenn man diese Sonderung festhält und verfolgt, leicht heraus, daß jenes ein löbliches, dieses ein verkehrtes Beginnen ist, Denn, daß es Erkenntnisse gibt, welche, ihrer Natur nach, eine ganz besondere, schwierige, lange, gründliche Vorbildung bedürfen, um auf irgend ein giltiges Resultat geführt zu werden, wird wohl kein Gebildeter, der die Geschichte menschlicher Erkenntniß-Entwicklungen auch nur oberflächlich kennt, namentlich kein Deutscher, mehr in Abrede stellen. Solche Gegenstände sind: die Metafisik, die Aesthetik, die Fakultätswissenschaften — auf einer gewissen Höhe. Von diesen kann das Publikum für den praktischen Hausbedarf nur die Fundamentalsätze und die endlichen Ergebnisse nützen und brauchen. Was d a z w i s c h e n liegt, die weitläufigen und verwickelten Untersuchungen, wodurch man von den Fundamentalsätzen zu den Ergebnissen gelangt, wird man

sich vergeblich abmühen, ihm faßlich und angenehm zu machen. Wer diese Ansicht festhält, wird leicht die scheinbaren Widersprüche, die oben berührt wurden, lösen, und sich ein Urtheil über die dort angeführten Meinungen, über die betreffenden Schriftsteller, also auch — über Enk, bilden. Denn da die Werke dieses letztern im Wesentlichen nur auf die erwähnte Weise verschieden sind, im Einzelnen nur wenig wichtig Eigenthümliches bieten, so haben wir uns bei diesen Zeilen zur Aufgabe gesetzt, weniger das vorliegende Buch, als Enk's schriftstellerischen Charakter im Ganzen zu besprechen. Ein Rückblick auf die bisherigen Betrachtungen zeigt uns also, daß jener Gelehrte Recht hatte zu jammern, sobald man Gegenstände, die ihrer Natur nach tiefe Studien erfordern, durch oberflächliche Darstellungen zu erschöpfen wähnt, eigentlich aber nur profanirt und die Verwirrung steigert; daß aber auch der Weltmann Recht hatte, sich zu freuen, wenn man Gegenstände, die ihrer Natur nach klar und practisch sind, und über welche die Gelehrsamkeit bisher ein verderbliches Monopol ausübte, dieser ehrwürdig sein sollenden Finsterniß entreißt, und sie der Welt, der Gesellschaft, die ein unabweisbares Recht auf sie hat, zurückgibt. Ein solcher Rückblick zeigt uns, daß der populär genannte Schriftsteller, — also auch Enk, dort Lob verdienen wird, wo er Gegenstände, welche das Leben und die Gesellschaft in ihren practischen Interessen berühren, im Tone gebildeter Conversation instructiv behandelt; dort Tadel, wo er Filosofeme oder wissenschaftliche Specialitäten, die im Stillen mit Ernst abgemacht sein wollen, vor die Schranken

herauszieht, und den Leidenschaften, dem Egoismus, der Flachheit, dem Spotte und der Unwissenheit des Haufens preisgibt.

Noch gibt es einen andern Begriff der Popularität, welcher sich auf Klarheit der Darstellung innerhalb des wissenschaftlichen Kreises bezieht. Diese sollte aber nicht Popularität heißen; wer seinen Gegenstand selbst klar sieht, wird ihn klar darstellen, für — den klar Sehenden. Kant, in seinen streng philosophischen Schriften, ist keineswegs unklar, wohl aber unpopulär; wer würde auch Raisonnements, wie die, auf welchen die Kritik der Urtheilskraft beruht, je populär machen können? Herder in seiner Gegenansicht, ist populärer und doch weniger klar; war er es vielleicht sich selbst weniger?

Enk's Verdienst läßt sich, mit Rücksicht auf diese Erörterungen, in Kürze dadurch bezeichnen, daß er in mannigfachen Versuchen bestrebt war, Gegenstände, die sich dazu eignen, und welche die Fragen der Gegenwart eben an die Tagesordnung riefen, vor den Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes zu fordern, der in Oesterreich nie unbesetzt geblieben ist, und noch am Anfange unsers Jahrhunderts, im Gegensatze zu den damals modischen, nun verschollenen Schwindeleien der Romantik, in dem trefflichen Schreyvogel (West's Sonntagsblatt) so gediegen (wenn gleich leider! ungeachtet) repräsentirt war.

Enk's Schattenseite lag theils darin, daß er Gegenstände, die vor ein höheres Forum gehören, eben so bequem abfertigte, — theils in einem gewissen Pedantismus der Behandlung. Dieser Pedantismus, der sich den heu-

tigen Lesern, welche eine elegante, lebhafte, mitunter nur zu freie und formlose Behandlung gewohnt sind, zumeist fühlbar machte, rührt von der Art her, wie Enk producirte. Er wartete nämlich nicht die Forderung von innen ab, sich selbst ein Räthsel des Lebens oder der Reflexion zu lösen, und das gelöste auszusprechen, sondern er griff in den Vorrath gangbarer Lebensfragen, wählte sich eine Aufgabe, stellte sie über das schon Vorhandene geordnet zusammen, fügte hier und da einflechtend eigene Bemerkungen hinzu, und so entstanden jene populären Schriften über die Freundschaft, den Umgang mit uns selbst, die Seelenruhe, und die vorliegende über Bildung und Selbstbildung. Sie tragen alle das Gepräge jenes, ich möchte sagen thematischen Verfahrens; sie haben bei aller richtigen Denkweise, bei aller verständigen Anordnung und so mancher treffenden und selbst prägnanten Bemerkung, etwas schulmäßiges; es fehlt ihnen das Erlebte, der lebendige, frische Keim eines neuen Lebens. Ja selbst das beliebteste, vielleicht auch das bedeutendste von Enk's Werken: Melpomene, oder über das tragische Interesse, wiewohl reich an wohlüberdachtem Stoffe, vielfach belehrend und anregend, schwankt zwischen dem moralischen, ästhetischen und philologischen Standpunkte und hat gewiß noch keinen Dichter auf seiner Bahn practisch gefördert. Ja, ich würde gerade aus diesem, in manchem Betrachte vortrefflichen Buche die Ueberzeugung geholt haben (wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte!), wie grundlos das Gerücht war, das vor einiger Zeit dem theoretischen Enk die ganz prac-

tischen Gebilde eines unserer beliebtesten Bühnendichter zuzuschreiben wagte. Wenn — wie ein altes Wort sagt — nichts so absurd ist, was nicht einmal irgend ein Philosoph behauptet hätte, — was sind denn dann die Behauptungen der müßigen Welt?

Die bisherige Schilderung möchte so ziemlich auch das vorliegende, letzt erschienene Buch unseres Verfassers im Wesentlichen mitcharakterisirt haben. Der Begriff der Bildung wird entwickelt, ihr Zweck, ihre Schranken gezeichnet. Jede wahre Bildung muß, wie die Anlagen des Menschen, eine harmonische sein (S. 17). Sie muß aber zugleich, wie die Anlagen der Menschen, eine individuelle werden (S. 18). Ihre Mittel sind: Belehrung, Erfahrung, Selbstdenken (S. 24). Ihre besten Ergebnisse: Klarheit des Erkennens (S. 44) und Kraft im Wollen (S. 46). Die Bildung zur Religiosität (S. 47), zur Sittlichkeit (S. 60), zur Humanität (S. 105) (welche Enk, obwohl er Herdern beschuldigt, sie zu weit zu nehmen, offenbar zu eng nimmt, wenn er sie bloß auf die Charitas beschränkt), zur Geselligkeit (S. 124), zur Wissenschaft (S. 143), zum Schönheitssinne (S. 166), zu einem bestimmten Berufe (S. 190), — werden im Einzelnen erörtert, und es bieten sich dabei manche Anlässe zu Digressionen über dieses und jenes, namentlich in der modernen Lebensform und Literatur, was dem nüchternen und sittlichen Sinne des Verf. nicht zusagt. Eine der besten und beherzigenswerthesten dieser Digressionen ist die (S. 207) über den Dilettantismus, diese Schmarotzerpflanze auf dem Stamme der Menschheit-Kultur, die ihre

Blüten durch künstlich nachgeäffte wegtäuscht und uns um die Früchte betrügt. Man kann nicht streng genug gegen diese krankhafte Halbheit sein, aus welcher, zumal in der Literatur, die Krebsschäden unserer Zeit stammen; man kann nie genug das Eine, was Noth thut, an die Herzen legen: Ernst und Ganzheit in jeglichem Beginnen. Das scheint denn auch Euk (S. 213) schmerzlich empfunden zu haben. Doch war er gegen die Zeit nicht ungerecht und verschlossen; er beschließt sein Buch mit der Bildung für ihre Forderungen (S. 214), er anerkennt, daß in allen Bestrebungen das geistige Element der Zeit zu erfassen sei (S. 224), aber auch: daß sie an Jeden die Forderung stelle, daß er, was sie von Außen nicht bietet, mit selbstständiger Kraft in seinem Innern sich erschaffe (S. 225). Diese sittliche Grundlage, dieser sittliche Schlußstein begründen und vollenden das Ganze, und in dieser Denkart liegt der größte und eigentlichste Werth dieses Buches.

Einer wehmüthigen Erinnerung aber kann sich, wer den Verlust des trefflichen Verfassers betrauert, nicht erwehren, wenn ihm als Motto und Schlußwort eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit mit schmerzlicher Ironie entgegenlächelt. Quantum mortalia pectora coeca noctis habent!

Ueber die poetischen Richtungen unserer Zeit. Von Melchior Meyr. Erlangen, Verlag von C. Heyder, 1838. X und 154 Seiten.

Ansichten kann man nicht kritisiren, — man kann nur andere dafür geben. Ehe wir dies im gegenwärtigen Falle thun, ist es nöthig, Folgendes voranzuschicken. Das vorliegende Buch ist aus einer reinen, achtungswerthen Gesinnung hervorgegangen, und, mit Einsicht und Folgerichtigkeit, in einem edlen, angenehmen und würdigen Tone geschrieben. Möchte nur Jeder seine Art zu denken, wenn sie denn schon geäußert sein muß, so äußern! Es wäre uns besser damit geholfen, als mit humoristischen Tiraden, philosophischen Orakeln, oder rohen Verneinungen. Nach dieser Anerkennung ist es erlaubt, Differenzen auszusprechen.

Lyrische Richtungen sind noch nicht poetische überhaupt; einige deutsche Lyriker sind noch nicht unsere Zeit; abgesehen davon, daß man über Richtungen in der Poesie gar kein Wort verlieren sollte, denn nicht was Einer will, macht ihn zum Dichter, sondern wie er es gestaltet. Man findet also in diesen Blättern nicht sowohl das, was man sich beim Anblick des Titels versprechen mag, als eine mit Sachkenntniß durchgeführte Darstellung der Eigenschaften einiger deutschen, lyrischen Dichter. Es sind Recensionen über Heine, Platen, Uhland, Rückert.

Das Buch ist in Erlangen gedruckt, und wenn man im Voraus vermuthet, daß Rückert darin die Palme erhalten werde, so war man nicht im Irrthume. Wir haben,

wie uns dieser vortreffliche Dichter in seiner Stellung zur Poesie und zur deutschen Literatur erscheint, wiederholt ausgesprochen, und sind am wenigsten geneigt, dasjenige zu verneinen, was aus wahrer Anerkennung und edler Zuneigung entquillt, — auch wenn es uns als Ueberschätzung erschiene. Rückert's Poesie und Philosophie ist denn doch im Ganzen eine Art von Uebersetzung, und in neuester Zeit ein Spiel mit den dürren Reliquien ehemaliger Blüten und Früchte. Nun ist es aber gerade eine dieser neuen Hervorbringungen des Dichters: das brahmanische Lehrgedicht, — woran unser Verfasser sich besonders erfreut. Dieser Umstand führt uns auf den Punkt, von welchem aus seine Art über Poesie zu denken, überhaupt klar, und Zweck und Zusammenhang seines Büchleins verständlich wird. Sein Auge ist nämlich unablässig auf jenes letzte Ziel gerichtet, in welchem das Schöne, das Wahre und das Gute in Eins zusammenfließen, während wir gewohnt sind, zum Behufe der Beurtheilung dessen, was in Einem Bezirke geleistet wird, uns strenge auf die Gränzen dieses Bezirkes zu reduciren. Wer ahnt nicht, daß der Dichter, ein Werkzeug in der Hand einer höheren Gewalt, zu demselben höchsten Zwecke mitarbeite, welchen der Denker auf seinem rauhen Pfade erstrebt? aber eben dadurch, daß er sich von diesem Pfade fern hält, ist er Dichter; und wir haben, sobald wir ihn als solchen zu beurtheilen beschließen, nicht über sein Wollen und Wissen, sondern über das Leben und die Schönheit seiner Gebilde zu richten. Meyr begehrt, daß die Dichtkunst dasjenige unmittelbar in sich aufnehme, wozu sie selbst nur vielleicht ein Mittel ist; daher alle

Differenzen, die wir beim Lesen seines Buches fühlen; daher der Umstand, daß er auch da, wo wir im Ganzen beistimmen, gerade das lobenswerth findet, woran wir wenig, gerade das manchmal tadelnswerth findet, woran wir viel Wohlgefallen finden.

So sagen ihm an Platen jene späteren, ernsten, von schätzbaren Gesinnungen beseelten, meist in antiken Versmaßen abgefaßten, Gedichte vorzugsweise zu, in welchen wir mehr den Lateiner als den Dichter sehen. Seine frühesten, aus mannigfach aufgeregten, oft schönen und edlen, oft vielleicht mit Schonung zu richtenden Gefühlen hervorgequollenen, seelenvollen und melodischen Gesängen athmen Wahrheit und Natur, und sie sind es, die uns mehr, als die pindarisch-horazischen Hymnen und Oden, Platen's poetisches Talent anzudeuten schienen.

Eben so können wir nicht finden, daß das S. 57 angeführte Liedchen Heine's gelungener sei, als andere seiner Lieder, weil es sittlicher ist. Es scheint vielmehr, daß ihm die, ihrem Inhalte nach nicht zu billigenden Gedichte am besten gelingen. Uebrigens handelt es sich darum, gewisse Phänomene nicht nur in ihrer Einzelnheit, sondern in ihrem Zusammenhange mit der Epoche aufzufassen, deren Bedürfniß sie andeuten. Dieser Gesichtspunkt ist es, welchen man festhalten muß, um Heine, und was sich aus ihm entwickelte und an ihn schloß, mit dem rechten Verständniß zu ergreifen; er ist es, den man in Meyr's letztem Aufsatze (S. 145) wohl angedeutet, aber nicht völlig begriffen und erklärt findet. Man wird billiger gegen die überfreie Weise jugendlicher Talente, wenn man mehr

das auffaßt, was aus ihnen spricht, als das, was sie sprechen; wenn man die nothwendigen Evolutionsvorgänge literarischer Perioden kennt, und die, in welcher wir leben, damit zusammenhält; und wenn man die übrigen, tristeren und völlig unfruchtbaren Verkehrtheiten, die sich auch in unsern Tagen geltend machen wollen, mit dieser, wenigstens heitern und über sich selbst hinausführenden Verkehrtheit vergleicht.

Am meisten wird das Gefühl und der Geschmack deutscher Leser mit der Darstellung übereinstimmen, welche (S. 87 u. ff.) von Uhland's Eigenschaften gegeben ist. Uhland hat gewiß von allen hier recensirten Dichtern am eigentlichsten den dichterischen Weg eingeschlagen, den Weg der Schönheit und Natur. Er gewährt eine, auf einen engen Lebenskreis beschränkte, aber in diesem Kreise vollkommene Befriedigung. Dadurch, daß er, als echter Poet, die Position so gut wie die Verneinung in sittlichen Dingen dahingestellt sein läßt, und doch durchaus sittlich ist und wirkt, reizt er unsern Verfasser wenigstens zu keinem Widerspruche, und nöthigt ihn, bei seiner Erörtung mehr auf die poetischen Eigenschaften einzugehen, als auf andere; und diese Stellung ist es eben, welche wir dem Beurtheiler von Poeten überall wünschen, um ihm danken, um ihm glauben zu können. Wenn noch, was man getrost der oft sehr wohlthätigen Mode überlassen darf, die Begriffe von „Romantik, ethischer und philosophischer Poesie" u. dgl. (S. 70 ist sogar von „sittlichen Balladen", als einer Gattung, die Rede), sich allmälig verlieren, und einer gesunden, reinen, genie-

ßenden Auffassung dichterischer Productionen Platz machen werden, werden ächte, poetische Talente wohl auch wieder Lust bekommen, uns damit zu beschenken, — was ihnen für jetzt eine allzuweise Kritik wohl verleiden dürfte.

Dankbar muß man es anerkennen, wenn Männer wie der Verfasser des vorliegenden Buches, frei von kleinlichen Nebenabsichten, in klaren, warmen Worten uns die innerste Meinung ihres Herzens, uns das treue Ergebniß ihres Denkens nicht vorenthalten; wenn sie, in den Tagen der Lüge, des Indifferentismus, der Frivolität, die Stimme der Wahrheit, der Sittlichkeit, zur Freude aller Gutgesinnten, ertönen lassen; wenn sie prophetisch auf das letzte, höchste Ziel hinweisen, zu welchem, bewußt oder unbewußt, die ganze Menschheit auf tausendfachen Pfaden geleitet wird: aber der Dichter wird die leise Forderung nicht verschweigen, daß ihn die Kritik auf seinem Pfade fördern möge, ohne ihn durch Vorhaltung des letzten Zweckes zu demüthigen, zu ermüden; er wird zum Beurtheiler sagen: lieber Freund! laß es mir über, was ich dir zu bringen, zu sagen habe; sage mir nur, ob ich es so gebracht habe, daß es dir auch zu Herzen gegangen ist! Denn, wie der Mensch, in der Dunkelheit seiner irdischen Sendung, nur in seinem schmalen Bezirke das Rechte thun und sagen muß: Herr! thue nach deiner Weisheit mit den Werken meiner Thorheit! — so kann auch der echte Poet nur sagen: Hier sind die Gebilde, die ich nach den Gesetzen der Kunst, die in mir wirkt, geschaffen; seht zu, ob sie Leben haben, und ob sie in das Ganze, das ihr zu überblicken behauptet, so eingreifen, wie ihr Philosophen es wünscht und fordert!

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtkunst bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Leipzig, bei Engelmann, 1835. VIII und 476 Seiten. gr. 8.

Opus aggredior, opimum casibus.
Tacit.

Ein Werk von so ernster Intention, und welches mit einer solchen Fülle und Beherrschung von Mitteln unternommen ward, wie das vorliegende, fordert die Kritik zu redlicher Bemühung auf, wenn sie ihren Beruf erfüllen, und dem Publikum von dem, was der Verfasser gewollt und geleistet hat, Rechnung legen und gleichsam ein Facit ziehen will. Hier nun kommt es ihr sehr zu Statten, wenn der Autor, so viel es seine subjective Stellung zuläßt, diese Bemühung anticipirt, und den Versuch gewagt hat, sich und sein Werk selbst zu charakterisiren. Der Ort dazu pflegt die Vorrede zu sein; und darum erscheint bei Werken dieser Art jenes Proömium so wichtig; der Beurtheilende hält sich mit Recht daran fest, und dabei auf; erspart so sich und dem Leser eine verdrießliche Folge von Wiederholungen, da doch eine in's Detail angewandte Ansicht nur eine Wiederholung ihrer selbst ist, und gleicht, wie er soll, dem Prologus oder Chorus, der dem versammelten Publikum die Scene, den Umriß und Charakter des aufzuführenden Stückes bezeichnet, dann aber noch zu

rechter Zeit abtritt, und dem Werke selbst überläßt — zu sprechen; nicht bloß was er gesagt hat, noch einmal zu sagen. Er deutet besonders jene Partien unter den Zuschauern an, welchen das Werk vorzüglich gemäß sein wird; damit befriedigt er zugleich die übrigen, die nun wissen, wie sie daran sind, und den Dichter wenigstens gelten lassen.

Alles was ich hier gesagt habe, paßt vollkommen auf den gegenwärtigen Fall; um so mehr, da das Werk selbst eine fortlaufende Kritik ist; denn was ist pragmatische Geschichte, zumal der Literatur, anders? wir haben uns also vorerst aus dem, was der Verfasser im Vorworte Preis gibt, über den Geist seiner Darstellung zu orientiren, und dann diese letztere nur in großen Contouren zu verfolgen, wobei wir unsere eigenen Meinungen über die Gegenstände die er vorführt, als Anregung für den Forscher solcher Sphären, nicht aber als Berichtigungen der Resultate die ein diesen Regionen ganz geweihtes Leben gebracht hat, anreihen und betrachten dürfen.

„Jeder, der da weiß" — sagt Gervinus auf der ersten Seite — „daß man heut zu Tage nicht bloß für das Leben . . . sondern auch (leider nicht so sehr für Wissenschaft und Kenner, als) für Gelehrsamkeit und Gelehrte schreiben muß, und der zugleich den Wunsch mit mir theilt, daß dies Muß nicht sein müßte, der wird das Verhältniß meiner . . . Schriften zu einander leicht finden." — Den Wunsch theilen wir von ganzem Herzen, allein das Muß will uns nicht einleuchten. Warum muß? kein Mensch muß müssen, und ein Autor müßte? Wenn sich der wahre

Forscher von der gelehrten Gilde Gesetze vorschreiben ließe, wohin würde die Wissenschaft gerathen? würde sie ihren Zweck erfüllen: vom Leben aus für's Leben zu wirken? wenn es so wäre, wozu noch eine Feder anrühren? nein es ist nicht so, es gibt noch Menschen, denen es um die Sache, nicht um's Wort zu thun ist; für diese und für Niemand sonst schreibt der wahre Historiker, und wenn sie nicht existirten, er müßte sie erträumen, um nur überhaupt schreiben zu können; ja, ich gehe noch weiter, und sage: er soll sie erträumen, denn dann nur wird er so schreiben, daß er sie sich erschaffen kann; um das übrige Publikum hat er sich nicht zu kümmern, — als ob es gar nicht da wäre. In diesem Verfahren liegt das Heil und die Rettung unserer Literatur. Das ist nun der erste Punkt, in welchem wir mit dem Verfasser, gleichsam übereinstimmend dissentiren, und wobei wir bemerken, daß von hier aus alles, was man mit Recht an dem trefflichen Werke bemängeln könnte, sich erklärt. Hat er die Zunftgelehrten durch Verschmähung todten Citatenwesens beleidigt, so hat er es uns Weltkindern dadurch, daß er sich jenem Muß unterwirft, auch wieder nicht ganz recht gemacht; nach dem alten Sprichwort: zweien Herren zugleich ist schwer zu dienen. Wenn also Gervinus Verdienst gehörig geschätzt werden soll, so gehört dazu ein aus beiden Classen gewissermaßen abstrahirtes Publikum; ein Publikum, das sich an dem Durchstöbern rauchgeschwärzter Pergamente erfreut, ohne sich an der Freiheit, mit der sie vor das Licht des Verstandes gebracht werden, zu stoßen. Weil ich nun hier, indem ich die Stellung des Ver-

fassers bezeichne, über ihn etwas Allgemeines ausspreche, so soll sich gleich eine kurze Schilderung seiner Art und Richtung im Ganzen anschließen, wie man sie sonst als Schlußstein zu setzen pflegt; ich verschaffe mir dadurch die Erleichterung, im Verlaufe das Wesentliche als gesagt voraussetzen zu dürfen.

Gervinus, gleich entfernt von jener kindischen Ueberschätzung des deutschen Alterthums, die jetzt, Gott sei Dank, immer mehr aus der Mode zu kommen scheint, — wie von der Ueberschätzung unseres eigenen Werthes, welche die Wurzeln der Gegenwart in der Vergangenheit zu suchen vergißt, — unternimmt es, eine Geschichte, d. i. eine genetische Darstellung der deutschen Poesie zu liefern, aus welcher hervorgehen soll, wie sich das, was sie ist, aus dem, was sie war, mit Nothwendigkeit entwickelt hat; wobei sich vielleicht ein Lichtstrahl über das, was sie werden soll, entzündet. Er kennt und fühlt die Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe sehr genau, ja fast mehr als zu einer leichten, kühnen Bewältigung des Stoffes wünschenswerth ist; er ist aber auch ganz der Mann, mit einem solchen Probleme siegreich fertig zu werden. Vertraut mit den Denkmälern unserer alten Poesie, geübt, in die Zeiten und Völker zu schauen und durch Vergleichung und Unterscheiden den Blick bestimmter und heller zu machen, vergißt er nie, ihn prüfend auf die Gegenwart zu heften, deren Erklärung der Zweck der ganzen Arbeit ist. Dieses Festhalten am Zwecke wäre vielen wissenschaftlichen Rittern zu wünschen, die vor den Schranken der Einleitung, weil es einmal Turnierbrauch

ist, etwas wie ein Ziel oder einen Preis aufpflanzen, dann aber auf der ganzen Rennbahn sich nicht weiter darum bekümmern. Daß unseren Historiker eben die große Umsicht, die im Felde der Weltgeschichte gegönnt ist, manchmal da zur Synthese leitet, wo eine Analyse das Verständniß mehr befördert hätte, daß er gern alles massenhaft aufgreift und wirken läßt, ist mehr der Geschichtsschreibung unserer Zeit überhaupt, als ihm insbesondere, eigen, und es wird bald Anlaß sein, mehr davon zu sprechen. Uebrigens ist seine Denkart edel, würdig, frei; seine Ansichten sind verständig, vielseitig, hell, bedeutend und überall begründet; seine Darstellung ist stufenweise fortschreitend, folgerichtig, lebendig; seine Sprache der Majestät der Geschichte angemessen, gebildet, einfach mit Wärme, rhetorisch ohne Schwulst; doch nicht ohne eine gewisse pathetische Färbung und Periodenbreite. Von letzterer rührt zum Theile wohl auch der dem Leser unerfreuliche Anblick ununterbrochen angefüllter großer Octavseiten, ohne Absatz, ohne Ruhepunkt; von ersterer ist das zweimalige Beginnen mit „Ich" (Vorwort, Einleitung) ein Beispiel. Es ist höchstens dem Rhetor, — dem gebildeten Briefsteller längst nicht mehr — gestattet; und der Schriftsteller, besonders der deutsche, sollte sich immer mehr an die Gesetze der guten Gesellschaft und an den Styl einer geistreichen Correspondenz gewöhnen. So viel an Umrissen. Es ist Zeit, daß wir näher treten.

In der Einleitung mißt der Verfasser den Umfang seines Werkes, und zählt vorerst, ohne den Vorwurf der Ruhmredigkeit zu befürchten, die Schwierigkeiten auf,

die er zu überwinden fand. Allzu große Forderungen enthalten oft in sich selbst den Grund, warum ihnen nicht genügt wird; bei der stäten Rücksicht auf's Ganze ist das Eingehen in's Einzelne erschwert, in so fern, wie es bei der Poesie besonders der Fall ist, das Eigenthümliche nur aus sich selbst zu begreifen ist, und hier ist es am Orte einen Faden wieder anzuknüpfen, den ich oben fallen ließ. Das ungeheuere Gedränge literarischer Erscheinungen, das uns umtobt, die Schulen, welche sich theils selbst gebildet und benannt haben, theils bei Zusammenstellung gewisser Schriftsteller vom Kritiker aufgestellt werden, die großen Ereignisse der neueren Geschichte, welche uns die Wirkungen der Massen und Epochen im Vergleich mit der des einzelnen Menschen auf's Merkwürdigste bewährt haben, endlich der philosophische Geist der Deutschen, welcher sich seit Herder gewöhnt hat, Alles im Großen anzuschauen, — alle diese Umstände haben unsern historischen Blick vielleicht in's Weite und Universelle gelenkt. Unter den Kritikern hat es, so viel ich weiß, Menzel zuerst ausgesprochen, daß er gesonnen sei, die deutschen Dichter fortan nach Classen, gleichsam in Bausch und Bogen, zu recensiren. Wenn sich nun aber ein unglückliches Individuum durchaus nicht will „in Catalogum registriren" lassen, — wie dann? es muß dem Ganzen geopfert werden! es mag wollen oder nicht, es muß „sich aus seiner Zeit erklären lassen!" volentem ducit, volentem trahit, — kann man von dieser Kritik sagen, welche eben so unerbittlich, wenn auch nicht eben so weise als das Schicksal ist. Hätte sich Gervinus dieser Ansicht weniger unterge-

ordnet, hätte er die einzelnen Werke mehr beschrieben und weniger verglichen, so würde er mehr Historiker als Kritiker, also seinem Ideale treuer geblieben sein. Das Gefühl einer solchen Unzulänglichkeit scheint ihn bewegt zu haben, als er sein mit Riesenfleiße ausgearbeitetes Werk „eine Skizze, ja den bloßen ersten Entwurf einer Skizze" (S. 1) nannte, — eine Bescheidenheit, die nicht leicht zu überbieten ist, und einen deutschen Literator charakterisirt; es ist als ob der Erbauer des Straßburger Münsters sein Werk „einen Plan zu einem Modell" nennen wollte. Wie dem auch sei, jene Art die Dinge zu sehen, ist Schuld, wenn er sich im Einzelnen selbst nicht genügte. „Die schöne Zeit des Thucydides — klagt er — ist vorüber; . . . mit solchem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer, wie wir, brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen!" (Seite 4 und 7.) Diese Zeit ist nie vorüber, so lange es einen Thucydides gibt, d. h. einen gesunden, practischen Mann, der ein festes, beharrliches Auge auf seine Zeitgenossen wirft, und die Ursachen der Ergebnisse nicht immer in Ideen, sondern oft auch in Boudoirs, Küchen und Kammern sucht. Wenn das eine Abschweifung war, so wollen wir die folgenden Capitel um so succincter behandeln.

Die ältesten Spuren mythischen Gesanges in Deutschland veranlassen die Bemerkung, daß diese Art Dichtungen über der Völker Anfänge meist überall gefunden wird, überall aber auch erst in Zeiten entstanden zu sein scheint, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zustände die Veranlassung

dazu gegeben ist, so daß die Gesänge dieses Inhalts bei den Germanen schwerlich aus viel älterer Zeit gewesen sein mögen, als in der sie Tacitus erwähnt (S. 19); eine Bemerkung, die ich als historisches Problem dahin gestellt sein lasse. War die Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der Germanen, schon bei den ersten dunklen Spuren das Menschliche, das Historische vorwaltend (S. 20); ein Zug welchen Gervinus glücklich und bezeichnend auffaßt. In jener Verehrung des Herkules und Ulysses vermuthet er Spuren einer priesterlichen poetischen Sage (S. 20); von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren (S. 22). Die von Tacitus geschilderten Schlachtgesänge mußten wohl am ersten verschwinden. Quant à ces chants populaires — sagt Fauriel — germes premiers de l'épopée complexe et developpée, il est de leur essence, de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives, auxquelles ils sont destinés (S. 24). Mehr noch ist der Verlust der historischen Gesänge zu bedauern, von deren Inhalt Gervinus aus Jornandes Kunde gibt, wobei er eine Anekdote, die sich dort findet und die in der Volsunga- und Wilkina-Sage wieder zu erkennen ist, zum Typus für die oben erwähnte Differenz der deutschen und nordischen Dichtung, und zum Belege für seine Annahme des deutschen Ursprungs der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage anführt (Seite

26). Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht; und das hat auch wohl Niemand im Ernste behauptet (S. 27). Diese vergleichende Ansicht scheint durch die longobardischen Geschichten des Paul Warnefried Sohns bestätigt zu werden, deren Inhalt so poetisch, menschlich, nationalgeschichtlich erscheint, daß sie dem Verfasser längst eine Bearbeitung für die deutsche Jugend wünschenswerth machten (S. 20). Die schöne Charakteristik nordischer und deutscher Dichtung. aus dem Leben, der Naturumgebung, den Urzuständen der Völker abgeleitet, die nun folgt, ist ganz in dem von Herder (oder von R. Wood über Homer) angeregten Sinne, trefflich gedacht und durchgeführt (S. 30, 31). In eine noch weitere Sphäre führt die Zusammenstellung der ältesten Dichtungsweise der Deutschen mit jener der Hellenen. Was Gervinus (S. 33), aus freiester, historischer Umsicht und geläutertem, ästhetischem Sinne hierüber ausspricht, halten wir fest, weil es uns über die ganze Differenz der alten und neuen Poesie, ja über das, was man Polarität der Dichtkunst überhaupt nennen könnte, aufklärt, und uns später, wo wir es mit der Ansicht, welcher die Nibelungen als Ilias erscheint, zu thun haben, trefflich zu Statten kommen wird. Ich müßte mehrere Blätter ausschreiben, wenn ich alles das Schöne und Gediegene dieser Erörterung mittheilen wollte; das Resultat aber läßt sich in Einem Satze zusammenfassen, den ich so ausdrücken würde: das Eigenthümliche griechischer Kunst ist Selbstständigkeit; die deutsche unterwirft sich dem Stoffe, der aus ihr begeisternd wirkt. — Schließlich vindicirt Gervinus der

deutschen Poesie das Vorrecht, mehr als jede andere, von ihren Ursprüngen bis zur Periode ihrer Ausbildung, im reinsten Sinne populär gewesen zu sein; er erkennt aber sehr richtig, daß diese Eigenschaft nur den Anfängen, nicht aber der Höhe der poetischen Cultur gedeihlich ist; er empfindet den edlen geistigen Aristokratismus, welcher der Dichtkunst inwohnt, — wirft einen Blick über die Gränze seines Capitels prophetisch in die Gegenwart hinüber, und kehrt zur Betrachtung der Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang zurück. Sehr einsichtsvoll deutet er aus der getrübten, gestörten, von römischer Cultur überwältigten Fortbildung der alten Nationaldichtung, aus der weltgeschichtlichen Erschütterung und Verwirrung einer Zeit, in welcher Europa unter traurigen Wehen wiedergeboren ward, und aus der durch das Christenthum allgemein aufgeschlossenen, durch das beschauliche Naturell des Deutschen früh und individuell angebauten Zauberwelt des Gemüthes, — das Eigenthümliche unserer, zumal poetischen, Bildung; er löst und bindet vor unsern Augen die Elemente dessen, was unter dem Namen „Romantisch" in der neueren Literaturgeschichte eine so verhängnißvolle Rolle spielt; er erklärt, als ein wahrer Geschichtschreiber, aus der Vergangenheit die Gegenwart. Hiermit ist ein großes Lob ausgesprochen; denn, wenn gleich fast alle Historiker dasselbe zu thun, in der Vorrede und im Context wiederholt versichern, so leisten es doch die Wenigsten. Gervinus aber reißt uns in's Ganze fort, ohne auch nur ein einzelnes Sandkorn im Fluge zu verschütten. So darf er es

wagen, ohne kernlose Paradoxie, die Edda und Hoffmann's Spuckgeschichten aneinander zu knüpfen. Den größten Werth legt er billig auf das berühmte Hildebrandlied. Die Brüder Grimm haben uns darüber die bedeutendsten Aufschlüsse gegeben; sie setzen sein Vaterland nach Hessen; der Zeit nach gehört es in's 8. Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig, vor denen es sich aber durch Wahrscheinlichkeit und Einfalt in den Motiven, durch menschlichere Fühl- und Redeweise, durch epische Besonnenheit und Ruhe, kenntlich macht. Gervinus äußert sich über den in's Niederdeutsche vorneigenden Dialect des Gedichtes, wie über den Vorzug, den das ältere Fragment vor den spätern Bearbeitungen verdient, ganz wie der einsichtsvolle, gelehrte Verfasser der Abhandlung „die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache“ in Nr. 8 u. 9 des dießjährigen Bandes dieser Zeitschrift. Eben da wird man sich auch über das Wessobrunner-Gebet nach Wunsche belehren, welches in dieselbe Epoche gehört, von Gervinus aber, dem es mehr um die innern Verhältnisse der Dichtkunst, als um Erläuterung der Formen zu thun ist, übergangen wird. — „So weit also“ — schließt er diesen Abschnitt — „führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, auf großartige Verhältnisse und Zustände . . . ausdehnte. . . . Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volks-Epen; . . . Die Anstrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten,

würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Producte der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit. . . Eben so wie Carl der Große die germanischen Nationen wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. . . . Das Epos dankt überall seine Entstehung, und im Mittelalter insbesondere seine ungeheure Verbreitung und Mannigfaltigkeit demselben Geiste, der wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Poesie, so in andern Verhältnissen die Mönche in Orden, die Edeln in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß. Es ist das Bestreben, ganze Corporationen zu vereinigen, und mit Ideen zu durchdringen . . . jenes Bestreben, das dem ganzen Mittelalter einen so poetischen Anstrich gibt, der nur seine Kehrseite hat, weil die Ideale allzu schnell in Träumereien ausarteten. . . . Die Dichter blieben mit ihren Kräften hinter der Aufgabe zurück, . . . die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß!" (S. 56—58.) — Der welthistorische Blick, den Gervinus hier gethan, der gründliche Umriß, mit dem er das Mittelalter bezeichnet, und die neue Zeit von der alten vollständig gelöst und geschieden, und auf jenes tiefe, fortzeugende Element hingewiesen hat, welches sich dem Auge keines Einzigen, der das Problem der Zeiten vor sich hinstellte, entzog, — haben mich gleichsam genöthigt, die ganze Stelle, die zugleich ein Specimen der Darstellung bietet, mitzutheilen. Jene Betrachtung eröffnet uns das Verständniß aller folgenden; ihr Eigenes würde noch erleichtert worden sein,

wenn es dem Verfasser gefallen hätte, auch die übrigen Kunst- und Lebensbestrebungen jener palingenetischen Epoche, zumal die Baukunst, mit in die Schilderung aufzunehmen. Ich aber habe nun, wenn ich mich nicht absorbiren will, den Faden der Entwicklungen zu verfolgen; denn meine Hauptaufgabe bleibt es, die Conturen des ganzen Gemäldes zusammenzudrücken, die Mittelglieder, welche in dem weitläufigen, von hundert Episoden durchflochtenen Geschichts-Epos schwer aufzufinden sind, aneinander zu ketten, die Hauptpartien effectvoller, und so eine Uebersicht des großen Ganzen möglich, ja wirklich zu machen.

Wir haben nun, auf dem Punkte, wo wir stehen, zu betrachten: „welcherlei Dichtung um und nach Carl's Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen das Volks-Epos plötzlich in die Feder der Geistlichen, und aus der Volkssprache in die Lateinische übergehen sehen." Es sind dieß die geistlichen Dichtungen im neunten Jahrhundert. Hier nimmt nun Gervinus Anlaß, seine Anerkennung des sprachlichen Werthes dieser unschätzbaren Reliquien zugleich mit der Ueberzeugung auszudrücken, daß ihr poetischer Werth, in Folge dieses grammatikalisch-geschichtlichen Interesses, überschätzt werde. Die oft ventilirte Frage, wie die Sprache und die Bildung überhaupt in ihren Pro- und Regressen sich zu einander verhalten, wird dahin beantwortet, daß allerdings Fortbildung und Rückgang für alles Existirende gleich geordnet sei, und daß wir, wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, nachweisen können wür-

den, daß auch einst eine Zeit war, in welcher der Körper der Sprache von einer niedern Stufe zu jener Höhe hinaufsteigen mußte, von der wir ihn nachher absinken sehen. Wenn wir hiermit den gelehrten Verfasser des erwähnten Aufsatzes in den Bl. f. Lit., Kunst u. Kritik, Nr. 5, in Widerspruch finden, so wird dieser dadurch ausgeglichen, daß Gervinus Sprache und Poesie von einander unterscheidet, Entwicklung und Bedürfniß beider als getrennt darstellt, indem einerseits die reichste, sinnlich vollkommenste Sprache keineswegs einer mehr auf's Innere gerichteten Poesie, andererseits den anschaulichen Gestalten, welche die epische Dichtung fordert, eine naive, weit mehr als eine geistig cultivirte Sprache genüge. Hierbei schlägt er den Einfluß fremder Sprachen auf die unsere hoch an, will dem Herausgeber des gothischen zweiten Corintherbriefes (Castilionaeus. Mediol. 1829) seine Ansicht von der Einwirkung des Griechischen auf's Gothische nicht abgeläugnet haben, und schlägt den Philologen vor, die Art und Verhältnisse dieser Einflüsse genauer zu untersuchen. Da aber diese Gelehrten, von der Wichtigkeit Otfried's und ähnlicher Werke für Sprachkenntniß hingerissen, sofort auch der Jugend solche Studien anmuthen, da der neue Herausgeber des Otfried die Commentation dieses Denkmales zu einer stehenden Lection auf der Universität und in den Gymnasien und höhern Bürgerschulen machen will, — da erwacht in Gervinus der Mensch. „Wie?“ ruft er aus, „wir sollen also zu der ungeheuren Last, die unsern Schülern ohnehin schon aufgebürdet ist, ihnen auch noch dieß Opus aufladen? . . . . eine neue Sprache, zu der noch

die nöthigsten Hilfsmittel erwartet werden, soll um eines Buches willen erlernt werden? . . . . und was sollte und könnte uns denn in diesem Buche ansprechen und belehren? . . . . sollen wir die naive, reine Sprache der Bibel mit diesem Otfried verdrängen? . . . . oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen?" (S. 65 und 66.) So frägt Gervinus, der solche Studien unter die Aufgaben seines Lebens zählt; und wir stimmen lebhaft mit ein, und berufen uns auf das, was wir wiederholt hierüber gesagt haben. Gerade je bedeutender, tiefgreifender eine literarische Aufgabe ist, desto weniger gehört sie vor die Jugend, die am Leben für's Leben zu erziehen ist.

Nur die beiden Evangelienharmonien (die hochdeutsche des Weissenburgischen Otfried, und die niedersächsische des Heliand) hebt Gervinus aus dieser Periode geistlicher Dichtung heraus. Die erstere repräsentirt den deutschen Süden, die zweite den Norden; sie stehen sich gegenüber wie die Ritter-Epen der schwäbischen Periode dem Volks-Epos. Der Vers des sächsischen Gedichtes besteht aus jenen, der Alliterations-Poesie eigenen Satzweisen (vitteae); Otfried's Werk dagegen ist das älteste, in welchem der Reim herrscht, bei dessen Kritik Gervinus wunderlich unser Landvolk beneidet, dessen Ungeschick, die Reinheit der Reime zu empfinden, ihm als „volles Ohr" erscheint (S. 69). Im Heliand ist ein Ton der Unschuld, der Bewußtlosigkeit; im Otfried Besinnung, Kritik; dort reines Aneignen des Stoffes, hier Erkenntniß und Erstrebung einer Form; dort Anklang der Volks-Poesie, hier

Bearbeitung nach gebildeten Mustern. Auf welcher Seite Gervinus echtes, poetisches Leben gewahrt, wird man leicht errathen. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, — das gibt er zu — allein die Poesie gedeiht nur in der Blüte und Frische der Welt, und wer in Otfried's Werke ihren Hauch zu spüren vorgibt, der — meint er — müsse zu rechter Genügsamkeit herabgekommen sein. Hier ist er nun bei dem Ziele, das er am Anfang des Kapitels festgestellt: Abhängigkeit geistlicher Dichtkunst. Der bedingende Satz: es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbstständigkeit fordern wollte; sie besaß sie nur höchst selten, und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht;" (S. 74) — dieser Satz ist auszustreichen, wie alle bedingenden Sätze, denn die Ausnahmen verstehen sich immer von selbst, oder vielmehr es gibt keine Ausnahmen von einer rein und scharf ausgedrückten Regel. Immer ist Selbstständigkeit von der Dichtkunst zu fordern; immer war die wahre Poesie selbstständig; nie hat sie, im Dienste der Gelegenheit, das Höchste erreicht, nie überhaupt der Gelegenheit gedient; entwachsen ist sie wohl aus ihr, wie jede Erscheinung des Göttlichen auf Erden. So viel im Vorbeigehen, nur des „zwar" und „nur" halber; denn in der Hauptsache denkt Gervinus überein. Indem er das übrige wenig Bedeutende dieses Zeitraumes übergeht, weil es ihm „eine Hauptpflicht des Historikers ist, überflüssigen Stoff auszuscheiden von der Geschichte" (S. 75) — wendet er seinen Schritt weiter.

Die Volksdichtung in den Händen der

Geistlichkeit bot ein gemüthliches Bild von einer innigen, religiös durchdrungenen Zeit; in diesem Betracht interessirt das Siegeslied über die Normannen, nach 881, zu Ehren Ludwigs, eines Sohnes Ludwigs des Stammlers, gedichtet, ein durchaus volksmäßiger Gesang, sei er nun durch geistliche Hände gegangen oder nicht. Mit Recht nimmt Gervinus die rührige Periode der Ottonen in Schutz; mit Recht findet er das Anerkennen, das Aufnehmen deutscher und gedeihlicher als das Abschließen, das Hypernationalisiren; mit Recht deutet er ehrfurchtsvoll auf das hehre Alterthum hinüber, dessen ewig lebendige Wirkung nur eine trotzige, gotteslästerliche Selbstbeschränkungslust ablehnen wollen kann. Er macht uns auf das lateinische epische Gedicht von Walther von Aquitanien (von Eckehart I. in St. Gallen; 1. Hälfte des zehnten Jahrhunderts) aufmerksam, welches dem Stoffe nach, wie der Gesinnung, echt deutsch, der Behandlung nach ganz antiken Mustern nachgebildet, als Beispiel vaterländischer Heldensage in den Händen eines Geistlichen, einen Begriff von jener übergänglichen Bildung gibt; wenn es gleich dem poetischen Werthe nach weniger preiswürdig erscheinen möchte, als es Gervinus ausgibt. Naivetät und Ungeschicklichkeit sehen sich oft zum Sprechen ähnlich; aber jene bleibt sich gleich, während diese bald einen rechten bald einen Fehltritt macht. In die Betrachtung dieses quasi-klassischen Zeitraumes, in welchem gleichzeitige Heroen unmittelbar vielfach in den Gesang verwoben wurden, flicht Gervinus die Bemerkung ein, daß, abgesehen von W. Grimm's Hypothese von einem lateini-

schen Niebelungenbuche, jedenfalls die Zeit der Ottonen eine Durchgangs-Periode für das Niebelungen-Epos, eine Zeit seiner Wiederaufnahme und Umgestaltung war, — welche Bemerkung er sehr schön commentirt und fortsetzt, und die Erläuterung des zerstückelten, lückenhaften Wesens dieses Gedichtes daran knüpft; es sind treffliche Gedanken und Worte, von denen ihm nur „Haimons Liebelei“ die alten Götter verzeihen mögen (S. 91); ich aber fürchte, sie werden's nicht, sondern ihm einmal bei Gelegenheit einen scharf angelegten Pfeil dafür abwenden vom Leibe des Feindes.

Wissenschaft und Kunst blieben während des Ueberganges zur ritterlichen Poesie der Hohenstaufen-Zeit wohl noch in den Händen der Geistlichkeit; allein der Geist des Ritterthums beginnt zu wehen, und eine neue Welt will sich entfalten. Ehe wir aber diese Morgenröthe erblühen sehen, geht, wie bei der wirklichen, ein Moment der Kälte voran. Die Zeit der fränkischen Kaiser gab vorzugsweise politisch-kirchlichen Angelegenheiten Raum; die Welt hatte damit zu thun, ihren eigenen Lauf zu betrachten; das Gewahrwerden dieses großen tragi-komischen Thier- und Puppenspieles versetzte der Poesie einen fast tödtlichen Schlag; unverwüstlich wie sie ist, schuf sie sich in der Bedrängniß ein neues Element, dessen launig-bittere Geburt: die Thiersage, von der Darstellung jener geistigen Lebensprocesse nicht ausgeschlossen werden kann. Gervinus zieht sie einsichtig in den Umriß seines Bildes, und Reinhart Fuchs, der alte Schelm, muß herhalten und sich nolens volens philosophisch-ästhe-

tisch-historisch analysiren lassen. Der Stänkerer macht freilich ein wunderlich Gesicht dazu; allein Wolfen und Isegrimm ergeht's auch nicht besser. Am komischesten verzieht er seinen Mund zu dem, was er über das „uralte Thiermährchen" (S. 110) und von den „Heimlichkeiten der Thierwelt" (S. 113) zu hören bekommt; daß übrigens etwas Gefühltes in diesen Rhapsodien steckt, kann er doch nicht läugnen. Ist doch nur sein ärgerlich weltliches Wesen allein Schuld, daß uns, neben seiner Figur, der gründliche Ernst eines Gervinus, der dieselbe mit der Reformation und Weltgeschichte in feierliche Verbindung bringt, ein Lächeln abnöthigt.

Dieser Ernst erscheint ganz am Platze, wenn es sich um die Einwirkung handelt, welche die Kreuzzüge auf die Bildung, und somit auf die Poesie jener Zeit geäußert. Ob der Uebergang der alten Welt zur neuen, christlichen, durch diese „außerordentlichste Revolution, welche die Welt je sah" (S. 125 — dieser Superlativ möchte angefochten werden!) so scharf zu markiren sei, wie Gervinus meint, — ob denn dem Orient dabei so ganz aller Miteinfluß abzusprechen sei, wie er auch meint, — bleibe mit einem Fragezeichen in der Weltgeschichte stehen. Ob man wohl thut, die ganz neue Bildung immer durch das eine Epitheton „christlich" zu charakterisiren, — hänge ich diesem Fragezeichen an. War denn nicht schon in der zerfallenden alten Welt ein Element, welches das christliche vorbereitete? und war dieß das einzige der neuen? Gervinus selbst hat im Früheren solche Uebergänge leiser und vollständiger angedeutet. In der Geschichte so gut wie in der

Natur geschieht alles übergänglich, und was uns als impetus erscheint, ist immer Wirkung und Ursache zugleich. Im Gefolge dieser Betrachtungen möchte von den zwei Haupteinflüssen, welche Gervinus den Kreuzzügen zuschreibt, der erste: Erweiterung des Verkehrs, und durch ihn Ausdehnung der Kultur, — der wichtigste sein. Hierauf beruht wohl allerdings die Differenz beider Weltalter; und es wird immer mehr anerkannt werden, daß Extension der errungenen Masse von Kultur über die Masse der Menschheit, die Aufgabe dessen ist, was wir unsere Zeit nennen; so wie das Erringen die Aufgabe der Vergangenheit war. Hier, wenn irgend wo, ist dem Sterblichen ein bescheidener Blick in die heiligen Wege der Vorsehung gegönnt. Der zweite, von Gervinus statuirte Hauptpunkt: Entfaltung des Innern, — bleibe dahin gestellt. Wir fühlen nicht genug mit den Alten, weil wir nicht mit ihnen gelebt haben, — wir glauben, wie jeder einzelne Mensch, die Welt sei mit uns geboren worden; das Gemüth aber, das tiefste Innere des Menschen, hat sein eigenes Leben und bedarf keiner Kreuzzüge, keiner Welterschütterungen, um sich sein bewußt zu werden. — Daß Gervinus, in der Entwicklung dieser Zeiträume, nicht bei uns Deutschen stehen bleibt, ist seiner großen Manier und Absicht gemäß; daß er dabei Ariost (S. 136) überschätzt, vergibt man gern in Betracht so Vieler, die diesen herrlichen Dichter zu wenig achten; übrigens ist das, was nach seiner eigenen richtigen Angabe (ebend.) demselben zum Homer fehlt, gerade das, was diesen zum Homer macht.

Das französische Volks-Epos scheint dem Ver-

fasser den Geist der Kreuzfahrten am treuesten auszusprechen, der Gesang der Troubadours und ihr Frauendienst scheint ihm einen fröhlichen Gehalt, einen unversiegbaren Stoffquell in die breite Welt geströmt zu haben. Er verweist die, welche sich über diese Kreise ursprünglicher unterrichten wollen, auf Uhland, Schmidt, und vorzüglich unsern verdienstvollen F. Wolf (die neuest. Leist. der Franz. f. i. Nation. Heldenged. Wien 1833); und wir können nichts Besseres thun, als diese Andeutung wiederholen. Conrad's deutsche Bearbeitung der Rolandsgeschichte wird nun charakteristisch geschildert, und Geist und Werth dieses Gedichtes gebührend anerkannt.

Den Uebergang zur Darstellung des veränderten Zeitgeschmacks, der sich an Legenden und Novellen letzte, macht eine Reflexion, die mir nicht gefällt. „Was der großen Masse — heißt es (S. 152) — die gewöhnlichste Unterhaltung bietet, . . . verdiene in einer Geschichte der Dichtung keinen vorzüglichen Platz; . . . von einem poetischen Geschmack sei es gegenwärtig eine Sünde zu reden; . . . die Romangattungen und dergleichen (!) verdienen in einer Geschichte der Dichtung, ihrem Werthe nach, wahrlich keinen Raum" . . . (S. 153). Dieses historiographische Nasenrümpfen kann man einem Gervinus doch nicht so hingehen lassen; einem Gervinus am wenigsten, sonst machen sichs' die „Kleinen von den Seinen" gar zu bequem, nennen Sterne, Scott, Bulwer, Salvandi, Manzoni, Cervantes, Boccaccio und den Dichter des W. Meister „gemeine Unterhaltungsschriftsteller" — und finden es unter der historischen Würde, ein Wort über solchen Kram zu

verlieren, — was freilich das größte Unglück nicht wäre! Belletristische Zeitschriften, Romane, Novellen, Bühnenstücke und dergleichen (!)" werden S. 153 auf einen Mist geworfen, da sich der Geschichtschreiber nur mit dem „Belehrenden, was bleibendes Muster ist" abgeben soll; nun frage ich: was ist belehrend, — das Lied von Hildebrand und Hadubrand, oder Tristram Shandy? was ist bleibendes Muster, — das Messobrunner Gebet, oder W. Meister?

Es fürchte die Dichter
Das gelehrte Geschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Es gefällt ihnen aber, zu leben und leben zu lassen; und so sei es genug an diesem Ausfalle; ein anderes Mal wollen wir die Materie wieder aufnehmen, und darthun, daß „die Charakteristik einer Zeit" (für welche Gervinus die angeführten Werke selbst wichtig findet) mit der Geschichte der Poesie gar sehr zusammenhängt, und daß Roman und Theater von dem künftigen Geschichtschreiber unserer Poesie nicht ungestraft werden verachtet bleiben dürfen. Nach einer Abschweifung über das Niebelungenlied, die der entspricht, welche ich mir eben zu Schulden kommen ließ, — kommt Gervinus auf die Kaiser-Chronik, deren Druck uns so lang versprochen und noch nicht erfolgt ist, zu reden, die er, ihrer deutschen Quelle nach, worauf sie sich beruft, in den Anfang dieses Jahrhunderts

setzt, — und mit der er, der Form und dem Wesen nach, den Lobgesang des heil. Hanno genau verbunden wissen will, von welchem er mit Recht sagt, daß man ihn seit Herder überschätzt habe. Er tadelt an dem veränderten Geschmacke die Unklarheit, das leichtsinnige Untereinanderwerfen, das kleinlich Materielle, wovon er aus der Kaiser-Chronik ein Beispiel gibt, das freilich spaßig genug ist: Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt, und er gibt eine Kröte von sich:

die walche sprungen uf sa
sie riefen lata rana;

daher der Name Lateran! (S. 159). — Konnte ich eben das Vornehmthun gegen die lebendigen Formen der neuen Zeit nicht ungeneckt lassen, so klatsche ich desto herzlicher Allem Beifall zu, was Gervinus nun über die kindische, doch glücklicher Weise wie es scheint, schon abnehmende Liebhaberei an Märchen sagt, deren wiederholtes Herausgeben oder gar neues Erfinden, zu andern als geschichtlichen Zwecken, er unverantwortlich nennt (S. 164). Was er hierüber weiter sagt, sollte man fleißig lesen, und denen einprägen, denen es Noth thut; ihm aber danken, daß er uns einmal die Stimme eines Mannes wieder hören ließ, in einer Welt, die bereits drohte zu einer Kinderstube zu werden. Italien war zu der Zeit, von der jetzt gehandelt wird, der Herd der Unterhaltungs-Poesie; aus Italien leitet Gervinus, mit Ausschließung alles andern Einflusses (was wir oben schon befragzeichneten), die Wellen dieser

Dichtungen nach Deutschland, gibt aber bald eine mittelbare Influenz des Orients und Griechenlands zu, wobei sich an den geistreichen Seitenblicken, die er auf Bidpai, Hitopadesa, und die griechischen Erotika wirft, eine leicht und frei beherrschte Gelehrsamkeit glänzend hervorthut. Zu mancherlei Betrachtungen regt die Wahrnehmung an, daß sich ähnliche Erscheinungen, die, frei von einander, im Osten, Süden und Norden aufkeimten, in jener Mittel-Epoche begegneten (S. 174), und so Brücken bildeten, auf welchen die alte Welt in die neue, und die seltsame Fremde in die Heimath herüberschritten.

Die Ausartung der Volks-Poesie, theils durch Veränderung, theils durch Verpflanzung, Entstellung durch gereiste Poeten, ungeschickte Amalgamirung mit griechisch-morgenländischen Sagen, und Bereicherung aus neueren Efindungen, wird nun am König Rother, wie an einem tauglichen Specimen, klarer vor Augen gestellt.

Gervinus bescheidet sich, den Streit, der über die Geschichte dieses Gedichtes unter den größten Kennern herrscht, nicht schlichten zu können; so viel ist gewiß, daß es ein ursprünglich deutsches ist, daß äußere Verhältnisse aus Byzanz darauf eingewirkt haben, und daß man dem Werke viel zu viel Bewunderung gezollt hat. Mit Salomo und Morolf, mit Herzog Ernst von Veldek ist es nicht anders. Der Nationalgeist ist verschwunden, die Willkür des Einzelnen schaltet mit dem poetischen Eigenthume des Volkes, und wirft Fremdes und Einheimisches roh untereinander.

Die Einflüsse aus England oder der Bretagne,

welche der Verfasser mit etwas gar zu schneller Analogie, der Anglomanie des vorigen Jahrhunderts gleichstellt, veranlassen wieder ethnographisch-literarhistorische Ausflüge in jene britisch-wallisischen Regionen. Die Echtheit der wallisischen Bardenlieder und der Gesänge Ossians soll aus dem wechselseitigen Verhältnisse hervorgehen. Die Merlin- und Arthur-Sage werden beleuchtet, von den Tafelrunde-Romanen, denen nichts als ihre Neuheit Werth und Ansehen gegeben haben soll (?), wird das vorwaltende Element der Courtoisie und Frauenliebe, das hier zum ersten Male (?) Eingang in die epische Poesie fand (S. 205), abgeleitet. Es ist zu wundern, daß nicht gleich auch die Verbindung mit Lafontaine und Kotzebue nachgewiesen wird! Die Poesie, und somit auch ihre Geschichte, ist ein gar proteisches Element; es ist das Spielzeug des menschlichen Gemüthes, und schlüpft, wenn es zu sehr en gros gefaßt wird, aus den Händen des Historikers, welche Schwert und Wage zu halten gewohnt sind. Hier macht sich die Willkür geltend, keine blinde, aber eine freie, geistige, der nur der schöpferische Genius gebietet. Diese Willkühr schaltet oft selbst mit Recensenten, und wirft ihnen Abschweifungen, wie diese da, auf's Blatt, wo sie triste supercilium Catonis sich vorgesetzt hatten. — Bei Ulrichs Lancelot verweilt Gervinus einen Augenblick; wie es denn seine Art ist, seine theoretische Ansicht immer an einem Beispiele zur Anschauung zu bringen. Er beschreibt das Gedicht; und was er von der dichterischen Ungeschicklichkeit, vom Mangel innerer Nothwendigkeit, zumal in der deutschen Verarbeitung sagt, ist recht gut; — allein bei

seinem Sinne für's Innerliche, Tiefe, befremdet es doch, daß er das Menschlichgroße, was in diesen Dichtungen verborgen ist, und von einer spätern Zeit gar gut herausgefühlt und herausgebracht worden ist, verkennt oder übergeht. Die hier zum Grunde liegenden Ideen von Erziehung, Liebe, Kraft, Prüfung, Geselligkeit, haben eine tiefe Wurzel, und es entwuchs ihnen ein Baum, der späten Enkeln herrliche Früchte trug. Hier aber kann man auf eine solche Entwicklung sich nicht einlassen.

Sehr ergötzlich ist der folgende Abschnitt, wo wir antike Dichtungsstoffe in der abenteuerlichen Gestalt des Mittelalters uns vorgeführt sehen. Der alexandrinisch-wälsche Geschmack hatte sich geltend gemacht, das Nationelle war verdrängt, das Hellenische lebendig nicht wieder hervorzurufen, — und Gervinus bricht in Klagen aus. Aergerlich überläßt er den barocken Dares Prygius den kritischen Literarhistorikern, und wendet sich mit mehr Interesse zur Sage von Alexander, die er, von den Quellen bis in die Mündungen, verfolgt. Mit Recht zieht er die orientalischen Darstellungen mit herein; nur war nicht zu vergessen, daß diese, dem Geiste östlicher, zumal persischer Dichtkunst gemäß, nicht sowohl als das Ergebniß populärer Ueberlieferungen zu nehmen sind, als vielmehr als Gebilde des Geistes einzelner großer Dichter, zumal des herrlichen Nisami aus Gendsch, der, nach seiner Weise, im Iskendername ein romantisches Gemälde, dessen einzelnen Partieen man die Erfindung, die Allegorie, alsbald abmerkt, zu sittlichen Zwecken hinzauberte, welches dann die Nachfolgenden, ein Dschami u. A. theils modificirten, theils

copirten. Diese persische Dichtung vom Alexander darf also nicht als Sage betrachtet werden, und hat einen eigenen Charakter. — Sehr bedeutend ist die jedenfalls deutsche Bearbeitung dieser Geschichtsfabel von Lamprecht, sei nun das Verdienst ihm oder seinen Vorgängern beizumessen. Sehr ausführlich und beredt entwickelt Gervinus das kräftig-verständige Gedicht, und gibt ihm den Vorzug vor fast allen mittelaltrigen deutschen Dichtungen (S. 229). Wir, indem wir die Vergleichung mit der Odyssee (S. 233) liegen lassen, machen nur auf die trefflichen Erörterungen des Verfassers und auf das merkwürdige Gedicht alle Freunde jener älteren Poesien aufmerksam (S. Maßmann's Denkmäler deutscher Sprache u. Literat. 1828). — So werthvoll jenes Werk ist, so ärmlich sieht es mit der Aeneide des Heinr. v. Veldeck aus. Wenn Gervinus gleich den römischen Urdichter selbst, wie es scheint, nicht gehörig zu schätzen weiß, so zeigt er doch in einer Parallele sehr einleuchtend das parodistisch Lächerliche seines altdeutschen Rivals, bei welchem Anna die Dido nach ihres Liebsten Namen fragt, und diese antwortet: E— und ne—, und ehe sie sagt —as, hat die kluge Anne schon gewußt, wer es gewesen. Nach der Kritik der Schönheiten dieser „Eneit" bemüht sich unser Geschichtschreiber zu untersuchen, warum denn diesem Dichter seiner Zeit ein so besonderes Lob geworden, — eine Frage, auf die sich bequem hätte antworten lassen: weil seine Zeit nicht besser war als er, — und stellt dann den trojanischen Krieg des Herbort v. Fritzlar in die Mitte zwischen beide letztbesprochenen Werke. Das Zusammentreffen mit dem Inhalte des

schönsten Gedichtes in der Welt wirkt drastisch in dieser quasi Epopöe.

Einer so schwankenden, gehaltleeren, da und dort hinausvagirenden Poeterei folgt das Bedürfniß der Nation, wieder einmal tiefer und ganz angesprochen zu werden, und bedingt in einer an sich noch kräftigen Zeit, wo die Vergangenheit noch lebendig in's Gegenwärtige herübergreift, — eine Regeneration des Volks-Epos, welche uns längst nicht möglich ist, denen selbst das Verständniß jener Reliquien versagt scheint. Hier ist es, wo Gervinus die Betrachtung der Niebelungen und der Gudrun am Platze findet; hier, wo man wohl auch meinerseits eine ausführliche Erörterung eines so oft erörterten Lieblingsgegenstandes erwarten mag, und wo ich es eben für meine Pflicht halte, so kurz als möglich zu sein. Ich habe es mit Gervinus zu thun, nicht mit dem Niebelungen-Gedichte; dieses ist nicht da, — sagt der dichterischeste Kenner — um ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines Jeden Anspruch zu machen und deßhalb an die Einbildungskraft, die der Reproduction fähig ist, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, so wie für's Zarte, Feine, für ein weit umfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne; aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben. — Da es sich nun trifft, daß sich das Gedicht in den Hauptsachen mir eben so darstellt, wie es Gervinus schildert, so kann ich dem Leser wie mir viel ersparen, und ziehe nur Folgendes zusammen:

Daß die Gudrun im zwölften Jahrhundert in frühe-rer Gestaltung existirte, ist durch neugefundene Zeugnisse entschieden; daß aber die Niebelungen darin vielfältige Schicksale erlitten haben, ist von Niemanden geläugnet. Wo die nordische Siegfried-Sage, zu jener Zeit, in Deutschland wieder eingeführt ward, ist ungewiß. In Nieder-Deutschland am wahrscheinlichsten; wo die ersten Zeugnisse dafür gefunden werden. Der Norden, das Alterthum trat damals so in die Gegenwart, wie in neuerer Zeit das Deutschthümliche (?) (S. 253); und „nicht anders" wandte sich Goethe von den Göttingern, Schiller von Bürger ab, als die Hofsänger jener Tage vom Volksgesang (! ?). — Die ungeschickte Verbindung zweier heterogener Stoffe (im Niebelungenlied) springt in die Augen. (?) Nicht zwei Stoffe kämpfen mit einander; sondern der Stoff und die Behandlung. Der Unterschied nordischer und deutscher Sage, den wir festsetzten, bestätigt sich auch hier; auf jene ist die allegorische Deutung (Sagabibl. II S. 366) anwendbar (wir geben ihr das Zeugniß, mit dem chemisch-naturphilosophisch sein sollenden Unsinn bei Zeune nichts gemein zu haben; ob sie aber durchaus rein und unschuldig ist?); diese hat geschichtlichen Boden. Dieser Boden ist in Deutschland, die ursprüngliche deutsche Gestalt, die uns verloren ist, hatte aber mit der nordischen weit weniger gemein, als die, so wir jetzt vor uns haben, die ihre Züge aus dem Norden borgte, und, ungeschickt genug, uralte Rohheit und neue Courtoisie vermischte. — (Hier folgen Vermuthungen, Annahmen und Wünsche S. 356—261.) Ein letzter überarbeitender Dichter muß an-

genommen werden; ob er Ofterdingen oder Klinsor hieß, ist gleichgiltig. Dieser Ordner hat nicht Vermögen genug, den ungeheuern Stoff zu bewältigen (S. 263). Wir finden aber doch im Niebelungenliede die rein plastische, objective Kunst (? liegt denn diese im Stoff?) der Alten. (S. 263). Unklare, wenig practische Erörterungen folgen; Widersprüche werden offenbar; Vergleichungen zwischen den Niebelungen, den Ritter-Gedichten jener Zeit, und dem griechischen Epos, die zu keinem rechten Resultate führen; historische Phantasien, die außer der Sphäre der Beurtheilung liegen. Für poetischen Genuß ist das Werk nicht allzuhoch anzuschlagen (S. 271); es dient dazu, den alten Geschichten unseres Volks (wie Schlegel will, dessen verkannte Aufsätze im deutschen Museum Gervinus mit Recht vertheidigt) einen poetischen Hintergrund zu geben: zur Bildung der Frühjugend möchte es eher schädlich als nützlich sein, und was hierüber gesagt wird, ist von Zeile zu Zeile zu unterschreiben, und ich kann es nur dem Lesen dringend anempfehlen S. 272; wir beziehen uns dabei auf das bei Otfried Gesagte; auch das, was hier von Homer zu lesen ist, erquickt das Herz, — wie es aber im Haupte des Verfassers sich mit dem kurz zuvor Behaupteten verträgt, ist schwer abzusehen; „wenn man vollends" heißt es S. 273 sehr gut, „den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß solche Aussprüche unter uns nur eine Möglichkeit sind!" — wenn aber im Niebelungenliede die „plastische Kunst der Alten zu finden ist" (S. 263), so wüthet Gervinus ge-

gen sich selbst. — So viel von den Niebelungen. Es geht hoffentlich aus den Sätzen und meinem Eingeklammerten genügend hervor, was Verfasser und Referent wollen und meinen. Verläßt man die engeren Territorien geschichtlicher und ästhetischer Demarcationen, nimmt man das Lebendige lebendig auf, das Einzelne einzeln, das Ganze mit großem Gefühle, so wird man erst des Wahren inne werden, und keines Kritikers bedürfen. Zu Menschen, die so zu genießen fähig sind, spricht die Poesie aus allen Jahrhunderten gleich verständlich; um solcher Menschen willen ist die Poesie da.

„Den Niebelungen setzt nun Gervinus „die Gudrun“ entgegnen oder (?) zur Seite, die deutsche Odyssee (?) deutscher Ilias (?);“ (S. 274). — Wir lassen es bei einigen Fragezeichen bewenden, und erfreuen uns der anziehenden und instructiven Darstellung, die er uns von dem bedeutenden Gedichte gibt, über dessen Ursprung und Alter noch einige historische Zähne auszubeißen sind. Man hat an diesem Werk, wie früher an der Alexander-Sage, Anlaß zu der Bemerkung, daß der entschiedene Vorzug, welcher dem Lied der Niebelungen vor allen Denkmalen unseres Alterthums fast ausschließlich, geworden ist, ein Resultat von Zeitverhältnissen war, und eigentlich noch sub judice sein sollte. Die Geschichte der Gudrun ist jedenfalls farbiger, zarter, menschlicher, und bei schaurig wilden Zügen versöhnender, als die im Niebelungenliede: wenn nur Gervinus nicht den Brauch hätte, alles mit antiken Mustern zu vergleichen! So wird hier zur unrechten Zeit das Wiedersehen des Orest und der Elektra (S. 281)

angeführt, und dadurch, mit der besten Meinung, unserem braven Vorfahr nur geschadet. Diesen Anspruch müssen wir nun einmal fahren lassen mit den Griechen zu concurriren! man braucht nicht von der Gräcomanie befallen zu sein, um zu empfinden, welch' ein Abgrund zwischen uns und ihnen gähnt; durch keinen Literarhistoriker auszufüllen, nur durch eine frische, schöpferische Gegenwart dem Blicke zu verbergen.

Gervinus nimmt sich (S. 284) vor, den Minnesang kurz abzuthun, wie es billig gewesen wäre, da seit Bodmer dieser Nachtigall-Literatur wohl mehr Aufmerksamkeit, als sie verdiente, geschenkt ward, und ein neuer kritischer Singsang dem alten poetischen folgte. Es blieb aber beim schönen Vorsatz; und der Ursprung des deutschen Minnesangs, sein Verhältniß zur provençalischen Troubadour-Poesie, ihre Berührungspuncte (das joie marimen), ihre Differenz, wobei es sich versteht, daß uns der Vorzug ernster Innerlichkeit und Wahrheit vindicirt bleibt, alles dieß wird mit beredter Weitläufigkeit erörtert, Hafis und Dschelaleddin (S. 300) werden sogar (nicht mit rechtem Verständniß, wenn ich das: „selbst sie hätten's verstanden, Wein und Lust zu preisen" recht auslege; wer mehr als sie?) zu Hilfe gerufen, und der Verfasser gibt zu merken, daß er selbst empfinde, er habe diese Ansichten „weit her" geholt (S. 292). Dabei wird sein eigenes letztes Urtheil nicht klar, die vereinzelten Aussprüche wollen sich nicht verbinden lassen, und der gute Leser, der, wie so viele, gerne glauben möchte, gerne sich aus dem probaten Geschichtschreiber einen Richterspruch in sein Hirn einschreiben

möchte, um ihn, wenn von Minneliedern die Rede ist, fix und parat zu haben, — dieser brave, fromme, jedem Autor wünschenswerthe Leser kommt in Verlegenheit, wenn er aus Sätzen wie die folgenden eine Durchschnittsformel herausziehen soll: „Wer durch altkluge Erziehung, oder durch Schullast, oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor den Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir vergeblich einen Begriff von dieser Periode, ... gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen. ... Wer möchte unter uns so unverkünstelt emporwachsen, um ungestört jenes Leben in Innigkeit erfassen zu können?" (S. 293) Also: widrige Verhältnisse hindern uns am Auffassen schöner? Gervinus möchte uns Geschmack an Lyrik beibringen? in Innigkeit muß ihr Leben erfaßt werden? Nun: „Aus allen Ansprüchen auf Reichthum des innern und des äußern Lebens muß Jeder weichen, der diese Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf diese nicht Jeder." (S. 301) Jetzt erklär' mir Oerindur diesen Zwiespalt des Verfassers! Wenn dir, verlegener Leser, mit einer dritten Ansicht, für zweie, gedient ist, so habe ich hier die meine: Die Lyrik jener Zeit nahm, wie eben jede, Stoff und Form aus ihrer Welt und ihrem Sänger; jene wäre reich genug gewesen, dieser war meist desto ärmer: eine freie, edle Bildung unterstützte ihn nicht, und über das für ihn süße, für die nach That, Leben und Kultur strebende Welt langweilige Thema seiner Liebe, varirte, nach hergebrachten Weisen, mit mehr, minder, oder gar keiner Anmuth, das traurig-frohe Geleier. Wir

brauchen eben keine tiefwelthistorischen Deductionen zur Erklärung solcher Phänomene; ein gewaltiger Geist hätte auch damals was Rechtes geschaffen, — und wiederum: auch unsere Zeit hat ihre Minnesinger. Der Geist der Zeiten ist etwas, aber der Geist des Menschen ist Alles. So ragt schon Walther von der Vogelweide wie eine lustige Oase aus dem Sahara jener Liedwüste. Gervinus würdigt ihn vortrefflich; Verstand und Vielseitigkeit unterscheidet ihn von den übrigen Minnesingern, Tiefe und Ernst von den Troubadours: „einlöthig und wohlgeviert" bleibt er den Treuen, eine geballte Faust wirft er den Argen; Liebe ist ihm „Leidvertreib; Sittlichkeit, Recht, Menschlichkeit" — sind ihm heilig. Mitten in den schönsten Betrachtungen über eine so respectable Poesie verfällt Gervinus in die gewohnte Parallele mit dem hellenischen Alterthum, deren wir wohl schon genug haben, — und selbst in jene, seit den Philosophen aus Schellings Schule übliche, bei Zeune (Nieb. L.) den Zenith erreichende Analogien-Liebhaberei, welche stets mehr für die Versalität eines Geistes als für seine Tiefe und Wahrheit zeugt, — und welche die Kritik gehörigen Orts zu rügen hat. Sphärische Form und Linie werden (S. 312) als weiblich und männlich, demgemäß die griechische Architectur, wegen der kanelirten Säulen, als männlich, die deutsche, wegen der Bündelsäulen, als weiblich bezeichnet; daraus die Minnesänger und griechischen Lyriker weiter charakterisirt, und was dergleichen mehr ist. Es sind üble Angewöhnungen oft trefflicher Schriftsteller, wie in der Gesellschaft die ehrenwerthesten Männer manchmal sie durch das Schütteln des

Kopfes, das Zupfen am Halskragen, das Ziehen an den Knöpfen, merklich bezeichnen. Man tadelt das Zupfen, man achtet den Mann.

Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg werden von dem Ehrentitel der größten Dichter, den man allzufreigebig an sie und ihres Gleichen verschwendet, absolvirt. „Kann man — frägt unser Verfasser, und wir fragen mit — „ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst dem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist?“ (S. 324.) Die ehrenwerthe Gesinnung ist im „armen Heinrich“ freilich deutlich genug, — deutlicher vielleicht als es der Poesie gesund ist, die in einem Gedichte die Hauptsache bleibt; vom schönen Talente ist im Iwein desto weniger zu bemerken, wenn einzelne gelungene Stellen nicht dessen Beweis sein sollen. Der Wigalois des Wirnt (entstanden um 1212) gehört mit diesen Gedichten in eine Kategorie; Benecke (Berl. 1819) findet die größte Familienähnlichkeit zwischen demselben und Iwein; mir scheint dieß letztere Gedicht ganzer und einiger, Wigalois dagegen intelligenter, lebenvoller zu sein. Den Winsbeke (in Benecke's Beiträgen Band 2) nennt Gervinus einen der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, wegen der hohen, eigenthümlichen Moralität, die darin waltet.

Wie aber aus solchen Anfängen sich ein großes Ganzes, wie aus diesem Stamme „die Krone epischer Dichtkunst“ sich entfaltet habe (S. 322), verstehe ich nicht völlig, ob-

wohl es Gervinus erklärt zu haben denkt. Es wird wohl hier wieder, wie meistens, zu viel auf volksthümliche, weltgeschichtliche Epochen und Processe geschoben; wenn auf Dichtungen geringen Kalibers Werke von größerer Bedeutung folgen, so liegt unseres Bedünkens das Geheimniß meistens darin, daß die Dichter der spätern mehr Geist besaßen, als die der frühern. Nur in den ursprünglichen Zuständen der Völker lassen sich füglich ganze Massen von Poesie charakterisiren; in Zeiten, wo wirklich noch das Volk selbst dichtet, oder poetische Geister so sparsam und einsam dastehen, daß eine ganze Periode nichts thut als: sie wiederklingen; nur in solchen Zeiten läßt sich von Entstehung eines Epos reden, in spätern wird das Epos gemacht; und ist es dann noch Epos? Je tiefer und breiter nun eine allgemeine Kultur in und über die Nation sich fortpflanzt, desto mehr ist dem Einzelnen anzurechnen, desto weniger ist von Epochen und Entwicklungen zu phantasiren. Wenn z. B. ein Geschichtschreiber unserer modernen Poesie tiefsinnig und quellengetränkt in nationellen Vorgängen den Grund nachweisen wollte, warum Raupach niedriger als Schiller, und Grillparzer höher als Raupach stünde, warum Matthisson schöner als Haller, Platen schöner als beide und am Ende wieder weniger schön als er selbst gedichtet habe, warum auf einen Goethe ein Hofmann, und auf diesen wieder vernünftige Erzähler gefolgt, warum mitten unter Schöngeistern eine Rahel, mitten aus der romantischen Zunft eine Bettina sich hervorgebildet, warum derselbe Tieck drei verschiedene Dichter in drei Cyclen seines Lebens dar-

stelle u. s. w. u. s. w., wenn Jemand das mit Aufwand von Volks- und Geschichts-Metaphysik entwickeln wollte, — nicht wahr, wir würden ihn auslachen? — So viel ein für allemal an den modernen Historiker, der manchmal den Baum vor lauter Wald nicht sieht. Genug, Wolfram v. Eschenbach war bedeutend, und wohl werth, daß man ihn zum Beginn oder Culminationspunct einer Aera machte. Daß Gervinus bei Betrachtung dieses Poeten sagt, es gehöre zum Plane seiner Arbeit, auf das Biographische wenig oder keine Rücksicht zu nehmen (S. 345), ist sehr zu bedauern; aus Gründen, welche sich leicht aus dem eben Gesagten folgern lassen. Die Quellen des Parzival interessiren ihn mehr; unglücklicher Weise sind sie verborgener als die des Nigerstroms, während Leben und Gedicht jenes Dichters, fleißig gegen einander gehalten, gewiß Klarheit über Beides verbreiten. Mit Aufwand von Geist und Wissen faßt Gervinus Wolframs Eigenheit als Weltansicht zusammen, und setzt sie als solche der des Gottfried von Straßburg entgegen. „Der Tristan", sagt er, „schwimmt mit der Welt, Parzival steuert ihr entgegen" (S. 356). Er entfaltet diese Bezeichnung sehr ausführlich und lesenswürdig; und es bleibt allerdings sehr lehrreich, zu bemerken, wie sich der bedeutendste Gegensatz zwischen geistigen Naturen und geistiger Bildung, das Scheiden in ideelle und reale Tendenz, von jeher in jeder sich entscheidenden Kultur hervorgethan hat, und wie hier in zwei ältern Dichtern Deutschlands eine Differenz, die sich in den neuern so wichtig gemacht hat, und als deren Haupttypen man bekanntlich Goethe und Schiller ansieht, gleich-

sam schon vorgebildet ist. Da werden wir denn nicht umhin können, wie in allen ähnlichen Fällen, dem tiefen, rührenden, wundervollen Wolfram unser Mitgefühl, dem heitern und erheiternden, geistreichen, kunstvollen Gottfried die Palme des Beifalls und der Anerkennung zu schenken. Daß uns hier Gervinus mit einem Cornu Copiae von Vergleichungen, Herleitungen, Andeutungen u. dgl. erfreut und überschüttet, hat man wohl schon errathen; Aeschylos, Dante, Milton, Klopstock, Goethe werden heranzitirt, und wir überlassen es jedem Leser selbst, sich in diesen schönen Labyrinthen kritischer Geschichtsphilosophie an der Hand des „rückwärts gekehrten Sehers" zu ergehen. Nur wo er etwas von „Verdammen" (S. 390) über den liebenswürdigsten jener Dichter fallen läßt, wird uns an seiner Seite bang, und wir athmen nur wieder leichter, wenn er am Schlusse die Frage hinwirft (ebend.): ob nicht der Dichter mit Recht verlangt hätte, an ein Kunstwerk die Forderungen der Moral nicht zu stellen? — Leider bloß als Frage! — Weniger als es mit dem Geschmack der meisten Freunde „der fröhlichen Wissenschaft" übereinstimmen möchte, ist das liebliche Gedicht Flora und Blanscheflur (Blume und Weißblume) von Conrad Flecke gewürdigt. Den Vorwurf „nichts weiter als zu unterhalten" (S. 392) kann sich ein Dichter immerhin gefallen lassen; das Wort „unterhalten" ist so prekär und vieldeutig, daß alles Schöne hineinpaßt; den ersten Historiker besticht das Pathos der Gegenstände und Ansichten, — allein in das Anmuthige, Heitere hat von jeher die Poesie ihre größte Tiefe gelegt.

Sehr ausführlich wird nun Thomasin Tirkler's

„welscher Gast“ (Cod. Pal. Nr. 389) als Specimen einer sich hervorthuenden didactisch=ethischen Poesie beleuchtet. „Einer der bedeutendsten Reste aus den zwei ersten Decennien des 13. Jahrhunderts, leider noch nicht gedruckt, während wir so viel Entbehrlicheres erhielten“ (S. 396). Der Dichter ist aus Friaul gebürtig; er schrieb ein italienisches Werk über höfliche Sitte, — später dieß deutsche, worin er um Nachsicht als „welscher Gast“ ersuchte. Er lehrt eine tüchtige, aus scharfer Betrachtung des Weltlaufs abstrahirte Moral: Ohne Stetigkeit sind alle Tugenden nichts. Die Absicht und nicht die That, entscheidet. Stete Tugend weicht nicht vor Lieb und Leid. Denn was innerlich ist, weicht nie dem Aeußern. Einfach, eindringlich und practisch ist seine Lehre, „denn er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Laie erreichen kann“ (S. 401 bis 409). — Dieses Werk führt zur Erwägung des Ursprünglichen unserer Volks=Philosophie, — der Sprichwörter. Nie kann dieses Element achtsam genug behandelt werden; was steckt nicht alles darin! und Gervinus, mit Rücksicht auf die gnomischen Reliquien anderer Nationen, der Hellenen, Hebräer, Italiener, weiß über dieß Capitel so viel Feines und Interessantes zu sagen, daß der Kritiker nur zum Lesen aufzufordern hat (S. 410 u. f.). Das Resultat ist: „Eine rein practische Ansicht der Welt und der Menschen war das älteste Element in unsern Sprichwörtern.“ Dieß Element wird wohl das älteste in der Philosophie aller Völker gewesen sein; wenn aber der Ausdruck für die der Deutschen sich besonders bestätigen sollte, so darf uns wohl der hochgepriesene Flug in's Leere, den unsere im Anbeginn

so fruchtverbeißende Weisheit später nahm, ein Ach! auspressen. Wenn uns auch nicht, wie dem stets vergleichenden Gervinus, der brave Tomasin mit Kant und Sokrates (S. 408) zusammenstellbar erscheint, so haben doch schon seine nächsten Nachfolger, die Gervinus genauer durchgeht, zu ihrem Nachtheile gegen ihn, jenen traurigen Flug begonnen, von welchem Gervinus, wie es scheint, zweifelt, ob er ihn Fort- oder Rückgang nennen soll (S. 424).

Das folgende Capitel von Legenden, deren Behandlung Gervinus streng genug recensirt, wird dem Leser eine Unterhaltung gewähren, die ich durch Auszug und Vorkritik um so weniger stören mag, als ich im Ganzen mit den Ansichten des Verfassers mich übereinstimmen fühle. Der Anklang der majestätisch-lieblichen lateinischen Kirchen-Lyrik ist erfreulich, wie in den Versen:

Moyses und Abraham mit Davide singent,
Und ihr süßes seitenspiel wunniglich erklingent,
Da die edlen cherubin tanzent unde springent
Mit gesang in jubilo ihre flügel schwingent (S. 240).

Nach dem Gesetze des allenthalben waltenden Contrastes (Tiek oder Fr. Horn würden sagen: der Ironie) streckte zwischen den frommen Sagen der Schelm Reinecke seinen Kopf heraus. Er erscheint diesmal als Franzose, Niederländer und Niedersachse: dem mittlern wird der Preis zuerkannt; von Goethe füge ich den gelehrten und scharfsinnigen Erörterungen des Verfassers, nur im Vorbeigehen hinzu: daß es ihm nicht so um Bewahrung des ursprünglichen Tons als darum zu thun war, alte, bittere

Wahrheiten in lustigen Hexametern durch Bestien an den Mann zu bringen.

Die alte Zeit des Ritterthums und der Minne ging zu Ende. Der moralisirende Reinmar von Zwetter, in Oesterreich aufgewachsen (Maness. Samml. II. 122—155), der alberne, langweilige Ulrich von Lichtenstein, der talentirte, aber wenig bedeutende Rudolph von Ems, selbst der denkende, reich ausgestattete, aber doch auch überschätzte Conrad von Würzburg, können sie nicht wieder zu Ehren bringen, können sich der eindringenden Prosa nicht erwehren. Mit den herrlichen Bestrebungen der hohenstauffischen Monarchen sinkt auch die Poesie (S. 474); wie jene, sucht auch sie an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch einmal das alte Banner wieder zu ergreifen, — umsonst! morsch entfällt es ihren Händen, — und auch der Geschichtschreiber wendet sich betrübt von dem Anblicke des Verfalls, und sammelt, ausruhend, Kraft zu — einem zweiten Bande.

„Noch haben wir nichts weniger — ruft der Erwecker der Volkspoesie in unserem Vaterlande — „als eine Geschichte der deutschen Poesie und Sprache! . . . welch' ein Meer ist da noch zu beschiffen, wie schöne Inseln zu entdecken! . . . wann sammeln sich einst die Schätze dieser Art? wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unseres Vaterlandes damit zu schmücken? . . . Ich freue mich unendlich auf diese Arbeiten in diesem Felde, wozu ich ihm bei kritischem Scharfsinne zugleich

völlige Toleranz jeder Sitte, Zeit und Denkart zur Muse wünsche!" — Freue dich, edler Herder, dein Wunsch ist erreicht, — der Mann ist gefunden; Gervinus vereinigt alles in sich, was hier gefordert wird.

Aber wenn wir die ganze Bahn, die wir an seiner Hand durchgepilgert haben, nun noch einmal überschauen, — ist die Ausbeute an Blüten oder Früchten so reich als wir erwarteten? Wir haben es ihm zum Theil selbst aus dem Munde gelockt: sie ist es nicht. Desto mehr Dank dem rastlosen, aufopfernden Historiker, der den Moder und Staub vergilbter Pergamente nicht scheut, und dumpfe Tage nicht für verloren achtet, die er damit zubrachte, uns das Ueberschätzte in seiner Armuth, das Gute in seinem Werthe zu deuten und zu ordnen! Wir haben der Dankbarkeitspflicht uns dadurch zu entledigen gesucht, daß wir seine Bemühungen nicht unbeachtet ließen, daß wir sein Werk zugleich im Auszuge mit unsern Beiwerken begleiteten, daß wir dem Leser so die nicht ganz behagliche Lectüre zu erleichtern suchten, daß wir die letzten Spuren von Staub, die hie und da noch das Frische trübten, zu verwischen strebten. Der Gelehrte selbst würde sein Dasein für verfehlt und verloren achten, wenn nicht am Ende doch die Früchte seiner Pflanzung der lebendigen Welt auf irgend einem Wege zu Gute kämen; dieser Weg sollte die Kritik sein. Ich wünsche, ihn fruchtbar eingeschlagen zu haben, und freue mich auf den Verfolg des Werkes, wo der Stoff selbst schon der Gegenwart und dem Leben näher tritt.

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Erster Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300—1521. Pesth 1836, C. A. Hartleben's Verlag. XVI und 327 Seiten. gr. 8.

Dieses neue Riesenwerk der unermüdlichen Thätigkeit des berühmten Verfassers gibt Stoff zu den mannigfachsten und weitausgreifendsten Betrachtungen. Die Poesie eines ganzen Volks, in Europa bis zur Stunde, man darf wohl sagen, unbekannt — (denn außer dem von derselben Hand übersetzten Divane Baki's, Wien 1825, sind nur wenige zerstreute Einzelnheiten türkischer Lyrik vor ein größeres Publicum gekommen), wird vor uns aufgeschlossen. — Rhythmen von zweitausend zweihundert Dichtern klingen, in die Töne unserer Muttersprache übertragen, an unser Ohr. Ein Werk, in welchem eine solche Aufgabe gelöst wird, überschreitet den Horizont literaturhistorischer oder poetisch-ergötzlicher Collectaneen, greift in die Sphäre ethnographischen und historischen Wissens, und erklärt einen Theil der Weltgeschichte. Aus diesem Gesichtspunkte scheint der Herr Verfasser sein eigenes Werk zu betrachten; denn die Worte, womit derselbe seine Geschichte des osmanischen Reiches schloß, finden wir am Eingange des vorliegenden Buches als Vorrede wieder abgedruckt; und so scheint, was der unvergeßliche Herder gewünscht und begonnen, hier geleistet und vollendet: Ge-

schichte, durch Poesie belebt und erläutert. Und in der That, wenn ein solches Verfahren irgend ausführbar und hoffnungsvoll war, so war dieß am Oriente der Fall, wo allein eine Poesie existirt, welche nicht wie das gewöhnliche Volkslied bloß die Eigenheit der untern Classen, — nicht wie die studirte Dichtkunst bloß die Bildungssphäre der Gelehrten, — sondern als wahre, lebendige Nationalpoesie die Denkweise und Gesinnung, die Kultur und den Geschmack ganzer Völker ausdrückt. Und unter den Poesien des Orients ist es wieder insbesondere die türkische, welche nicht sowohl Schöpfungen genialer Geister zu betrachten gibt, nach deren Typus Jahrhunderte zu bilden haben, wie es bei Nisami, Saadi, Hafis der Fall war, im herrlichen Iran, — als vielmehr den deuterotypischen Charakter sprechend bezeichnet, den diese nachgebildete Völkerschaft aus dem ursprünglichen der Araber und Perser gleichsam erbeutet und erspeichert hat. Diese Ansicht müssen wir festhalten, um unsere Erwartung nicht zu hoch und nicht zu niedrig zu spannen; ihr gemäß werden wir auch, wenn wir diesen ersten Band durchgelesen, die Empfindung haben, in einem Garten gewesen zu sein, wo ein heimgekehrter nordischer Reisender die Erinnerung an den lieblichen Süden in tausend überpflanzten Blüten zu verewigen strebt, von denen freilich nur dann und wann eine besonders lebenvolle Samen entwickelt, der auch im fremden Boden keimt und neue, seltsame, üppige, aber von nun an unfruchtbare Gewächse hervortreibt.

Diesen Garten wollen wir nun an der Hand dessen durchwandeln, der ihn uns aufschloß, — wollen im Vor-

übergehen in unser Herbarium einlegen, was uns besonders bedeutsam, instructiv und geeignet erscheint, unsern Freunden zu Hause einige Anschauung von dem Ganzen der exotischen Vegetation zu geben. Daß wir etwas länger in den Eingangshallen verweilen, wo Bilder, Tabellen und Erklärungen von Kennerhand aufgehängt sind, die uns zu orientiren dienen sollen, wird Niemand mißbilligen, der, wie wir, nicht bloß gaffen, sondern lernen und begreifen möchte.

Vorrede und Einleitung enthalten eine Fülle geistreicher und von reichem Materiale wuchernder Betrachtungen, denen wir, in so fern sie den übrigen, hauptsächlich durch den Hrn. Verfasser selbst uns schon bekannter gewordenen Osten, ja die Formen und Gesetze der Dichtkunst selbst in ihren Kreis ziehen, wohl die unsern zur Begleitung geben dürfen. Im Eingange wird die Geringschätzung orientalischer Poesie gerügt, welche hier und da, und mirabile dictu! gerade in unserem, das Fremde sonst überschätzenden Vaterlande, gerade unter den Gelehrten, welche sich fast ausschließlich damit beschäftigen, laut geworden ist. Es geht eben hierin wie überall. Die wahre Einsicht, die ohne Liebe nicht denkbar ist, wird nicht bei der Zunft gefunden, sondern in unbefangenen, schönen, empfänglichen Gemüthern. Dichter sind es, wie Herder, Goethe, Rückert, Platen, welche das heilige Feuer, welches Geweihte wie der Hr. Verfasser aus dem Osten zu uns bringen, bewachen und nähren. Wir wollen dabei die Schwierigkeiten nicht verkennen, die sich freilich einer allgemeinern Anerkennung jener herrlichen Dichtungswelt ent-

schuldigend entgegenstellen. Das so wenigen Menschen mögliche, hier im unbegränzten Sinne erforderliche Eingehen in eine, der unsern diametral entgegengesetzte Denk-, Handlungs-, Gefühls- und Redeweise, die nur allmälich zu beseitigende Unbekanntschaft mit dem weiten, reichen Kreise von Gegenständen, den jene Dichter so verschwenderisch in ihre bunten Schriftgemälde verarbeiten, — und die an Unmöglichkeit gränzende Schwierigkeit, den geisterfüllten Wohlklang ihrer eigenthümlichen Formen für ein deutsches Ohr zu reproduciren, — sind allerdings erschwerende Umstände. Von der Schönheit der Ghaselenform allein z. B. ist schwer ein Begriff zu geben. In der Wiederkehr des einen Wortes, verbunden mit dem verkündenden Reime, liegt jedesmal eine Art rhythmischer Pointe, die endlich am Schlusse auf's Höchste gesteigert, einen Gourmand der Verse wohl entzücken kann; so daß man die großen Geschenke doch einigermaßen begreift, welche orientalische Fürsten glücklichen Poeten für ihre Rubajat gemacht haben. Am ähnlichsten hat doch, nach meiner Empfindung, Gr. Platen das Ghasel dem Geiste des Hafisischen nachgebildet. Die Ghaselen Rückert's sind mehr Lieder mit Refrain und haben das Gepräge seiner deutschen Eigenthümlichkeit. So sehr wir nun das Bedenkliche einer solchen Bearbeitung der heterogensten Poesie für ein westliches Publicum fühlen, so sei doch der gegenwärtige Anlaß ergriffen, uns an die Stimme des Hrn. Verfassers anzuschließen, und neuerdings auf die östliche Dichtkunst, welche hier treffend Zendavesta, d. i. lebendiges Wort, genannt wird, hinzuweisen. Denn wahrlich, wessen unsere Zeit in-

nerlich bedarf: lebendige Anregung, Gefühl mit Kraft, Geist mit Wärme, Phantasie mit Verstand, eine Welt des Innern, ausgeschmückt mit allen Reizen, welche die äußere bieten kann, — wenn alles dieß irgendwo zu finden ist, so ist es in der Dichtkunst des Orients. Man darf wohl sagen, daß, wenn die belebende, heilende Frühlingsaura, die in unser tiefstes Dasein dringt, das Merkzeichen echter Poesie ist, — daß dann alle Dichter der Welt, mit Hafis verglichen, kaum den Namen von Dichtern verdienen. Anlaß und Gegenstand mögen diese Abschweifung entschuldigen.

Wenn nun der Herr Verfasser (S. XV), indem er das Verhältniß dieses Werkes zu seinem unschätzbaren frühern Werke „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818) bestimmt, dem erstern gewissermaßen den Vorzug einräumt, so kann man dies nur beistimmend anerkennen, wenn man erwägt, daß ein vierzigjähriges Sammeln, Sichten, Arbeiten und Vollenden dazu erforderlich war, und daß hier vierzig Quellenwerke zu Gebote standen und Proben von zweihundert und zweitausend Dichtern gegeben werden, während bei den Persern nur aus vier Werken geschöpft werden konnte, und wir also nur Proben von zweihundert Dichtern erhielten. Allein was den Inhalt betrifft, so gibt uns die Vorrede selbst einen Wink, wenn sie uns belehrt, „daß die Türken von keinem ursprünglichen und eigenthümlichen poetischen Genius, wie die Araber und Perser beseelt waren." Und eben dieser Umstand weist auch schon ihrer ganzen Dichtkunst einen untergeordneten Rang an; und wir werden wohl im Ver-

folge bemerken, daß man ihnen kaum zu ihren Originalen ein gleiches Verhältniß zugestehen darf, wie den Römern zu den Griechen; denn wenn die kräftigen Söhne Latiums sich der hellenischen Bildung in so mancher Hinsicht bemächtigt und Enkel eigenen Naturells erzeugt haben, so ließen es die trägeren Kinder Osmans wohl meistentheils beim Nachmachen im stricteren Sinne bewenden. — Auch in der innern Form der beiden Werke ist eine Differenz, die wohl den Ausschlag eher zu Gunsten der älteren geben möchte; woran aber nicht die Behandlung, sondern einzig der Stoff selbst Schuld ist. Wir bemerken nämlich an der Geschichte der persischen Dichtkunst einen periodischen, geist- und kenntnißreich erläuterten Stufengang, eine genetische Gliederung, welche den Denker wohl veranlassen konnte, in der Folgereihe der persischen Dichter etwas Symbolisches, wie in jener der römischen Könige, zu gewahren, und welche jenem bedeutungsvollen Buche erst eigentlich den Charakter einer Geschichte ertheilt. Nicht ganz so ist es bei dem vorliegenden. Obwohl das Ganze noch nicht abgeschlossen, und also ein Endurtheil noch zu suspendiren ist, so werden wir doch in den zwei uns dargestellten Zeiträumen nichts von einer begründeten Entwickelung wahrnehmen, und sonach erhält das Werk mehr das Ansehen einer chronologisch geordneten, mit biographischen Notizen geschmückten Anthologie, als einer Geschichte.

Die Einleitung, welche zur großen Bequemlichkeit des Lesers, nach altem, nachahmenswerthem Brauch, mit Marginaltiteln versehen ist, gibt vorerst eine klare, welt-

geschichtliche Ansicht von der orientalischen Poesie überhaupt. Die chinesische, indische, altpersische werden als antik betrachtet, der Islam als Gränzscheide im Mittelpunkte, wo die hebräische und älteste arabische zusammenstoßen, die spätere arabische, neupersische und türkische als modern. Vielleicht darf die indo-persische, als ein zwar kleiner, aber dem Geiste nach bemerkenswerther Absenker der neupersischen einige besondere Rücksicht ansprechen. Bei Betrachtung der türkischen haben wir es nun freilich vorzugsweise mit den drei letztern zu thun, von deren Strahlen sie ein Abglanz ist; und so sei es uns erlaubt, das Charakteristische derselben, wie es uns erscheint, zur Begründung späterer Erläuterungen, in Kürze anzudeuten. Wir finden nämlich im Ganzen, ohne dem Eigenen einzelner Schöpfungen zu nahe zu treten, daß in der arabischen Dichtkunst ein Athem ursprünglicher Kraft webe, welcher schöpferisch und zeugend in die Welt einfloß. Das vorwaltende Element der Weisheit ist, dem Charakter der Nation gemäß, in der persischen nicht zu verkennen, und, wenn nun die osmanische nicht ganz leer ausgehen soll, so muß man ihr zugestehen, daß sie sich vorzugsweise, wenn nicht des Schönen, doch mindestens des Schmuckes, der Bilderfülle, des würzigen Aroms bemächtigt habe, deren ein still vor sich hin genießendes, üppiges Volk im mildesten Klima wohl bedarf. Vergleichen wir die drei berühmtesten Lyriker dieser Zungen, wie wir sie durch die Bemühungen des Hrn. Verfassers kennen gelernt haben, so wird es uns nicht entgehen, daß aus Motenebbi vor allem die Kraft, eine wundersam verhüllte Lebensweisheit, aus

Hafis und aus Baki eine genußfrohe, man darf wohl sagen wollüstige Muse spricht, und daß uns eine solche vorläufige Bezeichnung von weiterem Nutzen sein kann. Bei der Betrachtung dieser Verhältnisse erscheint uns sehr belehrend, was S. 3 gegen Rosenkranz und Goethe berichtigend gesagt ist: daß nicht der Koran das geistige Princip der modernen orientalischen Poesie enthalte, daß diese nicht von den Arabern ausgegangen, die der Perser nicht erst durch diese angeregt worden, — sondern daß umgekehrt die persische bei weitem die reichste sei, aus welcher die Araber, als sie an der Kultur der Besiegten die ihrige bildeten, geschöpft. Bei dieser Gelegenheit wird auch (S. 4 u. f.) der Irrthum widerlegt, der bisher über das feindliche Verhältniß des Korans zur Dichtkunst gewaltet hat; es werden Worte des Propheten bekannt gemacht, die dem „heiligen Volke der Poeten", wie es Platon nannte, allzugnädig lauten, als daß wir nicht Brosamen davon hier auch unserem Nachwuchs dieses Volkes auftischen sollten. „Bei Gott ruhen Schätze, unter dem Throne desselben" — lautet ein überliefertes Wort Muhammed's, — „und ihre Schlüssel sind die Zungen der Dichter." Und: „Schöne Poesie ist wie gutes Wort, schlechte wie schlechtes zu achten." Endlich finden wir hier Verse übersetzt, durch welche der Prophet selbst, bei der Belagerung Mekka's, vom Schanzen ermüdet, seinem bedrängten Herzen Luft machte (S. 7).

Der Nagel scheint uns auf den Kopf getroffen, wenn es in den folgenden Zeilen heißt: Der Islam kann nur in so weit für die gemeinsame Grundlage der Poesie der Araber, Perser und Türken angesehen werden, als das

Christenthum die gemeinsame Grundlage der modernen Poesie ist.“ Ein Satz, welchen wir denkenden Dichtkunst-Historikern zu weiterer Ueberlegung anempfehlen.

Um nun den Gegenstand, mit dem wir es zu thun haben, noch schärfer in's Auge zu fassen, müssen wir uns an die Haupteintheilung halten, nach welcher (S. 8) die Literatur der Türken (man muß hier schon die Metapher „Literatur“ gelten lassen) in die alt-türkische, tschagataische oder uighurische der östlichen, und in die neu-türkische, seldschukische oder osmanische der westlichen Türken zerfällt. Der Ausdruck „Türken“ ist hier nur collectiv; denn die Uighuren dürften ein anderer als türkischer Stamm gewesen sein (S. 8). Der bedeutendste Schriftsteller dieser Literatur ist der gelehrte Wesir Mir Alischir, welcher biographische Kunden von vier hundert ein und vierzig tschagataischen Dichtern hinterließ. Diese Literatur ist also eine ganz verschiedene von der osmanischen, dem eigentlichen Gegenstande des vorliegenden Werkes (S. 9). Der älteste Stamm der Westtürken sind die Oghusen, die sich selbst Kunen nannten. Er überschwemmte Asien von der chinesischen Gränze an bis an die Ufer des Bosporos, und siedelte sich, als Kumanen, bis in Ungarn an. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der ältesten türkischen geschichtlichen Urkunden lehrt uns, daß die Kunen ursprünglich an der chinesischen Gränze saßen, von wo sie vertrieben, Asien überfluteten. Diese wichtige Kunde erklärt das bisher ungedeutete Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Sprache und Sitte. Aus dieser Entdeckung nun leitet der Hr. Verf. (S. 10) weitere Folgerungen und die ganze

organische Kette östlicher Gesänge. Die ältesten Sprachdenkmäler dieses Volkes sind wie die anderer Völker gnomisch. Sie waren in dem Buch des Oghus, „den Weisheitssprüchen der Väter“, niedergelegt; und was uns hier davon mitgetheilt wird, deutet sehr charakteristisch auf einen kräftigen, egoistischen Naturzustand. Z. B.

Ein Grüß dich Gott! ist besser als tausend Behüt' dich Gott!

Wenn die Türken Heilige werden, werden die Städter Propheten.

Der Araber ißt sich satt, der Türke frißt sich schachmatt.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft (S. 11).

Der Fremdling hat keinen Stern am Himmel (S. 12).

Die zwei andern ältesten Denkmäler dieser Dichtkunst sind: Distichen, und ein eclectisches Werk über Jagd und Fischfang (S. 12).

In den jetzt folgenden Reflexionen ist der Hr. Verf. bemüht, das Substantiv: „Dichtkunst“, welches er an die Stirne seines Werkes gesetzt hat, dem Inhalte desselben

zu vindiciren; im Widerspruche mit einem Paradoxon Goethe's, welches der Poesie nicht den Namen Dichtkunst, wenigstens nicht den einer redenden Kunst zugestehen will. Da nun in der That gerade die Umstände, welche Goethe zur Begründung seiner Ausdrücke anführt, bei der osmanischen Dichtkunst wegfallen, so kann man dem Geschichtschreiber derselben nur beistimmen. Weniger kann wenigstens ich die Ansichten, die sofort über die Grundformen der Poesie geäußert werden, theilen. Ewig bleiben Lyrik, Drama, Epos die einzigen Naturgestalten der Dichtkunst; es wird entweder gesungen, oder gehandelt, oder erzählt; wie wir bereits anderswo (s. Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, April 1836, Nr. 30) auseinander zu setzen bemüht waren. Das „klar" beim Erzählen, das „enthusiastisch" beim Singen, das „persönlich" beim Handeln, welche Beiwörter Goethe hinzufügt, scheinen allerdings auch mir tautologisch, ja das mittlere zweideutig. Allein die Classen des „beschreibenden" und „didactischen" Gedichtes, welche nun hinzukommen sollen, sind nicht mehr auf den Eintheilungsgrund der Form, sondern des Inhaltes gebaut. Das lyrische, epische wie dramatische Gedicht kann ganz oder theilweise beschreibend oder didactisch,— und das beschreibende oder didactische muß lyrisch, episch oder dramatisch sein, wenn es überhaupt den Namen eines Gedichtes verdienen soll. Wollen wir nun die Gränzen der angegebenen Formen nicht enger ziehen, als wir sie, nach der Natur, gezogen haben, so werden darin gewiß alle nur denkbaren Species ihre Stelle finden; der „Spruch" wird, als freier Erguß des Innern, im Kreise der Lyrik,

„die Fabel", je nachdem sie erzählt oder vor uns in Handlung dargestellt wird, im Epischen oder Dramatischen gelten dürfen. Die Dreitheilung, welche nun der Hr. Verf. (S. 15) für die orientalische Poesie aus der tiefen grammatikalischen Bedeutung des Verbums, Nomens und Partikels aufstellt, ist besonders originell und scharfsinnig, und hat eigentlich mit jenen Elementarformen gar nichts zu schaffen. Das Verbum nämlich, der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen, mit allen dazu gehörigen Epitheten breitet sich als beschreibendes und belehrendes Gedicht aus, und die Partikel, als Ausdruck der Empfindung, entwickelt sich als Lyrik (S. 15). So viel ist mindestens gewiß, daß hiermit Inhalt und innere Form orientalischer Dichtarten erschöpft sind. Was die äußern, rhythmischen Formen derselben betrifft, so werden uns hier zwölf bekannt gemacht, die wir zu belehrender Zusammenstellung in Kürze bezeichnen wollen:

1. Das Mesnewi, das doppelgereimte, große Gedicht; unter welcher Gestalt das historische und romantische Epos, das didactische, ethische wie mystische, und beschreibende Gedicht auftreten. Wir werden dabei an die größten Meisterwerke der Perser, an das Schahname, die romantischen Gedichte Nisami's, das Pend-name, und jenes berühmte Werk des wundersamen Dschelaieddin erinnert, welches schlechtweg Mesnewi heißt. Hierzu kommt noch im Türkischen eine sonderbare Sorte beschreibender Poesie, unter dem Namen „Stadtaufruhr" gang und gebe, welche sich mit den todten oder lebendigen Schönheiten einer Stadt befaßt. 2. Die Kassidet, das verlängerte Ghasel,

beiläufig an das, was die Westwelt Elegie im weitesten Sinne nennt, erinnernd, uns aus den köstlichen Gedichten dieser Art, vorzugsweise von Saadi, bekannt. 3. Das Ghasel, die liebliche und beliebte Form, die wir nun auch als unser ansehen dürfen. 4. Terdschü, eine Art Redondillas. 5. Glossen, Erweiterungen eines Verses, fünf-, sechs- und mehrfach. 6. Rubijat, epigrammatische Vierzeilen. 7. Mokataat, Bruchstücke von Ghaselen. 8. Moferredat, Distichen. 9. Mimaa, Räthseln 10. Laghs, Logogryphen. 11. Maklub, Akrostichen. 12. Tarich, Chronogramme.

Nun folgen Erörterungen über Prosodie, aus welchen sich ergibt, daß die Perser hierin läßlicher als die Araber, die Türken bequemer als die Perser verfahren. Die Betonung entscheidet hier über Silbenquantität; und mögen strenge, antikgesinnte Metriker sagen was sie wollen, — für lebendigen, freien Genuß erscheint mir dies Gesetz, welches Ohr und Gefühl dictiren, ersprießlicher, als eine gelehrte Convenienz; und ich preise unsre Muttersprache deßhalb, statt sie zu beklagen. Merkwürdig sind die von dem Zelte und seinen Bestandtheilen entlehnten prosodischen Kunstwörter (S. 20); merkwürdig die chronologische Geschichtforschung der Orientalen (S. 21), von deren Betrachtung wir zu jener, aus Prose und Vers abenteuerlich gemischten Gattung geleitet werden, welche sich im Osten einer besondern Geltung erfreut, und zu welcher im Arabischen Hariri's Makamat, im Persischen Saadi's Gülistan, im Türkischen das Humajun-name gehören. Das letztere veranlaßt zu neuen Ansichten der oft ventilirten Forschun-

gen über die Thierfabel; und der Herr Verf. tritt Grimm wider Gervinus bei, wenn dieser die Sage von dem Schakal (Hitopadesa) und dem Fuchse auf Eine zurückführt; erkennt aber die von Gervinus aufgestellte Sonderung von Thierfabel und Thierepos an, wovon jene in Vorderasien Lokmann's, dieses Bidpai's Namen trägt. (S. 25.) Er macht wiederholt (da es schon in den Wien. Jahrbüch. d. Liter. II. Bd. S. 87 u. f. geschehen war) auf das arabische Gedicht vom Wettstreit zwischen Menschen und Thieren aufmerksam, das Hauptwerk der Brüder der Reinheit, gleich bedeutsam durch den ächt menschlichen Gehalt, wie durch die folgerechte Form und reiche Behandlung; welches Lamū in's Türkische übersetzt hat, wovon aber weder Rosenkranz noch Gervinus Notiz genommen haben.

Der nächste Absatz liefert eine lehrreiche übersichtliche Genealogie der westlichen und östlichen Alexandriaden, da der erobernde Verehrer Homers auch für osmanische Dichtkunst Schätze denkwürdigen Stoffes bereitet und hinterlassen hat. Und doch ist dieses reiche Dasein nur ein Theil der altpersischen Sagenwelt des Schahname, in deren dämmernder Ferne fast alle Sagen der Welt, wie in einem Meere der Wunder sich in einander spiegelnd zusammenfließen! (S. 28 u. 29). — Alle die herrlichen Geschichten, deren romantischer Zauber uns in Iran zuerst bekannt und theuer ward: Ferhad und Schirin, Wamik und Afra, Jusuf und Suleicha, Leila und Medschnun, Suleiman und Balkis, ertönen auch von türkischen Saiten wieder, — so daß der ganze Orient vom Preise der Hoheit, Weisheit, Liebe und Entsagung von Stadt zu Stadt, von Fluß zu

Fluß, in ewig wiederhallenden Tönen durchklungen erscheint. Eine übereinstimmende, lebendige Ueberlieferung pflanzt dort tiefere Gesinnungen in tausend geöffnete Herzen, als bei uns eine unübersehbare, gelehrte, sich ewig widersprechende, verworrene und verwirrende Literatur.

Wir sind nun vorbereitet genug, einem Ueberblicke des Ganzen osmanischer Dichtkunst (S. 31—35) zu folgen, von dem wir hier ein verjüngtes Bild dem Gedächtniß bewahren wollen. Die Geschichte der türkischen Poesie hält mit der politischen Geschichte der Osmanen gleichen Schritt. Mit dem Beginne des Reichs, zu Anfange des 14. Jahrhunderts tritt Aaschik Pascha mit einem großen mystischen Gedichte auf, einer Nachahmung des Mesnewi von Dschelaleddin Rumi; und so bestätigt sich poetisch die geschichtliche Wahrnehmung des Einwirkens der Derwischorden auf die erste Bildung des Reiches. (Vergl. Gesch. d. osm. Reiches I. S. 152 u. f.) Unter Bajesid I. erscheint Achmed Daji (Ahmedi? S. 89) mit dem ersten umfassenden Epos Iskendername; unter Mohammed I. Scheichi mit dem ersten romantischen Gedichte Chosrew und Schirin; unter Murad II. Jasidschioghli mit einem großen Gedichte über den Islam, Mohammedije. Mit solchen mystischen und religiösen Tendenzen begann und verlief die erste Periode. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, gab seiner Nation mit dieser festen Grundlage in Europa zugleich die Hierarchie der Gesetzgelehrten. Unter ihm stand der erste bedeutende Lyriker auf, Ahmedpascha, der unter Bajesid II. von Nedschati, Chiali übertroffen ward. Rewani strahlte

im beschreibenden, Hamdi im epischen Gedichte; Sati ward als Hofdichter angestellt. Firdewsi schrieb das ungeheure Suleimanname (in 360 Bänden), Mesihi seinen Stadtaufruhr. Die lyrische Kunst erhob sich mit dem Reiche, welches unter Suleiman dem Gesetzgeber und seinem Sohne den Gipfel des Flors erstieg. Die Reichsgeschichte ward von eigenen „Königbuchschreibern“ besungen. Faslis Rose und Nachtigall, Jahja's Stadtaufruhr, Baki's Diwan, Ali Wasi's Humajunname, Fasuli's und Ghasaki's lockere Kost, Chalili's Buch der Trennung, Dschelili's und Andrer glückliche Nachbildungen persischer Epopöen, Sururi's mannigfache Arbeiten, noch mehr aber die des fruchtbarsten aller osmanischen Schriftsteller, Lamii, — bezeichnen die Blütezeit türkischer Dichtkunst. — Während des halben Jahrhunderts von der Thronbesteigung Murad's III. bis Murad IV begann sie, wie das Reich, zu sinken. Attaji, der Dichter eines Fünfers, der Mufti Jahja, und der Satyriker Nefii, verdienen Achtung. Unter Mohammed IV. hob sich, mit vorübergehender Kraftanstrengung, mit dem Reiche auch noch einmal die Poesie, unter dem Schutze edler Großwesire, empor. Der Dichterkönig Nabi schreitet voran, und viele der angesehensten Großbeamten wetteifern um den Lorbeer der Dichtkunst. Vom Frieden zu Karlowitz bis zu dem von Kainardsche sank das Reich allmälich. Der Großwesir Rhagibpascha ragt noch unter den Dichtern hervor. Der Zeitraum vom letztern Frieden bis zu dem von Adrianopel ist der des weitern Verfalles der Dichtkunst, während das Volk durch die neuen Reformen

seine Nationalität verliert. Nur der mystische Ghalib leuchtet noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, ehe die Flamme osmanischer Dichtkunst in die Asche des Chronogrammes versinkt. (S. 35.)

Wie in der Geschichte der persischen Dichtkunst, so werden auch hier (S. 36) sieben Dichter hervorgehoben, und zu einer Art allegorischer Parallele jenen Persern zur Seite gestellt. Ich habe schon bei Anlaß der letztern (in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. 1835, Nr. 85) das Geistreich-willkürliche solcher Darstellungen deutlich zu machen gesucht, und außerdem oben mir mit der Bemerkung vorgegriffen, daß eine fühlbare Entwicklung, die allenfalls symbolich aufzufassen wäre, bei der türkischen Poesie kaum Statt finde. Und in der That hat der Hr. Verf. selbst im vorigen Abschnitte genugsam das in den Wechseln der Geschichte bedingte Steigen und Fallen derselben erläutert, und erhält auch in diesem Abschnitte eben durch das Nebeneinanderhalten das Resultat, daß die Türken einen solchen Vergleich nicht auszuhalten im Stande sind. Zusammenstellungen bleiben stets lehrreich und anziehend; aber gewiß bleibt es auch, daß die ewig und unergründlich waltende Vorsehung die Urne der Menschheit durcheinander schüttelt, wo dann die Lose mit den Namen großer Männer nicht nach arithmetischen Reihen, sondern hie und da, wo sich's eben Keiner versieht, nach geheimnißvollen Schlüssen, zum Vorschein kommen.

Schon in der flüchtigen Skizze, in die wir die ganze Geschichte der türkischen Poesie zusammenzogen, ward bemerklich, daß die Begünstigung und das Gedeihen dieser

Dichtkunst vom Throne ausgingen. Es war dann nicht zu verwundern, daß wir unter den Dichtern selbst so manchen Großen des Reiches nennen hörten; und nun werden die Sultane, Prinzen, Großwesire, Wesire und Staatssekretäre namentlich aufgeführt, denen die Geschichte ein so adelndes Streben nachrühmt. An sie schließen sich, wie billig, die gelehrten und dichterischen Mufti's und Kadiaskere an, zum thätigen Beweise, daß weder weltliche Herrschaft, noch das Gesetz des Islam den zarten Blüten des Innern feindlich oder schädlich waren. (S. 37—43.)

Die vierzig Quellen, aus denen das vorliegende Werk geschöpft ist, bestehen, nach der Rechenschaft, die der Verf. darüber gibt, in Biographien türkischer Dichter, Anthologien, Biographien der Gesetzgelehrten (worunter so viele Dichter sind) und Reichsgeschichten. Letztere erwähnen der Dichter ausführlich, da man im Orient naiv genug ist, das „heilige Volk" hoch anzuschlagen. — Diese Quellen werden beschreibend durchgegangen (S. 43 u. f.); nur versteht es sich, und das Ganze beweist es, daß der Geschichtschreiber, von dem Leitstern der Chronologie geführt, durch Einsicht und Geschmack die Krümmungen ihrer Fluthen abgelenkt, und sie in den lautern, einfachen Strom der Historie vereinigt hat, in den er uns nun einen tiefen lohnenden Blick zu thun möglich macht. Und so muß allerdings der anerkennende Dank, den Goethe für das ältere Werk aussprach (S. 46), auch diesem jüngern gezollt werden.

Eine Aeußerung dieses weisen Dichters nach unserem Verständnisse zu umschreiben, wird hier Pflicht. Wenn er

den höchsten Charakter orientalischer Poesie in das setzt, „was wir Teutschen Geist nennen,“ so scheint er mir etwas sehr Durchdachtes, Folgenreiches auszusprechen; in so fern der Zusatz: „was wir Teutsche so nennen,“ und die nachfolgende Unterscheidung vom Witze (Bd. 6., S. 78) uns sogleich das Innerste des Satzes aufschließen. Wir haben es nämlich nicht mit dem esprit, auch nicht mit dem intellectus, sondern mit dem schöpferischen Geiste zu thun, „dem obern Leitenden, in welchem sich alle übrigen Eigenschaften vereinigen, ohne daß irgend eine eigenthümlich hervorträte; der, frei von der Selbstsucht des Witzes, überall genialisch genannt werden kann und muß.“ (ibid.) Es ist *πνεομω*, ohne welches *νους* nur ein negatives Princip vorzustellen vermag, — *ἁγιον πνεομα*, das, von den heiligen Büchern des alten Testaments an, den ganzen Orient, mehr oder weniger fühlbar, durchweht, und alles Einzelne, Menschliche, Fragmentarische zuletzt auf eine göttliche Einheit bezieht, und in ihr ergänzt und vollendet. Daß wir hier nicht phantasiren, davon überzeugt uns die ganze persische Dichtkunst, welche der Dichter bei seiner Darstellung auch wohl vorzüglich im Auge hatte. Die türkische, als eine nicht ursprüngliche, läßt freilich die Einbildungskraft ein Spiel treiben, wobei jene höchste, ordnende Gewalt oft völlig abwesend scheint; aber doch, wo man ihrer fast schon vergaß, erscheint sie ernstvoll wieder, und deutet mit unverwandtem Finger nach Osten, der Quelle des Lichtes, das sie ausströmt. Dieses Element schließt die Phantasie keineswegs aus, verhält sich auch zu ihr keineswegs, wie sich individuelle mensch-

liche Kräfte zu einander verhalten, — sondern wie eine überweltliche zu irdischen. Die Phantasie ist und bleibt, nicht nur im Orient, sondern allenthalben, das eigentlich dichterische Vermögen im Menschen: nur, daß sie allenthalben, wo sie nicht allein herrscht, einem nationellen Typus dient, oder einer Idee. Sie herrscht allein — bei Ariosto, der in diesem Sinne ausschließlich Dichter zu heißen verdient, — diente durch Jahrhunderte dem nationellen Typus der Convenienz bei den Franzosen, — dient den Ideen bei unsern größten deutschen Dichtern, — und, wer nun die orientalischen mit diesem Maßstabe prüfend durchgeht, der muß bemerken, daß es ihnen bei ihren Bildern nicht um die Bilder, sondern um den Geist zu thun ist, den sie bedeuten. — Wenn ich mich hier länger verweilte, als es ziemlich scheint, so entschuldige mich der Doppelwunsch, das Wesentliche der ganzen östlichen Poesie im Klaren zu erhalten, damit ihr hoher geistiger Werth nicht zum phantastischen Spielwerk schwinde, — und das schöne Wort des reinen Denkers vor dem hier so leicht entstandenen Mißverständnisse zu bewahren.

Erklärende Auskünfte über das Siegel auf dem folgenden Blatte und über die emblematische Vignette am Eingange, schließen das lehrreiche Ganze der einleitenden Betrachtungen.

Der Umstand, daß die osmanische Poesie sich zu einer Zeit aus der persischen entfaltete, wo in dieser die Mystik blühte, erklärt nicht nur — wie in der Uebersicht des ersten Zeitraumes gesagt wird (S. 51) — ihr Auftreten mit mystischen Didaskalien, sondern hat auch wohl

auf ihr Kolorit und ihre Haltung für immer einen bestimmenden Einfluß gehabt. Das Nationalgefühl, welches die Folie der persischen Dichtung bildet, fehlt hier ganz, die freie Ausbildung origineller Geister ist weit seltener als dort, und die türkische Dichtkunst ward kaum jemals von dem abstrusen Beischmacke völlig frei, der ihr von ihrer Geburt her und von ihrem Vater Aaschick Pascha anklebte. Was von den Werken dieses „liebenden Fürsten" mitgetheilt wird, interessirt besonders durch die Hindeutung auf den Werth innerlicher wie äußerer Kultur, — dadurch begründet, daß, wie es S. 55 treffend heißt — der Dichter zur Zeit eines werdenden Staates und der ersten Einrichtungen des osmanischen Reiches unter Urchan, dem Numa der Osmanen, lebte. Die Kultur wird mit der Weltseele verglichen, welche den todten irdischen Raum erst belebt. Ihr verdankt die Menschheit ihre Ruhe, die Herrschaft ihre Dauer, das Leben erst seinen Werth. Aber nicht in das bloße Wissen ist sie zu setzen: „Die Wissenschaft, sie lebet einzig nur durch die Vernunft" (S. 57); und die Vernunft selbst lebt nicht, denn durch Liebe (S. 58); Liebe also ist die Mutter aller Bildung; Liebe, die vom Höchsten ausstrahlt und zum Höchsten leitet; und so ist Kultur ein Pfad der Liebe" (S. 58). — Man wird dem Herrn Verf. beitreten, der (ebendas.) solche Gesinnungen zu den schönsten Denkmalen osmanischer Macht zählt. Die mystischen Fragmente erscheinen positiver und islamitischer als die Ansichten Dschelaleddins, und die Bedeutsamkeit, die man an diesem gewohnt ist, wird man kaum in den folgenden berühmten, schönen Versen wiederfinden,

womit Latifi den ganzen Umfang von Naschicks Weisheit bezeichnet glaubt:

Alle Welten sind Ein Zeichen
Von geheimnißvollen Reichen,
Die kein Auge je gesehen,
Die kein Herz je kann verstehen,
Die kein Ohr je hat vernommen,
Die in keinen Sinn gekommen,
Die Gedanken nicht erreichen,
Deren Namen keinem gleichen;
Dieses ist das Reich der Einheit,
Das entsprang aus seiner Reinheit;
Da er schuf aus nichts die Erden,
Muß sein Wort geachtet werden (S. 61).

Unter Bajesid I. erscheint das erste, berühmteste Mewlud, d. i. Gedicht auf des Propheten Geburt, von der Hand Suleiman Tschelebi's; ein weitläufiges, encomiastisches carmen saeculare, wo, nach mannigfachen Wundern und Lobpreisungen, immer der mahnende Refrain wiederkehrt:

Wollt ihr euch vom Feuer retten,
Müßt mit Schmerz und Lieb' ihr beten (S. 69).

Es ist immer merkwürdig-erfreulich, wahrzunehmen, welche herzlichen, tiefen Motive der Geist der Morgenländer in die bunten Aeußerlichkeiten ihres Symbolums zu verweben weiß.

Von Ahmed Daji, dem oben (S. 32) wahrscheinlich durch ein Versehen für Ahmedi, das Iskendername zugeschrieben wird, ist nur ein, mit Fragewendungen wunderlich spielendes Ghasel aufgenommen; dagegen ein, im

kritischen Auszuge vorgelegtes Kalendergedicht von Ssalaheddin (S. 73 u. f.) unsere Aufmerksamkeit auf's Merkwürdigste beschäftigt. Astrologische, meteorologische, exegetische, urgeschichtliche, ethnographische, nationalhistorische, sittliche Daten schlingen sich in den Kreisen der Monde, Wochen und Tage durcheinander; und der gelehrte Uebersetzer weiß dem mit der abenteuerlichsten Intention und Beharrlichkeit durchgeführten, seltsamsten Ganzen, durch Vergleichung mit den übrigen alten und neuen Kalendern, wie mit volksthümlichen und scientifischen Ueberlieferungen ein noch ausgedehnteres Interesse zu geben. Der Liebhaber wird sich gern auf das Werk selbst verweisen lassen; einige Züge, die Wochentage betreffend, genügen zu anregender Unterhaltung. Der Sonnabend, für Propheten unheilvoll, weil Jusuf, Ssalich, Noah, Jesus, Moses und Mohamed an ihm von ihren Feinden überlistet wurden, werde der Ruhe gewidmet. Dagegen beginne man jeden geistigen und materiellen Bau, bilde, pflanze und säe, am Sonntag, als an welchem Tage die Erde gebildet ward. Handel und Wandel, vor allem das Reisen, begünstigen göttliche Einflüsse am Montag, während der Dienstag als ein Tag des Blutes, höchstens dem Geschäft des Aderlassens freundlich ist. Die unentschiedene, nichtige Stellung des Mittwochs macht ihn zum unglücklichen Tage, an dem nichts zu unternehmen ist, wofür der Donnerstag, an welchem die höchste Gnade Gewährung winkt, entschädigt. Der Freitag schließt auf's Anmuthigste die Reihe mit Behagen und Genuß. — Man wird in diesen Umrissen den Tag des überwältigten Saturn, des Lebensspenders Helios, der wan-

delnden Selene, des blutigen Mars, des zweideutigen Merkur, des Gewährung nickenden Zeus und der holden Aphrodite wieder zu erkennen wissen.

Der Iskandername Ahmedi's (S. 89) erscheint leider nur als eine vernüchterte Bearbeitung Nisami's, „halb Prosa, halb Vers, die Prosa ungeschlacht, die Verse rauh.“ Ja, es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß er sich lieber mit einer noch treueren Uebersetzung seines großen Originals begnügt hätte, statt daß er durch burleske episodische Einmischung der ganzen Theologie, Metaphysik und Geschichte des Morgenlandes, den schönen, Einen und gehaltvollen Charakter des geistigen Gedichtes verwischt hat. Es ist Einem, wenn man einen Blick auf den auseinandergelegten Inhalt des Epos (S. 92—104) fallen läßt, als ob man in eine Krämerbude schaute. Daß mitunter auch Weisheit und Schönheit unter den Waaren sind, kommt auf Rechnung der Fabrik, woher sie der Kleinhändler bezogen hat.

Einen eignern, reichen Geist spricht aus, was von Scheichi (S. 106 u. f.) zu lesen ist. Ein Augenübel, an dem dieser treffliche Mann litt, bestimmte ihn zum Studium der Augenheilkunde, und Beer, Schmidt, Himly und Scarpa haben ihn zu beneiden, wenn die Worte Aaschick Hasans wahr sind: „In der Augenarzneikunde“ — heißen sie (S. 105) — „hatte er's so weit gebracht, daß er aus dem Auge des Mondes das Gelbe, aus dem Auge der Sonne das Rothe zu bannen, daß er die Wolke vom Triefen, und die Augen der Schönen von schelmischer Tücke zu heilen im Stande war.“ — Doch an ihm selbst

scheiterte seine Kunst; denn ein Patient, der von ihm um einen Asper Augensalbe gekauft, begehrte noch um einen Asper, und machte damit dem Doctor selbst ein Geschenk, seine eigenen Triefaugen zu heilen. Dem sei nun wie ihm wolle, — er war ein Dichter im besten Sinne des Wortes, und hat wohl durch die heitere, warme Großheit, die aus seinen Worten athmet, manches Auge klar gemacht.

Die ganze Welt ist eine Mühle,
Das Korn darinnen ist der Mensch;
Das Korn wird zwischen beiden Steinen
Gemahlen zu dem Mehl, dem reinen (S. 106).

Es tanzen meines Leibes Stäubchen, Freund,
Als Sonnenstaub, wann deine Sonne scheint;
Bin ich dem Staub im Grab einst beigethan,
So weh' mich, Freund, als Morgenodem an! (S. 108.)

Ruhm sei der Seele,
Die als Schmetterling um Wangen kreist,
In Todgefahren!
Sie ist ein Tapfrer,
Welcher, auf dem Schlachtfeld sich bewährend,
Das Licht verdient.
Für meine Seufzer
Fand ich bessern Gefährten nicht —
Als meine Thränen.
Für mein Geheimniß
Fand ich bessern Vertrauten nicht —
Als meinen Schatten. (Ibid.)

Ich bin ein Korn, von innen rein und zart.
Das, was in ihm, durch Wachsthum offenbart. (Ibid.)

Das Mohamedije des Jasidschioghli (S. 127), eine Art poetischer Dogmatik, im Geiste islamitischer Orthodoxie gedacht und vollendet, entspricht einem Bedürfnisse, welches wir nicht kennen, und kann daher nur geschichtlich erwähnt werden.

Den Reigen der zweiten Periode führt Sultan Mohammed II. an, der Eroberer Konstantinopels, der in zarten Ghaselen als Eroberter erscheint. „Des Grames Wüste (S. 138) ist ihm Länderei genug; und wenn sein Leib durch Liebesflammen zum Aschenkruge würde, da wäre — meint er — zu Bergen von Liebe Asche genug in demselben." Man sieht, wie man, wenigstens in der Türkei, mit der Poesie daran ist.

Die synoptische Uebersicht und die wenigen Proben, die von Jusuf und Suleicha Hamdi's (S. 152) gegeben werden, lassen uns doch mehr lebendigen Gehalt, mehr Sinn für Composition und Totalität vermuthen, als oben beim Alexanderbuch des Ahmedi. Das Wesentliche des Inhalts fällt mit dem uns aus Dschami Bekannten zusammen, und im Ausdruck bemerkt man etwas, das wie Geschmack aussieht, so daß die Orientalen wohl Recht haben mögen, die diesem Gedichte (S. 151) die Palme der Correctheit zusprechen. Desto seltsamer stehe folgendes physiognomische Fragment dieses Poeten hier, von dem man bedauern wird, daß es zur Zeit der „physiognomischen Fragmente" noch nicht bis nach Zürich gekommen war:

Die rothe Farb' zeigt Blut und Eile,
Die braune reife Urtheilskraft;
Wer kleine Ohren hat wie Katzen,
Versteht sich trefflich auf das Mausen;
Der Schielende ist ein Tyrann,
Der dir abläugnet, was du sagst;
Aus einem schiefen, krummen Mund
Wird dir die Wahrheit nimmer kund;
Ein langer Bart ist allzumal
Bei Männern wahrer Eselsstall;
Nicht leicht es sich mit Jenem spricht,
Deß Bart ist wohlgenährt und dicht;
Die guten Zeichen sind verschwunden,
Es werden böse nur gefunden;
Und wer sich auch als Jusuf zeigt,
Deßhalb sich doch zum Bösen neigt (S. 156).

Wie wir vorhin den Eroberer Konstantinopels in Thränen der Minne zerfließen sahen, so hören wir nun den usurpatorischen Wüthrich Selim (S. 159), unstreitig das glänzendste Gestirn der dichtenden Sultane, Demuth predigen und Hinfälligkeit irdischer Güter, und daß nur in Ergebung die Herrschaft bestehe, und in Erkenntniß, die mehr als Besitz und Gelehrsamkeit ist. Um Gnade und Weisheit fleht er in einem trefflichen Gedicht, in dem er sich den ärmsten der Bettler nennt. Auch das ist ein Zeichen osmanischer Dichtkunst. Von ihm sind auch die Verse, welche Goethe vor sein Suleikaname setzte:

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf. (Vgl. S. 160.)

Zarte Gedanken, prächtig-liebliche Bilder, ohne daß man etwas tief Eigenes aufzuspüren vermöchte, sind aus dem Diwan Netschati's ausgestreut. Die reiche Spende (S. 163—178) erschwert eine neue Auswahl. Man begnüge sich mit Wenigem:

Die Welt ist Karawanenhaus, wo Niemand bleibt,
Und jeder an die Wand: o mein Gebieter! schreibt. (S. 169.)

Wenn an des Lebens Ende
Mein reger Fuß zur Liebe wallt,
Hab' ich, bei Gott! die Spende
Der Reis' in Seelengold bezahlt. (ibid.)

Wenn Cypresse nicht ihr Haupt
Hoch erhöbe in die Luft,
Spielte sie vertraulich nimmer
Mit des Morgenwindes Duft (S. 170.)

Seine schwere Schuld erkennend,
Fällt das Haar dir zu den Füßen;
Ich beschwöre dich, o laß es
Unter meinen Händen büßen! (S. 171.)

So reicht wohl dieß Wenige hin, Ishaks Wort zu begründen:

Willst du, daß dein Vers gelesen werde vom Volke,
Muß er in Gleichniß und Bild blüh'n wie Nedschati's Gedicht.
(S. 178.)

Man ist, nach so manchen Blumen aus Papier und Seide, doppelt gerührt, die schmerzlichen Töne zu vernehmen, die Dschaafer Tschelebi in den Tagen vor seiner Hinrichtung, wie der Schwan sein Lied, verhauchte (S. 181); und man erquickt sich an der festen, auf sich ruhenden Gesinnung Rewani's (S. 187), der über unverdiente Ungnade sich zu beschwichtigen versteht. „Wie seltsam!" ruft er aus,

Wie seltsam ist die Welt, wie wunderlich die Zeit,
Da mir ein Nu — Verdienst von dreißig Jahren raubt!
— — — — — — — — — — — — — —
Rewani weinet nicht, wenn ihn auch Regen trillt,
Indem er sich zum Schutz in Regenmantel hüllt. (S. 188.)

Lebenskraft, Frohsinn, Resolutheit und Genügen athmet aus seinen Reimen, und sein „Buch der Wollust" mag an Practik wohl den pontischen Sänger hinter sich lassen. Weniger innerlich, als der tiefe Hafis, hat er es den Auslegern unmöglich gemacht, mystische Grillen in seinen Wein zu werfen; er beschreibt dessen Qualitäten (S. 169) gar zu klein, als daß man occultas dabei denken möchte; alle Knoten der Lust und des Genusses löst er mit tastender Hand, und rühmt sich, des Taumels sich bewußt zu sein (S. 195); noch aus längst überblühtem Grabe ruft seine Stimme dem Zweifler zu:

Ihr sollt in dieser Welt nun Ruhe pflegen,
Mit nichten soll das And're euch bewegen;
Auch du, Rewani! warst der Lust geweiht,
Erbeutetest dir froh den Schatz der Zeit. (S. 194.)

Erinnert ein so heiterer Geist an die lebenquellenden Gesänge, die wir zuerst aus Iran vernahmen, so darf sich um so weniger Hafis (S. 144) mit seinem herrlichen Namensbruder, — auch nicht Firdewsi, trotz der unheimlichen Länge seines salomonischen Buches, das so viele Bände als das Jahr Tage zählt (S. 276), mit dem seinen, dem Sänger des Schahname, oder Saadi (S. 240) und Nisami (S. 310) mit den ihrigen, messen. Auch Ahmedpascha (S. 198) dürfte, dem Vorgelegten zu Folge, weder mit Nedschati, noch mit Baki den Vergleich aushalten. Was er sagt, gehört eben nicht ihm an; es ist das millionenmal variirte Thema vom Maal und Flaum, vom Mundrubin und Wimpernpfeil, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind; und wie er es sagt, lohnt kaum der Mühe, es durch Auszüge zu erläutern. Ein türkischer Hans Sachs, Chuffi, d. i. der Schuhflicker (S. 224), zeichnete sich, standesgemäß, durch Wortspiele aus; wogegen uns Chalili (S. 225), von dem „das Buch der Trennung" herrührt, zu besonderer Theilnahme hinreißt. Das Gefühl beglückter Liebe füllt seine Strophen aus, und hat wohl auch, so mißtrauisch uns die zweideutigen Sultane gemacht haben, ein so reiches Gemüth ausgefüllt, daß man es nicht leicht glücklicher und wärmer ausgedrückt finden wird. Die Stunde, da sie ihm erschien, wird ihm zur „holden Lebensfabel", auf welche er mit Religiosität sein ganzes Leben dankbar bezieht:

Als ich gesehn den holden Wuchs,
Fiel ich anbetend zu dem Grund,
Und sagt' im Herzen: Lob sei Gott,
Dem Höchsten ob dem Weltenrund!

— — — — — — — — —

Dich bet' ich, hingeworfen, an;
Mein inneres und äußeres
Gebet bist du, du mein Koran!
Im Herzen wiederhol' ich still
Was du gesprochen und gefragt,
Wenn gleich dem Scheine nach mein Mund
Gebet und Litaneien sagt;
Es will an Freundes Schwelle nur
Chalili, dich anbetend fleh'n. —
Die Heuchler mögen zur Moschee
Und zu dem dumpfen Kloster geh'n! (S. 226.)

Ich habe diese Stelle auch als Beispiel ausgehoben, wie frei, in Bezug auf ihr Glaubensdogma, sich Orientalen auch da ausdrücken, wo eine sogenannte geistliche Ausdeutung nicht denkbar ist. Rewani, von Liebe und Wein berauscht, ist noch verwegener. Finden sich doch sogar auch eine Sappho und Erinna in diesem Bande! Wenn auf die Gaben der Dichterin Zenobia, Seineb, (S. 237) aus dem Mitgetheilten schwer geschlossen werden kann, so gewinnen uns die einer Mihri (S. 306) desto mehr. Jungfräulich blieb sie, als ihr Herz ihrem Alexander zugefallen war, — und, wie sie auf die geistreich-zarteste Weise ihre Schmerzen klagt:

Böses wünsch' ich dir nicht, doch fleh' ich vom Himmel die Gnade:
Daß du lieben sollst Herzen dem deinigen gleich!
Wollte indessen dein Feind das Schlimmste des Schlimmen dir wünschen,
O so wünschet er dir: daß du verliebt seist, wie ich (S. (306).

— so darf sie von sich bekennen:

Mir wässerte der Mund nach dem Rubinenquell
Von meinem Alexander zwar, — doch blieb ich durstig. (ibid.)

Mancher Kopf ist wohl in Gefahr, von einer solchen Liebenswürdigkeit etwas wankend gemacht zu werden; er wende sich zu Guwahi (S. 287), der ganz der Mann ist, Köpfe, welche die Mihri verrückt hat, wieder zurecht zu setzen. Ein am Weltverkehr ausgearbeiteter und geprüfter, gesunder Sinn hat ihm „das Buch des Rathes" dictirt. In Fabeln und Mährlein mutato nomine weiß er seine stärkend bitteren Pillen einzuwickeln; originell und einzig ist er als Muselmann, und was kann es uns schaden, wenn wir auch etwas aus seinem Maximen-Schächtelchen kosten?

Entzieh' dich nicht dem Dienst, wenn dir auch schauert:
Brauchbarer Stein wird doch zuletzt vermauert!
Vor allem du von mir die Lehre lern':
Wer fern vom Aug', ist auch vom Herzen fern.
Es nützet dir, zu geben manche Stunde:
Dem Schenken nützt es, und es nützt dem Schlunde.
Sich schämen, stehet dem Erwerb entgegen,
Und wer Geschäfte kennt, der ist verwegen (S. 290).

Wer hätte geglaubt, daß Rochefoucauld und Knigge bei den Türken in die Lehre gehen könnten? Vielleicht hat dem armen Guwahi seine Philosophie so viel gekostet, als dem Nebati (S. 309) die seine, der uns geschichtlichen Auskunft darüber gibt:

Es brachte mich der Hinterhalt
In's Land der Ungarn mit Gewalt;

In's Land der Giauren, der unreinen,
Wo Feinde lachen, Freunde weinen;
Mein ganzes Habe ward verheert,
Ich, nackt und hungrig, eingesperrt,
Am Fuß ein eisern Fesselband:
Das bringt die Thoren zu Verstand. (ibid.)

Es ist die alte, ewige, weise Lehrmeisterin unsres Geschlechtes, die Spinozistin mit den vielen Namen, von der die rechten Lehren kommen; heiße sie Nothwendigkeit oder Liebe, — ihr Gesetz ist unübertretbar, und alle Dichter besingen sie, wollend oder nicht wollend, von Linus bis auf Nebati und Goethe.

Wir aber wollen mit dem lieblich-ernsten Mesihi (S. 297) nun den Beschluß machen, dessen melodische Bilderströme das Wort des Lebens auf ihren Wogen tragen, groß und frei:

Rosen funkeln in den Beeten
Mit dem Nimbus des Propheten,
Und in seiner Herrlichkeit.
Hyacinth' und Tulpen glänzen
Mit der Heil'gen Strahlenkränzen;
Freude, Freude herrschet heut.
Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Stürme herrschten als Tyrannen:
Um nach Recht sie zu verbannen,
Hält der Welten Herr Gericht;
Alle Kelche will er füllen,
Aller Durst'gen Gierde stillen,
Wie es Jeder sich verspricht.

Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Mesihi! als ew'ge Kunde
Lebt dein Bild in jedem Munde,
Wird der Schönen Lieblingsschall.
Auf den weichsten Rosenwangen
Darfst du liebekosend hangen, —
Bist ja eine Nachtigall!
Genießet mit mir, was die Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit! (S. 301.)

Und mit diesem halb schmerzlichen, halb frohen Zuruf legen wir den ersten Band eines so gabenvollen Werkes aus der Hand, und freuen uns der mancherlei Kleinodien, die noch in den zwei kommenden Bänden unser harren; seien es auch Schicksalspfeile Nefii's, verzehrende Flammen Ghalib's! Glaube auch von diesem Bande Niemand, daß das Bedeutendste desselben in diesem Auszuge enthalten sei! wer wollte bestimmen, was Jedem unter Tausenden so erschiene? Ich habe mich, nebst Wenigem, was zur Charakteristik frommte, nur bei jenen Dichtern unsrer zwei ersten Zeiträume verweilt, die ich in der einleitenden Uebersicht gleichsam als Nivellirstäbe aussteckte, um das Terrain damit zu messen. Unser Blick bleibe auf's Ganze gerichtet. Dieses Ganze nun wird, nach dem dargelegten Einzelnen, dem übersinnenden Leser wohl kaum in einer andern Beleuchtung erscheinen, als die der Eingang darauf fallen ließ; und ich brauche mich nicht zu wiederholen.

Dem berühmten Orientalisten, der nun, nachdem er schon so manches Perlenkästchen (erst jüngst das kostbare

Fasli's) aus diesem Schachte an's Licht gefördert, wie mit Aladdin's Zauberlampe diese ganze, uns neue Mährchenwelt erleuchtet, wird der dauernde Dank Aller nicht entgehen, die am Leben und Lieben der Menschen theilnehmen, — über ihre Kammer hinaus in die unübersehbaren, nur durch den Geist der Bildung und Eintracht zusammenzuhaltenden Fernen der Hemisphären. Er hat auch durch dieses Werk, wie durch seine früheren, die Idee der Weltliteratur gefördert.

Uns aber, innigern und einseitigern Freunden des Orients, wird man ein elegisches Gefühl nicht verargen, das uns, aller bessern und klügern Ueberzeugung zum Trotz, befällt, wenn wir den Untergang einer uralten merkwürdigen, unvergleichbaren Bildung betrachten, von der die Ruinen hier vor uns aufgeschichtet und gedeutet werden. Die alte Welt ist längst begraben; Hellas und Rom sind zu idealen Gebilden, zu Träumen geworden; nur der Orient ragte noch aus jenen Epochen, wie ein begrünter Felskoloß lebendig in unsre Gegenwart herüber; uns war er noch, was er unsern Vätern war; wird er es auch unsern Söhnen sein? Diese Frage, wie alle, welche die ganze Menschheit angehen, legt der ergebene Denker mit stummer Hoffnung auf den Altar der Vorsehung. Was sie auch darauf erwiedre, es ist ihm heiliger, als die liebsten Träume seiner geistigen Kindheit; er läßt sie dahinziehen, gerne dahinziehen in die Nacht, woraus sie entschwebten, sieht freudig einem frischen, kräftigen Morgen entgegen, und ruft ihnen höchstens noch in poetischen Accorden nach:

Heiliger Tempel ernst'rer Zeit! so falle
Denn auch du: daß die Welt gemächlich wohne;
Urkraft schwinde! heit'rer wird's auf Erden, —
Aber auch flacher!

Die Erkärung der Vignette und der türkischen Blätter findet man im Werke, S. 48 und S. 322. Die Auflage empfiehlt sich selbst.

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zwei tausend zwei hundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Zweiter Band. Von der Regierung Sultan Suleiman's des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murad's III.; 1521 — 1574. Pesth 1837. C. A. Hartleben's Verlag. 577 S. gr. 8.

Niemand ist fähig, über ein Werk wie das vorliegende eine Rezension zu schreiben. Beurtheilen kann es nur der Verfasser selbst; denn nur Er übersieht den Stoff, und ist im Stande, ihn mit der Behandlung zusammenzuhalten. Solche Elementarwerke gehören zu den Grundsteinen der Literatur, und man setzt sich zu ihnen in das einzig richtige Verhältniß, indem man sie studirt. Der „Rezensent vom Fache" freilich macht sich die Sache bequemer.

„Was lange studiren, fichten und fassen?
Wo möglich tödten, — oder tüchtig hassen!"

Das ist sein Wahlspruch. Was ist ihm Liebe, Einsicht, Gründlichkeit? was ist ihm Literatur, und die Seele

eines Buches? Glaubt mir, so barock es klingen mag, — für Niemanden haben Bücher so wenig Sinn und eigentlichen Werth, als für Jene, die sich ausschließlich mit ihnen befassen. Doch genug, wenn wir nicht den Vorwurf literarischer Hypochondrie verdienen sollen, von der sich frei zu bewahren eben so sehr Pflicht, als, in den jetzigen Zuständen, schwierig ist.

Wir haben von dem Allgemeinen des voluminösen Werkes über osmanische Poesie, bei Gelegenheit des ersten Bandes so viel gesagt, als nöthig schien, um die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu befriedigen. Dies scheint mir hier, statt der Rezension, meine Aufgabe. Wer sich solchen Bestrebungen insbesondere zu widmen gedenkt, dem kann ohnehin das Studium des Werkes und der Quellen selbst nicht erlassen werden. Da wir aber jenes Allgemeine ausgesprochen, dürfen wir uns beim zweiten Bande kürzer fassen, und, ohne Präludien, den Faden eines kommentirten Auszugs da wieder aufnehmen, wo wir ihn niederlegten, indem wir einen solchen Spaziergang durch dieses Gülistan dazu benützen, uns selbst zu vergnügen und zu belehren.

Die fünfzig Jahre, deren Literatur den Inhalt dieses Bandes ausmacht, sind gewissermaßen als das goldene Zeitalter der türkischen Poesie zu betrachten; wenn man nämlich mehr den Reichthum als den Gehalt, mehr die Extension als die Intensität, in Anschlag bringt; was man bei goldenen Zeitaltern wohl meistens thun muß, — denn das schaffende Genie ist und wirkt ewig einsam. Man kann somit das Zeitalter Suleimann's des Gesetz-

gebers das osmanische Siècle de Louis XIV. nennen. Die Dichtkunst schien sich auch hier, wie sonst, auf der Folie der Majestät und Pracht zu gefallen; das osmanische Leben war, poetisch und ideal, auf dem Gipfel seiner Existenz. Es ist ein ganz dem Oriente gemäßer Zug, daß der Herr Verfasser, in der Einleitung zu diesem dritten Zeitraume, als Bezeichnung des Flores der türkischen Kultur, die Dichtkunst, Tonkunst und Schönschreibekunst nebeneinander aufführt. Uns europäischen Poeten freilich ist es ein Entsetzen, zwischen einem Drama Schiller's und einem kalligraphischen A B C vergleichen zu sollen, — aber zwischen den schimmernden Perlen eines orientalischen Ghasels und der niedlichen Art, wie es die Hand des Schönschreibers an einen Faden gereiht hat, ist mehr Verwandtschaft, als wir empfinden können. — Der Herr Verfasser selbst gesteht, daß ihm von den 500 Dichtern, welche türkische Biographen aus dieser Periode anrühren, etwa 50 jenen Namen wirklich zu verdienen scheinen; und dieser Ausspruch ist noch mit Billigkeit, vielleicht mit Vorliebe, abgegeben. Die hervorragendste Erscheinung nicht nur dieser Epoche, sondern überhaupt der ganzen türkischen Dichtkunst, ist, den vorliegenden Proben nach, wohl unbezweifelt: Baki, dessen Diwan wir schon seit dem Jahre 1825 aus der Uebersetzung Hammer-Purgstalls kennen. Dieser bedeutende Lyriker, dem immerhin sein Name die Unsterblichkeit prognostiziren durfte (der Dauernde), scheint mir der eigentliche Repräsentant der türkischen Art und Kunst: in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern. Es ergeht sich in einer gränzenlosen Blu-

nen- und Bilderwelt, wozu theils seine reale Umgebung, theils seine erstaunliche, man muß wohl sagen, abentheuerliche Phantasie, theils die ihm schon bekannten Schätze der östlichern Nachbarn die Elemente liefern. Weichlicher, üppiger, feiner als die Araber, glühender und frömmer als die Perser, — erreicht er jene kaum an Kraft und diese kaum an Geist. Dabei übertrifft er aber beide an jener Prachtstickerei von Wortblüten, die wir als das Merkmal des Orientalismus zu betrachten gewohnt sind. Es ist weniger der eigne, schöpferische Geist, der sich zur Offenbarung in ihm gedrungen fühlt, als das mit dem Weine aller alten und neuen Dichtung von fremder Hand gefüllte Gefäß, welches überquillt. Seine Poesie ist mehr Besitz als Dasein, — wie die seines Volkes überhaupt. Er stürzt sich in ein Meer des Wohllauts und der Herrlichkeit, taucht auf, taucht nieder, und steigt, von Wogenschäumen rings übersprüht, an's Ufer, wo er die glänzenden Tropfen, wie Perlen, aus allen Falten des purpurnen Gewandes schüttelt. In den Ghaselen wechselt eine trunkne Ueppigkeit mit beschaulicher Religiosität; die letztere, verbunden mit Ergebenheit auch an das irdisch Große und Mächtige, waltet in den größeren Gedichten vor. Es ist ein Gewinn für den Leser, daß das vorliegende Werk bloß solche Kassidet dieses Dichters enthält, welche in der erwähnten Uebersetzung nicht zu finden sind. Der Uebersetzer entschuldigt die Angabe auf dem Titel seines Diwans: „zum erstenmale ganz verdeutscht“ — durch die Auffindung eines neuen, vollständigern Manuskriptes im Archive von Ragusa. Wir theilen aus diesem Funde ei-

nige bezeichnende Proben mit. Die folgenden Verse sind aus einem Gedichte zum Lobe des würdigen Mufti Ebusuu, dessen berühmtes Fetwa allen Verehrern des unvergleichlichen Hafis, allen Freunden der Dichtkunst, und allen Menschen, denen das humani nil a me alienum heilig ist, ewig in ehrenvollem Angedenken leben wird. Zweifler hatten bei ihm angefragt, ob es nicht verboten sei, den Diwan Hafisens, dieses „ungezogenen Lieblings der Grazien" zu lesen. Der weise Mufti ertheilte hierauf das folgende, denkwürdige Fetwa: „Die Gedichte Hafisens enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten; aber hie und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Gesetzes liegen. Das Sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen, und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dies schrieb der arme Ebusuud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle!" — Dieser weise Urtheilsspruch („Er sprach aus gütiger Natur" hätte Nisami gesagt) brachte ihm, als schon seit dreihundert Jahren die Erde sein Gebein verhüllte, noch den Dank eines deutschen Dichters ein. (S. Westöstl. Diwan. S. 35.) Es hätte sich aus jenem Bescheide fast vermuthen lassen, daß dieser Nathan der Mufti's selbst Dichter war; und wirklich begegnen wir in der Reihe osmanischer Poeten (S. 352) auch seinem uns bedeutend gewordenen Namen; und wenn auch sein poetisches Verdienst seinem sittlichen nicht gleich kommt, so bezeichnet ihn wieder völlig der arabische Spruch, den er

seiner Unterschrift stets beizusetzen pflegte: „Die Lande der Erkenntniß werden durch das Gesetz der Tugend beherrscht, wie die des Sultans durch das der Wesire.“ — Und so gewährt es uns innere Befriedigung, zu gewahren, wie der große türkische Dichter (dessen Manen uns diese Abschweifung verzeihen mögen!) dem großen Gesetzgeber huldigt. Nachdem er in den eigenthümlichsten Wendungen den herangekommenen Frühling, die Zeit des orientalischen Neujahrs, gepriesen hat, wo ihm ein neuer lieblicher Winter auf die Welt gekommen zu sein scheint, weil ringsum die Flur mit Blütenschnee bedeckt ist, während die Mandelblüten, wie der Krystall der Eisfiguren, von den Bäumen schimmern, fährt er fort:

Es trägt nun die Natur ein weißes Angesicht,
Ein fröhliches, das nichts als Heil und Glück verspricht;
Wie das des Trefflichsten, des Mufti dieser Welt,
Der des Verdienstes Ball im Gleichgewicht erhält;
Des reinen Ebusuud! —“

Er fühlt sein Gedicht gehoben und geläutert, indem er es der Anerkennung so großer Eigenschaften weiht:

Wer um den Hals der Welt dein Lob als Halsband schlingt,
Juwele höchsten Werths an seinen Faden bringt;
Die Reinheit meines Lieds und meiner Worte Fluß
Sind wie die klarste Flut den Herzen Hochgenuß;
Wenn Nachtigall mein Lied auf Fluren trillert nach,
Wirft sich vor ihr zur Erd' und küßt den Staub der Bach.“
(S. 365.)

Von Baki's Manier zu malen, mögen die nachfolgenden Schilderungen einen Begriff geben. Seine Bilder sind

barocker als wir sie an den Persern, mannigfacher und reicher als wir sie an den Arabern gewohnt sind.

„Herbst wirft goldne Blätter auf den Wiesenplan
Und ein Goldschmiedladen ist das Gülistan:
Regen zieht als Silberdraht der Wolken Schnur,
Und zwei Knospen scheinen Erd' und Himmelsflur.
Auf dem Bächlein schwimmt das gold'ne Blatt der Weide,
Als ein golden Schwert, gezogen aus der Scheide;
Ueberall sind gelbe Blätter in dem Garten,
Gold'ne Schüsseln, um den Gästen aufzuwarten.
Wähne nicht, die Blätter wirble Wind im Kreise:
Sterne sind's, die Welt zu grüßen auf der Reise;
Grüner Papagei war einst Platanenblatt,
Das nun gelb wie Falken, scharfe Klauen hat.
Keiner bilde sich was ein auf Herrschaftskrone!
Wie viel Herrscher stieß der Herbstwind nicht vom Throne!
Scheint es nicht, als sei Koranes heil'ge Schrift
Von dem Morgenwind geschrieben auf die Trift?
Grünes Blatt, mit Gold gesprenkelt, ist die Flur,
Werth, zu preisen d'rauf der Würdigen Natur;
Dich, erhabner Chodscha, des Verdienstes Quell,
Wunsch gewährend, selig wie Gestirne hell.
Grames Stürme haben meinen Sinn verheert,
Haben meine Wangen in Saffran verkehrt;
Wie die Hefe goß das Loos mich auf die Erde —
O daß deine Größe, Fürst! mir Segen werde!
Da der Buchs von deinem Muth so frei, so hoh, —
Niste Falke Genius nirgend anders froh!
Zittert meine Feder, wann der Genius wittert,
Ist sie Rohr, das in den Lebensfluten zittert.
Mög', so lang die Wiese prangt mit Blumenkränzen,
Mög', so lange Tropfen Thau's im Herbst erglänzen,

Deine Hand von Purpurkissen Gnaden spenden. —
Möge nie dein Wohlstand, nie dein Leben enden!"
(S. 365, 66, 67.)

Eine solche Probe ist nöthig, aber auch vielleicht hinreichend, uns die Eigenheiten osmanischer Dichtkunst am glänzendsten Beispiele zu vergegenwärtigen.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß europäische Kunstrichter dem fruchtbaren Lamii, den die Türken im Mesnewi eben so hoch stellen, als in Ghaselen und Kassidet den Baki, bei weitem den Vorzug zugestehen werden. Dieser fruchtbarste aller osmanischen Poeten, zu Brusa geboren, gestorben im Jahre 1531 unserer Aera (Baki starb 1600), heißt mit Recht der Glänzende (so wie Baki der Dauernde heißt), und repräsentirt in sich alle Eigenschaften, die wir oben seiner Epoche zuschrieben. Wenn Mannigfaltigkeit und Fülle des Inhalts und materielles Interesse des Stoffes den Ausschlag geben, so wird die Wagschale sich allerdings dem Ausspruche des Uebersetzers gemäß entscheiden. Dem Gehalte nach aber, in so fern dieser nicht mit der Sache gegeben ist, sondern vom schaffenden Geiste verliehen werden muß, werden sich Lamii und Baki so ziemlich verhalten wie Glanz und Dauer, — und hier wird das Zünglein sich auf die andere Seite neigen. Es ist wahr, Lamii hat das Unglaubliche geleistet; er hat fast alle persischen Epopöen in seine Muttersprache übersetzt; er hat fast alle im Orient seit Jahrhunderten überlieferten Stoffe behandelt; er hat uns Materien durch seine Bearbeitung zugänglich gemacht, deren erste Gestalten für uns fast verloren waren; er ist gewandt

in Vers und Prosa, geistreich und gesättigt mit Lektüre, vielseitiger und reicher als alle dichtenden Landsleute; es ist wahr, Baki dreht sich in seinen Ghaselen und Kassidet ewig um einige feste Gestirne seines bewegten Lebens; er kommt nicht aus dem Kreise heraus, der um ihn beschrieben ist; — aber in diesem Kreise finden wir ihn selbst, — als die Seele, die ihn bewegend ausfüllt, während Lamii's ungeheurer Bau uns wie eine feenhafte Stadt umgibt, deren zahllose Häuser nichts anders sind, als ihre versteinerten Bewohner; alles, was Seele heißt, ist entflohen, und es umgibt uns eine bunte schauerliche Pracht. So wenigstens muß ich meine Empfindung darstellen, wenn ich, was hier von seinen romantischen Gedichten mitgetheilt wird, mit dem vergleiche, was uns von den herrlichen Gründern jener Dichtart, von Nisami, Dschami, Hatifi, zugekommen ist. Interessant bleibt allerdings seine Bearbeitung von Wamik und Asra, der ältesten persischen Liebesepopöe; deren Faden in unserem Werke von S. 45 bis S. 63 getreu mit Aushebung mancher bedeutenden Stelle, verfolgt wird. Wir empfehlen die sorgfältige Lektüre dieses Auszuges, so wie der daraus folgenden aus den Gedichten: Weise und Ramin (S. 63) und Schem und Perwane (Kerze und Schmetterling, S. 102), Allen, die sich entweder aus phantastischem Behagen in der Feen- und Sagenwelt des Ostens ergehn, oder die vielleicht in fremden Zonen noch unbebaute, aber hoffnungsvolle Brachfelder suchen, um das Korn ihres eigenen poetischen Lebens anzubauen, dem der überladene Boden Europa's kein Plätzchen mehr bietet. Es gibt in den Gärten, welche Lamii

eröffnet, noch manches fruchtbare Beet, noch manche wundersame exotische Pflanze, deren Uebertragung in unsere Erde Dank und Freude verschaffen könnte. Und um was klagen denn die europäischen Dichter unserer Zeit, denen schon die thatenlustige Feder in heißer Hand zittert, — was vermissen sie mehr, als Stoff? Stoff, Körper, Gerüst! um Schnörkel, ihn zu überbauen, sind sie nicht verlegen; also frisch zu, ihr Herren! hier liegt, wonach eure Seele lechzt; greift mit der einen Hand in die Schätze der Ueberlieferungen, mit der andern in den Schatz von Phrasen, Bildern, Gedanken und Wendungen, welche unsere großen Dichter für euch aufgespeichert haben, — und wähnt euch Dichter, mit eben dem Rechte, als das Thier sich für den Aether halten darf, den es einschlürft und wieder ausathmet! — Doch zu Lamii zurück. So schöne Einzelnheiten die erwähnten poetischen Romane enthalten, so fehlt ihnen doch jene, durch den individuellen Charakter und die durchgreifende Absicht bedingte Einheit, welche ihre persönlichen Vorbilder eben zu wahrhaften Meisterwerken stämpeln. Es geht der Begriff von Totalität ab; man kann zu lesen anfangen, wo man will, aufhören, wann es beliebt, — man verliert wenig dabei. Eben daß Lamii Alles wollte, deutet an, daß er nichts recht wollte. Er strebte, außer dem Lorber des Dichters, auch die prosaische Ehre eines Schönredners zu verdienen; und auch was er in diesem Bezirke geleistet, läßt sich so ziemlich aus dem, was von S. 29 bis 40 angeführt ist, beurtheilen. Ueberhaupt war der Uebersetzer bei keinem türkischen Dichter so freigebig mit Auszügen, so ausführlich mit der Entwick-

lung, als bei Lamii; und das mit völligem Rechte, da er der reichste und der repräsentativste ist. Auch ich glaube besser zu thun, wenn ich bei den vorragenden Erscheinungen länger verweile, und die verworrene Masse des Kleinen lieber unberührt lasse, statt sie durch oberflächliches Durchstöbern nur noch mehr zu verwirren. Der Verfasser sieht in den ältesten Stoffen der orientalischen Romantik eine indische Quelle; und in der That möchte Wamik der verstümmelte Valmiki, und Weise der veränderte Vyasa sein (S. 21). Wir möchten seinem philologischen Grunde noch einen innern hinzusetzen: denn diese beiden Gedichte erscheinen ätherischer, indisch zarter, als die entschieden dem übrigen Osten angehörigen, z. B. Jussuf und Suleicha; abgesehen von dem Chakan von China, dessen Vorkommen auf seine Nachbarschaft hindeuten möchte. — Das eigentlich mohamedanische Gedicht „Huseins Martyrthum" (S. 23), welchen Stoff Lamii nicht wie die Perser dramatisch, sondern episch-rhetorisch zu behandeln für gut fand, wird uns, die wir weder Schiiten noch Sunniten sind, wenig Theilnahme einflößen; aber dem Verfasser gibt es Anlaß zu sehr lesenswerthen Anmerkungen über dramatische Elemente in der östlichen Poesie. Die Todtenfeier Huseins wird S. 23 ganz passend mit den spanischen Passionsstücken zusammengestellt. Es ist gar kein tragischer Gehalt in der Katastrophe, und die Behandlung ist monoton und lamentabel genug. Die Türken, (S. 24), welche als Sunni nicht dazu berufen sind, den Martyrtod Huseins besonders zu beklagen, feiern dieses Passionsfest nicht, und die ganze dramatische Poesie (?)

beschränkt sich bei ihnen auf — das chinesische Schattenspiel, welches entweder ein Gewebe der unanständigsten Zoten, oder eine Parodie bekannter romantischer Stoffe, z. B. Ferhad und Schirin, Leila und Medschnun u. dgl. darstellt. Die Hauptpersonen desselben sind: der Karagöſ, d. i. der Harlekin oder Policinello dieses Puppenspiels; der Hadschi Aiwat, der altkluge, immer in Sentenzen und Versen sprechende Pantalon, und der petit-maître Hopa-Tschelebi; der Name Hadschi Aiwat's ist der seines der ersten Vesire des osmanischen Reichs; der Hopa-Tschelebi's (von Hopo, dem chinesischen Landpfleger) beurkundet unläugbar den chinesischen Ursprung dieses Puppenspieles. — Man sieht aber, daß etwas Volksgemäßes in dieser cruden Farce liegt, welches weiterer, und selbst höchst bedeutender Entwicklungen gar wohl fähig wäre. — Doch es ist Zeit, von dem Geiste Lamii's in seinen besten Stellen einige Proben zu geben. Diese besten Stellen finden sich zumeist in seinen kleineren Gedichten; wie denn sekundäre Geister weit eher zu dem schönsten Einzelnen als zu dem einfachsten Ganzen gelangen. Da, wo die zarten und feingedachten Schönheiten die Lamii auch in großen Werken häufig sind, z. B. in Weise und Ramin, thun sie der Haltung des Ganzen Eintrag. In den „Gegenreden" unterbrechen rythmische Stellen, wie die folgende Schilderung des Frühlings, eine schwülstige Prosa:

„Wonnegenüsse und Freuden in Menge!
Leib ist der Seele der Welten zu enge,
Rose zerreißt, wie der Morgen, den Kragen,
Nachtigall seufzet in schmelzenden Klagen.

Winden und Pinien tanzen im Kreise,
Alles ist Reigen in fröhlicher Weise.
Während die Winde in Föhren erklingen,
Lieben die Vögel in Chören zu singen;
Aeste, die schelmisch sich wiegen und schmiegen,
Streuen nun Silber und Gold zu Genügen;
Morgenwind rennt mit beflügeltem Schuhe,
Gönnet sich selbst und den Blumen nicht Ruhe;
Knospen sind Schalen mit Golde gefüllet,
Tulpen sind Tassen, denen Moschus entquillet,
Mond ist ein silberner Ball aus Alhambra,
Frühlingsluft füllt sich die Schürze mit Ambra,
Eine rubinene Scheib' ist die Sonne,
Und sie durchglänzet die Himmel mit Wonne,
Zweige, sie gaukeln, von Blüten geschwellt:
Selig sind alle Bewohner der Welt." (S. 33.)

Liegt in diesen Versen Pracht und Schmuck die Fülle zur Schau, so fehlt es den folgenden epigrammatischen Arabesken, die wir oben als schön und störend zugleich bezeichneten, nicht an Sinnigkeit und Tiefe:

Es sprach der Schmetterling: ich war
Verbrannt von Sehnsucht ganz und gar;
Ich schaute eines Lichtes Schein:
Da schien die Glut ein Rosenhain.

Koralle sprach, zum Boden rollend,
Und immer nichts als spielen wollend:
Ich muß so lang und oft mich drehn,
Daß Herz und Seele mir vergehn.

Der Morgen, der von Feuer raucht,
In Seufzern diese Worte haucht:
Man glaubt, ich sei so klar und rein —
Doch Sohre's Lieb' ist meine Pein.

Und Sohre sprach hierauf, die Traute,
Sich selbst begleitend auf der Laute:
Der Morgen hat sich so gezeigt,
Daß ihm mein ganzes Herz sich neigt.

(Diese türkische Palingenesie der Memnons-Mythe gehört zu den bezauberndsten Blüten der Dichtkunst. Sohre ist Anahid, der Morgenstern, als weiblicher Genius gedacht, dessen Saitenspiel im Heraufschweben erklingt. Den rauchenden Morgen, und was Innerliches in jenen acht Versen liegt, werden Natur- und Geistes-Kenner zu schätzen wissen.)

Man hörte so den Lenzwind kosen,
Erlustigend sich an den Rosen:
Dem jungen Frühling zu gefallen,
Entsag' ich meinem Habe, Allen.

Dem Baum der Eintracht Frücht' entstammen,
Des Baums der Zwietracht harren Flammen.

O Geist! dir ist es klar, daß Einheit
Von sich wirft das Zufällige;
Und nur ein Herz, von Makeln rein,
Versteht dein Wort: Nothwendigkeit!

(S. 38—112.)

So berühmt zu sein als es ist, verdient das merkwürdige Rosengedicht, welches S. 40 in einer vollständigen Uebersetzung mitgetheilt wird. — Wenn ich nun hinzufüge, daß, außer der Uebertragung der berühmtesten persischen Gedichte in's Türkische, der Bearbeitung aller poetischen Stoffe des Morgenlandes, und einem reichhaltigen Diwan, außer den angeführten Originaldichtungen, auch noch eine Briefsammlung, eine Sammlung von Schwänken, mehrere mystische und poetische Kommentare, und hundert erlei Spielereien (worunter Räthsel sind, die zum Thei einem neuen Bearbeiter der Turandot oder einem emsigen Mitarbeiter an einem belletristischen Tagblatte sehr zu Statten kämen), von der Hand dieses Polygraphen herrühren, so glaube ich den Manen und dem Ruhme Lamii's genug gethan zu haben.

Den Sänger des blühenden Gedichtes „Rose und Nachtigall," welches uns der Verf. bereits in Text und Uebersetzung (Pesth u. Leipz. 1834) mitgetheilt hat, nennen wir als den dritten vorragenden Dichter des Zeitraumes, den dieser Band umfaßt. Wir dürfen Fasli's liebliches Werk bei den Freunden morgenländischer Dichtung als bekannt voraussetzen. Es werden hier noch einige Distichen aus seinem Nachlistan (Palmenwald, als Seitenstück zum Bostan und Gülistan) ausgehoben. Sie tragen das niedliche Gepräge des vorigen Gedichtes; Saadi's unschätzbare Lebensweisheit, die in Osten und Westen wenig Vergleichbares finden wird, ist, mit dem dichterischen Talente, nicht nachzumachen.

Sati, der fruchtbare Dichter eines blumenvollen Divans, gehört eigentlich (S. 1) dem vorigen Zeitraume an.

Chiali, der Phantastische, verdient diesen Beinamen wenigstens nicht mehr, als eben andre Orientalen auch. Aus den vorliegenden Fragmenten scheint vielmehr ein klarer Sinn, aber ein tiefer, das Leben an der Wurzel ergreifender Schmerz zu sprechen.

Geh' nicht spottend vorbei an den Männern, den heißen, den wüsten:
Denn ihr Wüstsein ist Spottes für sie schon genug!

Man sagt: der Herbst ist da!
Nun ist die Wonnezeit im Garten! —
Da ich vom Lenz nichts sah,
Was soll ich denn vom Herbst erwarten?

Ich bin der Scherz, verwandt mit Schmerz,
Bin Finsterniß, vermählt mit Licht;
Die Last der Erde trag' ich schwer, —
Mich leichten Reisig trägt das Meer!

Was vom Leib mir rinnet heiß,
Nennt ihr, unverständig, Schweiß;
Quellen sind es nur, die klaren, reinen,
Welche über meinen Zustand weinen.

In dem Weine zeigen Blasen,
Daß das Leben bald verblasen;
Jeden Abend zeigt die Kerze
Flackernd dieses Daseins Kürze.

Wer meinen Leib ansieht, er sieht
Ach! dürres Reisig, trocknes Stroh:
Sagt, dieses wird das Nest wohl sein,
Aus dem die Nachtigall entfloh?

Weil Medschnun bei Menschen nimmer
Liebe, Treu' und Glauben fand,
Ging er in des Wahnsinns Schimmer
Mit den Thieren Hand in Hand.

Wenn auch ich zu Grunde gehe,
Bleibet doch Chiali's Wort:
Rosen welken, doch sie leben
In dem Rosenwasser fort. (S. 271 u. f.)

Ruhe deiner Asche, guter Chiali! sei dir die Erde nun leichter, als da du unter ihrer Last die Klagen ausstöhntest, die einer unbekümmerten Nachwelt nun als Dichtung erscheinen. Der Schmerz von Tausenden ächzt unverstanden über die Erde hin; einige Wenige bringen den ihren in Rythmen; dann wird er — auch nicht verstanden, — aber kritisirt.

Ali Wabi, der Verfasser des berühmten Humajun name, muß wohl literargeschichtlich in dieser Epoche aufgeführt werden. Dieses Buch ist aber nur eine Uebersetzung der Fabeln Bidpai's, und in jener tollgewordnen Prose abgefaßt, der wir Abendländer, so viel Geschick und Feinheit auch dazu gehört, in dieser Form etwas Bedeutendes zu sagen, doch nie einen rechten Geschmack abgewinnen werden.

Daß in einer so glänzenden Epoche, wo sich um den Thron eines geistvollen Herrschers die wetteifernden Schaaren der Dichter und Prosaisten drängten, auch der Herrscher selbst der poetischen Hervorbringung sich kaum entzogen haben werde, stand zu vermuthen. Und in der That steht Suleiman I. selbst in den Reihen der Dichter seines Säculums. Er bequemt sich und begnügt sich, die hergebrachten Formen zu versuchen, die hergebrachten Bekenntnisse liebender Poeten zu wiederholen: nicht ohne Witz, Gefühl und Anmuth. Er führte als Dichter den Beinamen Muhibbi. Folgende Verse können zu seiner Charakteristik beitragen:

Des Herzens Rauch steigt zu des Himmels Licht;
Auf Erden bleiben solche Seufzer nicht.

Meinem Freunde ziemts, die Verse des Freundes zu lesen:
Perlen stehen schön, wenn in Rubinen gefaßt.

Es bleibt die Welt zuletzt doch Keinem unterthan:
Muhibbi, bild' dir ein, du seiest Suleiman! (S. 5.)

Die ungeheure Zahl der übrigen Dichter, aus denen dieser Band noch Blumen enthält, sei dem Leser überlassen. Zur Literaturgeschichte wird das Gesagte hinreichen. Es kommt bei Literaturen, wie die orientalischen, so lange sie uns noch fremd sind, vorerst darauf an, den Begriff des Ganzen zu bekommen; dann einige einzelne, große Erscheinungen zu erkennen, heraus zu heben, und zwischen

solchen Höhepunkten vergleichende Linien zu ziehn, bis das ganze Terrain gemessen und bekannt ist.

Wenn gleich Sultan Selim II. ein Trunkenbold und aller großen Herrschereigenschaften entblößt war, so erhielt sich doch der Flor der Dichtkunst, so wie der des Reiches, Dank der Stätigkeit zweier der größten Männer, welche die osmanische Geschichte aufzuweisen hat, nämlich des Großwesirs Mohammed Sokolli, und des Mufti Ebusund (beide große Gönner der Wissenschaften) auf derselben Höhe. (S. 566.)

Wir haben also in dem nächsten Bande noch manches bedeutungsvolle und angenehme Fragment oder Ganze zu gewärtigen. Möge dem Verf. Muße und Lust gegeben sein, es mitzutheilen! So setzen wir dem immer nachrauschenden Strome der überpoetischen Gegenwart, der uns mit sich fortzureißen droht, das stille, aber tiefe und ungeheure Meer einer großen, reichen Vergangenheit entgegen.

Friedrich von Schlegel's Biographie.

> Wir finden den Keim zu Allem in uns, und bleiben doch ewig nur ein Stück von uns selbst.
>
> Fr. v. Schlegel.

Friedrich (eigentlich Carl Wilhelm) v. Schlegel war der jüngste von den Söhnen Johann Adolf Schlegel's, des Uebersetzers Batteux's. Der Vater, ein Mann von solider Bildung und gründlichen Kenntnissen,

selbst ein geschätzter Schriftsteller, schloß sich an die damaligen Verkünder eines Evangeliums des reinen Geschmackes an, die in die Correctheit und Regelmäßigkeit, also in eine negative Eigenschaft, den ganzen Werth eines Schriftstellers setzten. Frankreich war die Wiege dieses Evangeliums und Batteux sein eifrigster Apostel. Es ist nicht uninteressant, an diesem unbedeutenden Umstande die Entwicklung und Eigenthümlichkeit der beiden später berühmt gewordenen Söhne vergleichend zu bemerken. In August Wilhelm, dem ältern, mit einer minder ausgesprochenen Persönlichkeit, setzte sich des Vaters Sinn und Bestreben, nur zeitgemäß colorirt, fort; Geschmack und reine Form blieben die Vorzüge, die er am höchsten schätzte und am meisten besaß; im jüngern, Friedrich, der mehr Eigenthümlichkeit zeigte, scheint sich, nach der Art solcher Naturen, während der jugendlichen Gährung ein polemischer Gegensatz gegen das Angelernte geltend gemacht und ihn mehr auf das Innerliche, Gehaltvolle, oft Formlose hingedrängt zu haben, — obwohl auch bei ihm diese erste Schule eines bildenden Geschmackes sich nie mehr verläugnen ließ. Doch, ohne Vorgriff, zur Geschichte zurück.

Friedrich, um fünf Jahre jünger, als August Wilhelm, ward zu Hannover am 10. März 1772 (nicht, wie es in Wachler's Literatur-Geschichte heißt: 1796; auch nicht, wie in der österreichischen National-Encyclopädie: 1792) geboren. Im älterlichen Hause herrschte das liebevollste Familienverhältniß, von dem August Wilhelm in dem schönen Gedichte „Neoptolemus an Diokles" eine rührende Schilderung gibt. Die Mutter, eine vortreffliche

Frau, unterrichtete den ältern Sohn selbst in der Religion; den jüngern hatte der Vater zwar vorläufig für den Handelsstand bestimmt, unterließ aber durchaus nichts, ihn vielseitig auszubilden, ihm Befähigung und Freiheit für jede künftig mögliche Wahl zu geben. Seine früheste Kindheit verlebte Friedrich bei seinem Oheim und sodann bei seinem ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Auch von diesem Colorite ist ihm unverkennbar zeitlebens etwas geblieben. Der Knabe zeigte bei natürlichem Verstande und lebhafter Imagination keine bedeutendere Spur eines ausgezeichneten Talentes, einer entschiedenen Richtung. Allein, dem erwähnten Wunsche des Vaters gemäß, bei einem Kaufmanne in Leipzig in die Lehre gethan, regte sich, im Widerstreite gegen die äußern Ansprüche der Verhältnisse sein inneres Wesen, und seine Eigenthümlichkeit, durch diesen Widerstreit geweckt, sprach sich aus. Das Leben und Weben in der Welt des Calcüls war ihm unleidlich; er fühlte sich unglücklich, und ruhte nicht, bis er wieder nach Hause kehren durfte, um sich eine ihm gemäßere Welt zu suchen oder zu bauen. Er fand diese bald — in den Büchern. Ein unwiderstehlicher Drang zog ihn in diesen stillen Kreis und bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Jetzt, in seinem sechzehnten Lebensjahre, begann er mit dem glühenden Eifer freier Jünglingswahl seine eigentlichen Studien. Die Wirkung des ersten streitenden Impulses dauerte fort; es war die ideale Sphäre, der sich seine Liebe und seine Bestrebungen zuwandten. Besonders konnte es nicht fehlen, daß das innerlich Große, rein Menschliche der antiken Welt, die der modernen ge-

genüber wie eine historische Idylle erscheint, ihn im Gegensatze zu seinen verhaßten Ziffern und Tabellen entzückte und mit sich fortriß. Mit Enthusiasmus überließ sich Schlegel in der schönsten Zeit des Lebens diesen herrlichen Eindrücken, und sie haben die glückliche Folge gehabt, daß ihm sein ganzes späteres, wenn auch noch so verschieden gestaltetes Wirken hindurch stets eine gewisse edlere Haltung, ein harmonischer Ton, ein ästhetisches Maß geblieben ist — Eigenschaften, die dem gebildeten Sinne wohlthun und ihrem Besitzer dauernde Geltung in der Literatur seines Vaterlandes sichern. Er studirte ein Jahr lang in Göttingen und dann in Leipzig mit Eifer Philologie, nahm den Doctorgrad der Philosophie, und durfte nach Vollendung der akademischen Laufbahn sich rühmen: jeden auf uns gelangten, nur einigermaßen namhaften Schriftsteller der Alten aus eigenem Studium zu kennen. In diesen Beschäftigungen entwickelten sich ihm das geschichtliche, das philosophische, das ästhetische Interesse. Letzteres gewann den Vorrang, wollte sich aber nicht zur eigentlichen poetischen Production steigern. Er selbst zweifelte in jener Zeit an seiner poetischen Begabung, und erst der Beifall, den zwei seiner Gedichte einige Jahre später in einem lebendig angeregten Kreise fanden, scheint seine Zweifel vollkommen beschwichtigt zu haben. Aber selbst dieser Beifall war, genauer und unbefangen betrachtet, mehr auf Rechnung des Denk- und Zeit- als des poetischen Gehaltes jener Gedichte zu schreiben; und in der That zeigt sich dem gereinigten Blicke der Nachwelt Fr. Schlegel's dichterisches Hervorbringen im Ganzen in

diesem Lichte. Was immer von seinen Werken man als Gedichtetes ansprechen möchte, erscheint entweder als Nachklang nicht klar festgehaltener Empfindung, oder als gestaltloses Spiel des Witzes und der Phantasie, oder als verkleideter Gedanke, oder als Demonstration irgend einer ästhetischen Maxime. Damit ist keiner dichterischen Bestrebung ihr Werth oder ihre hohe Bedeutung genommen. Aber den Dichter als solchen, den Dichter schlechthin bezeichnet eben das, daß er sich für das Geschöpf seiner Liebe mit völliger Selbstverläugnung hingibt; daß er in ihm, für die Zeit des Schaffens, alle andern Absichten und Beziehungen vergißt, sich auf den kleinsten Kreis beschränkt, — aber diesen mit wahrem, warmem, seelenvollem und körperlichem Leben ausfüllt, damit — nicht eine Idee, nicht eine Ueberzeugung, — sondern ein neues, lebendiges Individuum entstehe, welches, als solches, in die Gemeinschaft der übrigen trete, Leid und Freud' theile und errege, und, menschlich unter Menschen, keinen höhern und keinen breitern Platz einnehme, als — seinen eigenen, den es zum Leben braucht. Schlegeln trieb es mehr in's Weite, in's Unendliche.

Sein Aufenthalt in Berlin war solchen Tendenzen günstig. Hier gebildete Neigungen und Ansichten nahm er nach Dresden mit, wohin ihn alte, freundliche Erinnerungen und eine dort verheirathete Schwester auch später öfters hinzogen. Zwei große Familienverluste trübten die üppige Blüten-Periode seines Jugendlebens. Im Jahre 1789, am 9. September, starb zu Madras in Ostindien, im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters, sein dritter

Bruder, Carl August Schlegel, der im Jahre 1782 mit einem Hannover'schen Regimente im Dienste der englischen Compagnie nach Indien gegangen war. Er hatte im J. 1786 als Ingenieur mit dem britischen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufsatz über die Festungswerke von Madras bekannt geworden war, eine Reise von 800 englischen Meilen in das Innere jenes merkwürdigen Landes gemacht. Zwei Jahre später nahm er für sich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwei Monate hindurch Vermessungen vor. Eine große, von ihm entworfene Karte der diesseitigen Halbinsel Indiens hatte er dem Könige von Großbritannien übersendet. Eine, hauptsächlich militärische, Geographie von Indien ist noch in der Handschrift von ihm vorhanden und jetzt im Besitze der Bibliothek zu Göttingen. Von seinen, durch den Tod leider unterbrochenen Arbeiten über das gesammte Indien ist nichts in Hände gelangt, die es der Oeffentlichkeit hätten zu Gute kommen lassen. Schmerzliche Erfahrungen bewölkten den frühen Abend seines Lebens, und nur kurz vor dem Untergange lächelte ihm seine Sonne noch einmal freundlich zu. August Wilhelm setzte ihm ein rührendes Denkmal in der schönen Elegie: Neoptolemos an Diokles, und wir beklagen mit ihm den Verlust eines Daseins, das für die Welt so schöne Früchte zu bringen versprach. Diesem ersten Schlage gesellte sich, dem alten Worte treu, bald der zweite. Den Sohn überlebte der Vater nicht lange. Johann Adolph Schlegel starb im Jahre 1793 als General-Superintendent von Lüneburg. Es war dasselbe Jahr, in welchem Friedrich zum ersten Male als Schrift-

steller auftrat, dessen literarische Laufbahn er also nicht mehr erlebte.

Diesen Debut machte der Aufsatz über die griechischen Dichterschulen in der Berliner Monatschrift. Winkelmann's Begeisterung hatte damals die besten jugendlichen Gemüther mit fortgerissen. Sein glücklicher Griff, der Kunstgeschichte der Alten dadurch Licht, Form und Bedeutung zu geben, daß er ihre Entwicklung nach vier auf einander und aus einander folgenden Stufen darstellte, die sowohl der Geschichte und ihren Denkmalen, als der Natur der Sache und dem Gange des menschlichen Geistes vollkommen entsprechen, lockte zur Nachahmung. Was von den bildenden Künsten galt, sollte es von den dichtenden minder gelten? sollte nicht auch hier aus dem Rohen sich das Große, aus dem Großen das Schöne sich entwickelt, und dieses zuletzt sich in's Zierliche und Kleine verloren haben? Ein Blick auf seine wohlbekannten hellenischen Dichter bestätigte Schlegeln diese Voraussetzung. Er fand die Sprache der rohen, aber kräftigen Natur in der jonischen, die der Größe in der dorischen, die der Schönheit in der attischen, die der Künstelei in der alexandrinischen Dichterschule. Die Darlegung dieser Ansicht macht den Inhalt jenes ersten literarischen Versuches aus. Der Reiz einer klaren, angenehmen, geistreichen, man darf sagen weichen und üppigen Sprache ist über den ganzen Aufsatz ergossen, und verliert sich von da an nie ganz wieder aus Fr. Schlegel's Schriften. Dieser Versuch sprach an; Form und Tendenz fanden empfängliche, vorbereitete Gemüther; besonders war es das wirklich dankenswerthe Verdienst: den kostbaren

Schatz griechischer Poesie dem Moder der Schule zu entreißen, in dem er damals noch zu verdumpfen drohte, — ihn dem Leben, dem Genusse, dem Lichte zugänglich zu machen, — was gerechte, warme Anerkennung fand. Man hörte nicht mehr den bezopften, bebrillten, pedantischen Schulmann, man hörte den geistathmenden, lebensfrohen, die Schönheit der Welt preisenden Jüngling auch eine Dichtkunst preisen, die ja selbst nichts als Kraft, Lust und Leben war, und von Schule und Gelehrsamkeit nichts gewußt hatte. In diesem Sinne ließ nun Schlegel eine Reihe ähnlicher Arbeiten folgen, die nur immer mehr, dem Gegenstande wie der Behandlung nach, sich von der Schule entfernten, und, der Schönheit als dem Ideale des Lebens huldigend, sich allgemeineren Interessen zuwandten. Dieser Art waren die Aufsätze, welche Schlegel in den Jahren 1795 bis 1797 als Mitarbeiter an Reichardt's Journal: Deutschland, so wie an dessen Lyceum der schönen Künste lieferte. Auch die guten kritischen Abhandlungen über Lessing und Forster sind aus dieser Zeit. Den Gipfel dieser Blüte-Periode jedoch bildete sein erstes größeres Werk: Griechen und Römer 1797, mit den Beigaben über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern und über die Diotima, — und sein zweites: Poesie der Griechen und Römer 1798, — eine Fortsetzung, wo nicht des Buchstabens, doch des Geistes und der Absicht des ersten; Werke, deren Verdienst auch von Heyne mit Achtung anerkannt wurde. Es besteht vorzüglich in einer ausgebreiteten Kenntniß, einer im Wesentlichen richtigen Auffassung des Alterthums, in einer reinen, glatten, klaren, lebendigen

Darstellung, in dem schönen Enthusiasmus, aus dem diese Schriften hervorgingen, und den sie wiederum zu wecken und zu nähren nicht verfehlen konnten. Doch ist dieser Geschmack an den Schönheiten der antiken Dichtkunst, wie er sich hier ausspricht, von einer eigenen Art und Färbung. Es ist nicht die feurige, kräftige Begeisterung Winkelmann's, die uns aus diesen Schriften anweht, — es ist die ruhige, angenehme Befriedigung des geistreich Genießenden, die sich uns mittheilt. Wie ein trefflich geübter und zart organisirter Feinschmecker die Vorzüge der köstlichsten Sorten seiner Weine und ihrer Jahrgänge, so fühlt hier ein Kenner die zarten Eigenthümlichkeiten und Nüancen der einzelnen Dichter und Dichterschulen heraus, und gibt sie dem Leser zu kosten. Er selbst kostet mit, und hat sich nur zu hüten, daß er nicht berauscht werde. Schlegel hütete sich nicht genug. Es erging ihm, wie es hochbegabten, für Ideale empfänglichen Geistern so leicht, so oft zu ergehen pflegt. Sie übertragen die Dichtung in's Leben, und verwirren und trüben dadurch Beides. Das ursprünglich reine, ästhetische Ideal des Schönen verbreitete sich in dem jugendlichen Gemüthe über Welt, Leben und Wirken; ihm sollte Alles untergeordnet sein, ihm jeder Zweck der Menschheit, jede Pflicht des Menschen dienen; in seinem ungeschmälerten Genuß verlor sich alles übrige Bestreben. Und damit einer solchen Sinnesrichtung die Weihe nicht fehle, mußte das Studium und die eigene Deutung des göttlichen Platon dieses Gebiet des Schönen in's Unendliche, in's Ewige hinüberführen, und dem künstlerischen Begriffe die Verklärung der Weisheit, ja der Religion ertheilen.

Wirklich verband sich damals Schlegel mit Schleiermacher zu einer Kritik des Platon, von welcher einige Bogen gedruckt wurden, die aber unvollendet blieb, wie seine beiden ersten, größern Werke. Auch dieses Fragmentarische charakterisirt jene damaligen Versuche. Sie entsprangen aus einem überschwenglichen, sich selbst nicht völlig klaren Wollen, bei unzulänglicher, vorher nicht gehörig berechneter Kraft. Aus dieser eigenthümlichen, seltsamen Gährung ging nun in Berlin, im Jahre 1799, jenes einst viel besprochene, berüchtigte Produkt der Schwärmerei und Ausgelassenheit: der Halb-Roman Lucinde hervor; ein Buch, das vielleicht öfter gepriesen, aber auch öfter verdammt, als in seiner Stellung und seinem Zusammenhange aufgefaßt wurde. Jean Paul nannte es eine Metaphysik der Wollust; Schlegel selbst äußerte sich noch in der letzten Epoche seines Lebens darüber gegen den Verfasser dieser biographischen Skizze auf eine bezeichnende Weise. „Man hat — sagte er — diesem Büchlein zu viel Ehre angethan, es zu preisen oder zu lästern. Es ist ein Fragment, und man hätte warten müssen, was daraus werden wird. Ich habe es oft fortsetzen wollen, unterließ es aber, des Mißverständnisses wegen. (Er hatte auch wirklich die Fortsetzung einmal öffentlich angekündigt, und so erklärt sich sein Schweigen.) Der Hauptfehler des Buches ist: daß es in Prosa geschrieben ist. Es müßte in Versen sein; denn es ist ein Gedicht, welches eigentlich eine Art Apotheose der menschlichen Schönheit und der Freude zur Absicht hatte. Man hat als baare giltige Münze genommen, was Schaustück, — als Grundsätze, was freie Darstellung war." — So

wollte Schlegel in Spätjahren seines Lebens diese voreilige Frucht angesehen — oder vergessen haben; und so eilen auch wir einer neuen Phase seiner Entwicklungen zu. Es war im Jahre 1800, daß sich Friedrich Schlegel als Privat-Docent in Jena niederließ, wo er mit großem Beifalle und unter lebhaftem Zuströmen einer geistig angeregten Jugend, philosophische Vorlesungen hielt. Hier begann jene in der deutschen Literatur-Geschichte zum Abschnitte gewordene, merkwürdige Zeit, wo, durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Persönlichkeiten, Ansichten, Talenten und Stimmungen einerseits und durch eine, in den damaligen Zuständen bedingte Sympathie im Publicum andrerseits, sich das noch in unser Aller Angedenken lebende Doppelgeschöpf aus Fantasie und Metaphysik bildete und geltend machte, welches, auf der dichterischen Seite nur sehr uneigentlich, die romantische Schule genannt zu werden pflegt. Hier begann denn auch, in und mit dieser sogenannten Schule, die eigentliche Einwirkung der Brüder Schlegel in die Literatur unseres Vaterlandes, ihr Ruhm und ihre Bedeutung.

Es ist schwer, sich von dem Herankommen und der besondern Gestaltung dieser Literatur-Periode, bis auf ihre ersten Keime zurück, Rechenschaft zu geben. Leichter ist es, die Elemente nachzuweisen, aus denen sie sich zusammenfand, und das Band, welches diese Elemente verknüpfte. Immer war es in Deutschland die dichtende und strebende Jugend, die, von einer schönen Begeisterung für die Zukunft ergriffen, indem sie wahre oder vermeintliche Fesseln des Alten abschüttelte, sogenannte neue Schulen in Kunst und

Wissen begründet hat. Was wir in neuester Zeit, wie auf Einen Impuls, sich als „junges Deutschland" ankündigen hörten, war, im innern Grunde nichts anderes, als was zu Lessing's Zeit gegen Gottsched und die Franzosen, zu Goethe's Jugendzeit gegen allen Pedantismus, ja zuletzt gegen alle Form, stürmend andrang. Immer verband sich feuriges Wollen mit einseitigem Können, immer ward das Kind mit dem Bade verschüttet, immer lehrten reifere Geister, welche Anerkennung fanden, oder es lehrte die allbelehrende Zeit wieder in Maaß und Schranken zurücklenken, immer fand sich wieder eine neue Jugend, die einen neuen Ausweg erhaschte. So war es und so wird es bleiben; und es ist gut, daß es so bleibe, damit die Masse des Wissens und Hervorbringens nicht stocke und faule. Ein gleicher Drang erweckte jene damalige romantische Schule. Ein frischer Aufschwung in allen Bezirken des Denkens, Lebens, Erfindens und Entdeckens hatte sich den Gemüthern mitgetheilt; nie gehegte Hoffnungen wurden wach, die Fantasie entzündete sich an beseligenden Bildern, und die patriotische Aufregung, welche noch eben alle edlern Kräfte des schwer bedrängten deutschen Vaterlandes in die höchste Spannung versetzt hatte, durch das siegreiche Gelingen in den freudigsten Enthusiasmus verwandelt, vollendete die wirklich romantische Stimmung eines ganzen Volkes, das sich in Liebe wiedergefunden hatte, und nun auch dem Glauben und der Hoffnung wiedergegeben war. Welcher Boden für die Saaten einer neuen Dichtkunst aus den warmen Händen begeisterter Jugend! Religiöses Gefühl, vaterländischer Sinn, genährt durch fruchtbare Forschung vorzeitlicher

Denkmahle, neue Blicke in die wunderbare Tiefe der Natur, kühne Eroberungen im Gebiete der Spekulation, — Alles das vermittelt durch das Bindemittel eines gemüthlichen, sich selbst zum Gegenstande seiner selbst machenden Humors: das waren die Elemente, die sich wundersam hier zusammenfanden. Ueber sie alle waltete eine angeregte, entfesselte Fantasie, welche, bei den dichterischesten Flügen, nur leider den Wenigsten gestattete, zu bestimmter Form und organischem Leben zu gelangen. Religion, Philosophie, Geschichte, Dichtkunst, Malerei, Musik, Baukunst begegneten sich in diesen Sphären, und reichten sich, wie vielleicht nie zuvor, die Hände; man muß, bei Anerkennung manches schönen Gewinnes, nur beklagen, welche herrlichen Kräfte durch das Unbedingte dieses Strebens verpufft und verknallt sind! Interessant bleibt es immerhin, zu verfolgen, wie mannichfach in den mannichfachen Charakteren sich die erwähnten Elemente kombinirten und spiegelten. Die Universität Jena stand eben auf dem Gipfel ihrer Blüte. Fichte hatte das Denken bis in das Mark seines Wesens ergrübelt, Humboldt die Natur in ihrer größten Breite mit dem Auge fast eines Dichters überschaut, Schelling Natur, Gedanken und Kunst in Ein wundersames Band zu verschlingen versucht; in der Nähe versammelte Weimar, unter Goethe's begünstigender Leitung, Alles, was sich in Kunst und Wissen neu und versprechend hervorthat; Ludwig Tieck hatte, ein Jahr vor Friedrich Schlegel's Ankunft in Jena, seine Genofeva dort vorgelesen, und August Wilhelm Schlegel die Anwesenheit seines Bruders vorbereitet. In einem solchen Kreise mußte sich dieser natürlich heimisch finden. Und

der Kreis wirkte wiederum auf ihn zurück. Die Studien des Alterthums, seine bisher liebste und dankbarste Beschäftigung, traten in den Hintergrund, ein freies Spiel der Fantasie und des Denkens in den Vorgrund, — und es konnte nicht fehlen, daß der dichterische Drang der rings um ihn bezaubernd schaltete und waltete, nicht auch ihn ergriff und mit fortriß, so sehr er früher an seinem productiven Vermögen gezweifelt hatte. Aber es war kein ursprüngliches, es war ein abgeleitetes Bestreben, und wenn nicht, wie erwähnt, seine ersten veröffentlichten Gedichte: Terzinen an die Deutschen und Herkules Musagetes, die er damals in dem mit seinem Bruder herausgegebenen Athenäum*) und in den Charakteristiken und Kritiken**) mittheilte, so stoffartig gerade auf den Augenblick gewirkt hätten, so würde er wahrscheinlich bald wieder in den mehr kontemplativen Bezirk, der ihm vor Allem zusagte, zurückgekehrt sein. Seitdem erschienen Dichtungen in den vielfachsten Formen von ihm, für die Musen-Almanache, welche Vermehren, Tieck und August Wilhelm Schlegel in jenen Jahren (1802 und 1803) herausgaben; und so vergingen, im innigen Vereine mit seinem Bruder und vielen gleichgesinnten Gemüthern, in poetischen Arbeiten und Zuständen, ein paar glückliche Jahre. Es war noch ein homogenes Ganze, aus dem sich dann die Einzelheiten, glücklicher oder minder glücklich entwickelt, ablösten und stehen blieben.

*) Drei Bände dieser Zeitschrift (jeder zu 2 Stücken) erschienen in Berlin 1798—1800.

**) Königsberg. 1801. 2 Bde.

Ludwig Tieck, der eigentlich Musagetes dieser deutschen Romantik, blieb ganz in der rein poetischen Sphäre. Freie Spiele einer kindlich tändelnden, naiven, humoristischen Fantasie, schienen seine ersten Werke der Art die Befreiung der Poesie aus allen Banden des Verstandes und äußerer Zwecke zu verkünden. Erst als die frische Productionslust und Kraft sich ausgetobt, trat die Reflexion über sich selbst ein, die aber auch noch in die Schranken des dichterischen Schaffens sich eingränzte, und sich erst spät, in Gestalt didaktischer Novellen, noch immer nicht ohne Nachgeschmack der früheren Fühlsweise, über die weitern Beziehungen des Lebens ausbreitete. In seine Fußtapfen trat, mit gesundem Sinne und kräftigem Vermögen, der nordische Oehlenschläger, der, in bestimmter ausgeprägten Formen, sich dem lebendigen Wirken von der Bühne herab zuwendete. Werner's großes Talent, auf derselben Bahn hoffnungsreich und glanzvoll beginnend, scheiterte leider an einer unglückseligen Zerrüttung der edelsten Gemüthskräfte, wie das des armen Heinrich von Kleist an einer trüben, kranken Lebensverstimmung, und beide verloren sich, nach schönen Verheißungen, in eine öde, abstruse Leere. Ueberhaupt war diese, in's Endlose strebende Romantik der bestimmtesten aller dichterischen Formen: dem Drama, am wenigsten gedeihlich. Lebendiger, wenn gleich seltsam bis zum Bizarren, bewegte sich Arnim's Romantik in einem halb historischen, halb romantischen Dämmergebiete. Novalis*), unserem Schle-

*) Er schloß sich in Jena innig an Fr. Schlegel an, der später in den letzten Augenblicken seines Lebens ihm zur Seite stand.

gel in gewissem Betrachte am nächsten stehend, suchte am meisten die damaligen Bewegungen in den Regionen der Philosophie, Naturforschung und Religion für die Poesie auszubeuten, ja in Poesie zu verwandeln, mußte aber, bei den anmuthigsten Gaben, indem er Alles zugleich wollte, bald Alles aus dem Blicke verlieren. August Wilhelm Schlegel ward durch die Vielseitigkeit seines Wissens und Versuchens, durch einen gewissen, in der Schule der Griechen erworbenen, ästhetischen Takt und vielleicht durch die, weniger in die Tiefe als in die Breite strebende Richtung seiner Gemüths-Thätigkeit, noch am meisten vor dem unglücklichen Zerfließen gerettet, in das alle schäumenden Ströme dieser Romantik sich zuletzt auflösten. Friedrich machte, als Dichter, eigentlich nur kurze Zeit diese Periode mit, und kehrte sodann, nur mit veränderten Beziehungen in seine betrachtende Sphäre zurück. Sein damaliger Versuch, in der Tragödie Alarcos (1802), dem ersten größeren deutschen Gedichte in Assonanzen, alle Formen und Farben der Dichtkunst, die antiken, wie die modernen, in Ein Ganzes zu verschmelzen, kann, als an ein hohles, lebloses Gebilde verwendet, nicht gelungen genannt werden. Wenn Goethe die größte Sorgfalt daran wendete, dieses Stück in Weimar zur Aufführung zu bringen, so ist das nur dadurch zu verstehen, daß Goethe damals die romantische Schule nur gegenüber den Intriguen Kotzebue's in Weimar begünstigte, indem er sie, nicht an und für sich, sondern als Repräsentation eines idealern Strebens gegen ein gemeines betrachtete; in der Art, wie einst Schiller den edleren Matthisson gegen den derberen Bürger hervorhob. Alarcos

kam denn auch wirklich — am 29. Mai 1802 — auf dem Theater in Weimar zur Darstellung; aber der Erfolg war, wie man es hätte prophezeihen können, ohne Goethe zu sein — ungünstig. Das Stück mißfiel gänzlich, während August Wilhelm's Jon gleichzeitig, wenn auch nicht Begeisterung, doch mehrfache Theilnahme und Beifall erregte. Demungeachtet blieb freilich Fr. Schlegel dem alten Goethe für solche Bemühungen sehr dankbar, und unterließ nicht, ihm diesen Dank, wo er Anlaß fand, zu bethätigen.

In diese Zeit fällt ein kurzer Aufenthalt Schlegel's in seinem lieben Dresden, und ein Schritt, von dem aus ein neuer, sehr entschiedener und unterscheidbarer, Abschnitt seines innern und äußern Lebens beginnt. Er vermählte sich mit der Tochter des ehrwürdigen Mendelssohn, die von ihrem ersten Gatten Veit getrennt lebte. Dorothea von Schlegel, jedenfalls eine bedeutende, wo nicht merkwürdige Frau, verdient wohl, daß wir einen Blick auf ihre Geschichte werfen. Aus ihrer ersten Ehe hatte sie zwei Söhne, welche beide als Künstler in Rom lebten. Der jüngere, Philipp Veit, that sich durch geniale Eigenthümlichkeit hervor, und erlangte in der Folge Ruhm und Stellung. Sie selbst, gleichfalls im Zeichnen und Malen geübt, wendete sich in der Blüte des Lebens mit jugendlichem Feuer und reicher Bildung einer leichten, poetischen, freien Ansicht vom Leben zu, und begeisterte sich für die Ideen und Leistungen der jungen Romantik. Ja, sie unterließ nicht, ihr wirklich allerliebstes Talent, ihren zarten Geist, ihre gebildete Fantasie selbst thätig werden zu lassen. So ent-

standen dichterische Arbeiten, die, höchst schätzbar, Anspruch darauf haben, in Deutschland nicht vergessen zu werden. Um so mehr Anspruch, als ihn die Bescheidenheit mit mehrerm Rechte machen darf. Nie schrieb Dorothea unter ihrem Namen. Ihr Gatte veröffentlichte ihre Arbeiten, die gewiß noch lebhafter empfangen worden wären, wenn sie sich genannt hätte. Die bedeutendste derselben ist der, leider Fragment gebliebene Roman: Florentin; eine Erzählung, die, wenn gleich sichtbar durch Wilhelm Meister veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Führung, Charakteristik und Darstellung ein individuelles Gepräge von Grazie, Leichtigkeit und Geist hat, welches man nicht allzuvielen deutschen Romanen nachzurühmen in der Lage ist. Außer diesem Buche, das in Leipzig im J. 1801 erschien, schreibt man ihr noch die Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters (Leipzig 1804, 2 Theile), und die deutsche Uebersetzung der Corinna der Frau v. Staël zu, die in Berlin (1807—1808, in 4 Theilen), noch vor dem französischen Originale herauskam. In spätern Jahren gab sie diese Beschäftigung auf. Als sie eben ein Hemd nähte, und man sie fragte: warum sie nicht lieber die Feder zur Hand nehme? antwortete sie lächelnd: „Es gibt schon zu viele Bücher in der Welt; aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gebe.“ — Mit einer tiefen Empfänglichkeit für Alles, was Geist und Fantasie bewegen kann, begabt, riß sie die Begeisterung jener Tage mit sich fort, und ihre Theilnahme an der geschilderten Richtung der Poesie verwandelte sich bald, wie es dem weiblichen Charakter natürlich ist, in persönliche Theilnahme für den Dichter,

der ihr diese Welt eröffnet hatte. So begann ihr Verhältniß zu Schlegel, so blieb es bis an ihr Ende. Mit Hingebung und einer Art von Andacht überließ sie seinem Geiste den ihrigen, und theilte so alle Epochen und Verwandlungen, die jener erlitt. Zweimal im Laufe ihres Lebens war sie der Ueberzeugung Schlegel's in der wichtigsten Angelegenheit ihres Innern, im religiösen Glauben, gefolgt; mit diesem überkam sie auch jede seiner übrigen Ansichten in der spätern Periode seines Lebens. Dennoch verlor sie nie diejenigen Gefühle ihrer Jugend aus der Erinnerung, welche werth waren, erhalten und gehegt zu werden; und es macht ihrem Gemüthe alle Ehre, daß sie, selbst noch in der zweiten Hälfte ihres Lebens, alljährlich an seinem Todestage das Andenken ihres edlen Vaters feierte, von dem sie überhaupt stets mit der höchsten Achtung und Zärtlichkeit sprach. Reiche Kenntnisse, richtiges Urtheil, angenehmer Umgang, Güte des Herzens, Treue der Gesinnung, freundliches Entgegenkommen mit Rath und That, sind die Eigenschaften, welche man an dieser ausgezeichneten Frau rühmte. Caroline Pichler, mit der sie in Wien, in einem zwanzigjährigen, fast ununterbrochenen Verkehr lebte, in deren Hause Dorothea durch fünf Jahre wohnte, schildert sie als eine fleißige Hausfrau, die sich in den Stand setzte, bei geringen Mitteln ihr Haus so zu führen, daß ihre und mehr noch ihres Mannes Bedürfnisse und Ansprüche auf geselliges Dasein befriedigt werden konnten. Ihre Wohnung, stets sehr anständig, nie elegant oder modern, trug das Gepräge von einem Zustande behaglicher Stabilität. Ihre Conversation am Theetische hatte

nichts Geziertes, nichts Gelehrtes; sie besaß die größte Liebenswürdigkeit einer Hausfrau: nicht glänzen zu wollen. Ihre Religiosität war ohne Ostentation, und der Vorwurf der Proseliten-Macherei, den man ihr gemacht hat, ist nach Frau v. Pichler's Versicherung ungegründet. Ihr Aeußeres war nicht angenehm; sie mochte kaum je hübsch gewesen sein, und ihre stark ausgesprochenen, männlichen Gesichtszüge gewannen nur durch den Ausdruck, den ihnen im Feuer des Gespräches ihr seelenvolles Auge verlieh. Sie war älter als Schlegel und influenzirte ihn durch ihre bedeutenden Eigenschaften vielleicht mehr, als sie es Beide wußten. So war, in den allgemeinsten Zügen, die Frau, welche sich Schlegel zur Lebensgefährtin wählte. Im Jahre 1803 traten Beide, zu Köln, zur katholischen Kirche über. Sie lebten dann mehrere Jahre in Paris. Hier widmete sich Schlegel, im Kreise wissenschaftlich-poetischer Freunde, unter welchen v. Chezy mit seiner Gattin zu nennen ist, wieder seinen literarischen Arbeiten, die aber nun, nach einem Uebergange durch ein Mittelgebiet von Dichtung und Geschichte, das eigentlich Poetische mehr und mehr verließen, und sich dem historischen und positiven, und mit ihm der dritten Periode in Fr. Schlegel's schriftstellerischem Leben zuwandten.

Er hielt in Paris Vorlesungen über Philosophie, und gab die Zeitschrift Europa heraus. In beiden sprach sich bereits der erwähnte Uebergang aus dem rein poetischen in das mehr geschichtliche Terrain aus, und dieses Gepräge tragen von da an alle weitern Arbeiten Fr. Schlegel's; mochten sie nun in dichterischer oder prosaischer Form er-

scheinen. Im J. 1804 war ihm die Benützung handschriftlicher Quellen zu einer sehr interessanten Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters behilflich gewesen. Eben so gab er über die Geschichte der Jungfrau von Orleans aus Averdy's Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi (Paris 1790) diplomatische Aufklärungen. Aber auch in weitere Regionen lockten ihn seine halb historischen, halb romantischen Meditations-Ausflüge. Gemeinschaftliche Studien mit seinem Bruder, die dieser später mit Vorliebe zu seiner Hauptaufgabe machte, eröffneten ihm die eigenthümliche Welt der indischen Dichtkunst, und (wenn man so sagen darf) Philosophie. Man hätte von Vorhinein bestimmen können, daß sich nicht leicht ein Bezirk finden würde, der für Schlegel so viel des ihm Gemäßen und Heimatlichen vereinigte, als dieser. Hier that sich ihm ein noch wenig gekanntes Feld auf, wo für alle seine Lieblings-Spaziergänge: urzeitliche, mythische Geschichte, theologische Methaphysik, betrachtende Philosophie, beschauliche Poesie, religiöse Vertiefung und sprachliche Forschung verschwenderisch gesorgt war. Er fand ein halb faktisches, halb ideales Element, in das alle seine Meinungen, Gefühle und Träume untertauchten, aus dem er sie, in Eins zusammengeflossen und wie verklärt wieder herausheben und hinstellen konnte. Dazu kam noch die persönliche Erinnerung an seinen, in jenem Wunderlande zu früh gestorbenen Bruder, dessen Nachlasse er so manchen Behelf zu diesen Arbeiten verdankte, und so ward Schlegel eine Zeitlang ganz Indier, wie er als Jüngling einst Athenienser zu sein versucht hatte. Wir verdanken

diesen Bestrebungen des Jahres 1808 die lehrreiche und anziehende Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier, und die darin, für Deutschland (ja für Europa, denn Jones Arbeiten sind zu sehr freie Bearbeitungen nach englischem Geschmacke) zuerst gegebenen Proben dieser zwischen der feinsten und zartesten Anmuth und dem abstrusesten Gehalte, ja selbst bis zum Unsinne hin, seltsam schwankenden, jedenfalls höchst merkwürdigen Poesie.

Bald aber zog die mächtig bewegte Gegenwart den träumenden Dichter wieder in seine Zeit, in sein Vaterland zurück. Das verhängnißvolle Jahr 1809 zog über Deutschland herauf. Alle patriotischen Gemüther waren tief und lebhaft ergriffen; religiöse und nationale Begeisterung reichten sich die Hände, und Schlegel beschloß, nach Deutschland zurückzukehren. Es war anfangs der Entschluß, ein noch ungedrucktes historisches Drama: Karl V., durch Benützung historischer Urkunden aus der kaiserlichen Hof-Bibliothek zu vollenden, der ihn anregte, nach Wien zu reisen, wo sich ihm bald eine Stätte des Bleibens und Wirkens, nach seinem Sinne, bereiten sollte. Während seines Aufenthaltes in Paris im Jahr 1808 hatte Schlegel das Glück, die Bekanntschaft des Fürsten (damaligen Grafen) von Metternich zu machen, der in jener Zeit den kaiserlichen Botschaftsposten am französischen Hofe bekleidete. Er ward von diesem hochgestellten Staatsmanne, der seine ausgezeichneten Talente und seine patriotische Gesinnung zu würdigen wußte, mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit behandelt; und so eröffneten sich ihm in Wien die angenehmsten Aussichten. Auf der Rheinreise ergriffen ihn

elegisch-vaterländische Gefühle, die sich in manchem schön empfundenen Gedichte aussprachen. Betrachtungen über altdeutsche Kunst und Art schlossen sich an sie. (Schon im Jahre 1806 hatte Schlegel in dem „poetischen Taschenbuche" sich über die gothische — eigentlich deutsche — Baukunst nach seiner Weise ausgesprochen.)

Frau von Staël war eben von Wien abgereist, wohin Aug. W. Schlegel sie begleitet hatte, als Friedrich Schlegel mit Dorothea daselbst eintraf. Seine und ihre Persönlichkeit brachten hier eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Sie überraschten, enttäuschten und befriedigten zugleich. Man hatte in dem Mitbegründer der stürmenden romantischen Schule, in der geistvollen Dichterin des Florentin zwei ungemeine, vielleicht die geselligen Schranken verachtende, überschwengliche Kraftnaturen erwartet, — und siehe da! es erschien ein gesetzter, gelehrter, behaglicher, geselliger Mann, eine eben so gesetzte, ruhige, stille, häusliche Frau; — beide ganz so, wie sie das gemüthliche Wien nur irgend wünschen mochte. Sie waren denn auch sehr bald hier eingebürgert, und ihr Haus ward binnen Kurzem ein anziehender Vereinigungspunkt für Einheimische und Fremde, Gelehrte und Nichtgelehrte. Ein solcher Zustand sagte Schlegel's Ansichten und seiner Lebensstimmung vollkommen zu. Man gefällt sich meist gegenseitig; und in Schlegel's innerem Leben war eine Epoche des Ausruhenwollens eingetreten, wo, nach mannichfachen Enttäuschungen, Uebertreibungen und Schwankungen, endlich eine äußere behagliche Ruhe und ein innerer Friede sich als das Wünschenswertheste herausstellten. Hier nun

fand Schlegel die Befriedigung seiner liebsten Wünsche, zu einer Zeit, wo die allgemeine Lage der Dinge ihm noch eine kurze Thätigkeit nach seinem Sinne und sodann ein freundliches Asyl gewährte. Die Besonnenheit, Klarheit und Wärme seiner Feder, bei dem guten Klange seines Namens in Deutschland, konnte nicht verfehlen, ihm in höhern Kreisen Anerkennung zu verschaffen, und der Regierung, der er seine Kräfte anbot, in einer schwierigen Periode diese Kräfte zu empfehlen. Schlegel, wie schon erwähnt, dem Grafen von Metternich seit dem vorhergehenden Jahre bereits persönlich auf's Vortheilhafteste bekannt, ward bald nach seiner Ankunft in Wien bei der kaiserlichen Staatskanzlei als Hoffecretär angestellt, und wirkte durch seine Proclamationen gegen Napoleon mächtig und eingreifend, als er im Jahre 1809 das Hauptquartier des Erzherzogs Karl begleitete und dort die Armee-Zeitung schrieb. Nach wieder hergestelltem Frieden faßte der Graf von Metternich, der mittlerweile an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gestellt worden war, den Gedanken, eine neue Zeitung, unter dem Titel „Oesterreichischer Beobachter", in Wien zu gründen, zu deren Redacteur er seinen damaligen Privat-Secretär, gegenwärtigen Regierungsrath von Pilat bestimmt hatte. Dieses Blatt erschien zuerst im März 1810, und da von Pilat sich zu dieser Zeit mit dem Grafen in Paris befand, besorgte Schlegel eine Zeit lang die Redaction desselben, und nahm dann auch späterhin, mit Pilat, Gentz und Adam Müller eng befreundet, thätigen Antheil daran. Durch diese Arbeiten, so wie durch manche glücklich ver-

faßte diplomatische Schrift erwarb sich Schlegel das Zutrauen des Fürsten von Metternich, dem er dann später dankbar auch die nach seinem eigenen Urtheile vollendetste seiner Schriften, das letzte Ergebniß seines Forschens und Arbeitens gewidmet hat. In diesen Verhältnissen ward Schlegel (1815) Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Bundestage in Frankfurt am Main. Von da an wurde erst sein, weit früher geschehener Uebertritt zur katholischen Kirche in Deutschland bekannter. Im Beginne des Jahres 1818 verließ Schlegel jene Stelle, um wieder nach Wien zurückzukehren, nachdem er vorher noch mit Dorothea in Rom gewesen war, um dort ihre beiden Söhne erster Ehe zu besuchen. Sein Bruder August Wilhelm hatte inzwischen (1813) den Adelsrang erhalten, und beide Brüder schrieben sich sofort, so wie auch in Folge ihrer Ernennung zu Rittern verschiedener Orden*) und eines alten Familien-Diplomes: von Schlegel. Seit dem Jahre 1819 lebte Friedrich, frei von allen Staatsgeschäften, wieder in Wien, und kehrte zu seiner gewohnten literarischen Thätigkeit zurück. Er hatte schon in den Jahren 1811 und 1812 die Vorlesungen über die Literaturgeschichte und neuere Geschichte gehalten, welche den Inhalt seines berühmtesten Werkes bilden. Er hatte eben damals ein „deutsches Museum" herausgegeben, welche Zeitschrift aber keinen Boden gewann; er hatte eine Darstellung der europäischen Staaten-Verhältnisse veröffentlicht, und glaubte so die ihm zugemessene Sphäre der Wirksam-

---

*) Friedrich erhielt den päpstlichen Christus-Orden.

keit hinlänglich ausgefüllt zu haben. Auszeichnungen mancher Art waren ihm zu Theil geworden (in jener Zeit ward er auch Mitglied der Wiener Akademie der bildenden Künste), und so entschloß er sich denn, wie zu einem Resumé seines Lebens und Schaffens, zur Durchsicht und Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften, deren Resultat hier dem Publicum vorliegt.

Damit aber hatte er keineswegs im Sinne, sich jeder weitern literarischen Thätigkeit zu begeben. Noch im Jahre 1820 machte er, nach seiner Weise, durch eine Zeitschrift: „Concordia" den freilich bedenklichen Versuch, die streitenden Ansichten über Staat und Kirche zu vereinigen, ein Versuch, der, wie alle seine Vorgänger, mißlang. „Concordia" zog sich bald aus den lärmenden Verhandlungen der Parteien zurück, und verschwand vom Schauplatze des Haders. Von nun an erschien Schlegel's Name nur selten mehr öffentlich, als etwa um das Buch eines debütirenden Schriftstellers durch Bevorwortung zu empfehlen, einem Gemälde, das seinen Ansichten entsprach, das Wort zu reden, oder d. gl., bis er im Jahre 1827 sich wieder angeregt fühlte, vor einem gemischten Publikum, welches auch Damen in sich faßte, im Saale eines Gasthofes Vorlesungen über die „Philosophie des Lebens" zu halten, die ein Jahr später gedruckt erschienen. Sie liegen in dieser Ausgabe mit vor, und so kann der weltkundige Leser sich leicht vorstellen, welchen Effect diese Vorträge, trotz ihrer trefflichen Einzelheiten, auf eine solche Hörerschaft bei dem Begriffe machen mußten, den man sich von jeher unter dem Worte „Lebens-Philosophie" gebildet hat. Das System

(wenn man Kürze halber einen Ausdruck brauchen darf, der weder paßt, noch von Schlegel selbst angesprochen ward), in welches er hier die letzten Ergebnisse seines Denkens zusammengefaßt darlegt, ließe sich am füglichsten als eine der Denkgeschichte, den Richtungen und der Ausdrucksform unserer Zeit und unserer Nation angeeignete Palingenesie der auf eine eigenthümliche Art gedeuteten Lehre St. Martins bezeichnen. Ob durch sie — wie Krug (Handwörterbuch d. Schlegel) hoffte — der Schulphilosophie für immer der Abschied gegeben sei, lassen wir dahingestellt. Das größte Lob verdient an diesen Vorträgen die Sorgfalt,— „das logische Gewissen," um mit Schlegel's eigenem Ausdrucke zu sprechen — mit welcher, wenigstens dem Grundsatze nach, Philosophie, Theologie und Naturforschung auseinander gehalten, und die Grenzen der ersten, innerhalb des rein Menschlichen, diesseits des unbedingten Uebersinnlichen, und jenseits des Materiellen gezogen werden. Es ist nur zu bedauern, daß Schlegel bei diesen Vorlesungen sehr skizzenhaft und eilig verfuhr, was man sowohl im Vortrage, als bei der Selbst-Lektüre zu bemerken Gelegenheit hatte. Doch scheint er seinen Mittheilungen eine weitere Folge und eine gewisse testamentarische Ganzheit zugedacht zu haben, denn als er im Winter des darauf folgenden Jahres (1828—1829) in Familien-Angelegenheiten mit seiner Schwestertochter, der talentvollen Künstlerin Freiin von Buttlar in sein geliebtes Dresden ging, eröffnete er auch hier Vorlesungen über Philosophie, besonders der Sprache, — aber er endete sie nicht*). In der Mitte des Jänners

*) Sie erschienen nach seinem Tode.

(1829) langte plötzlich in Wien die Nachricht ein, daß Friedrich Schlegel am 12. (11.?) jenes Monats unversehens an einem Schlagflusse gestorben sei. Die Vorboten desselben, häufige Schwindelanfälle, waren schon seit längerer Zeit vorangegangen, und wiederholte Kränklichkeiten trübten seine letzten Jahre. Dorothea trug den Schlag mit all der Fassung, die ihr religiöser Sinn ihr verlieh. Aber später ward sie von Tag zu Tag mehr in sich gekehrt, und vermied, von ihm zu sprechen. Sie machte sich Selbstvorwürfe darüber, daß sie ihrem Gatten nicht die letzte Pflege hatte gewähren können, und war, so nach Art hypochondrisch-überzarter Naturen, selbstquälerisch bemüht, ihren Schmerz zu schärfen, zu erhöhen, zu pflegen. Ein Jahr nach Schlegel's Tode erging an ihren Sohn Philipp Veit, der mit seiner zahlreichen Familie in Rom lebte, der Ruf, als Director die Leitung des Städel'schen Museums zu Frankfurt am Main zu übernehmen. Dorothea trat mit ihm den Weg nach Deutschland an, und fand hier, in einer liebreichen, großmütterlichen Thätigkeit den angemessensten Trost für ihren Verlust. Ihre Schwiegertochter, eine Römerin, und ihre Enkel, in Rom geboren, sprachen kein deutsches Wort, und so übernahm sie die Leitung des ganzen Hauswesens, und erheiterte dadurch ihre letzten Jahre. Nach einem kurzen Krankenlager starb sie in Frankfurt am 3. August 1839. In ihrem Testamente gedachte sie auch ihrer entfernten, namentlich der in Wien lebenden Freunde.

Fr. Schlegel's Aeußeres drückte den Charakter eines behaglichen, geselligen, doch dabei etwas eigenen, oft in

sich gewendeten Gelehrten, aus. Ein lebenvolles, verständiges Auge, dessen Blick die gewohnte, freie Thätigkeit der Fantasie verrieth, bildete ein erfreuliches Gleichgewicht zu dem Materiellen seines vollen, breiten Körperbaues. In der Conversation lebhaft, beweglich, oft geistreich, erfreute er sich gern des Paradoxen und Seltsamen, in Wort und That. Oft traf sein Witz, ernsthaft oder im Scherze, mehr oder minder gerecht, die Zeitgenossen, mit denen er in den wenigsten Lebensfragen übereindachte, oft die Frauen, bei denen er wohl den Fehler wieder gut zu machen wußte. Ein Lieblings-Thema seines Unwillens und seiner Paradoxien war das moderne literarische Treiben und überhaupt das Unheil, welches, seiner Meinung nach, die Erfindung der Buchdruckerkunst angerichtet habe. Und freilich, wenn man auf Jahrhunderte sieht, die in der Weltgeschichte Minuten sind, wenn man unsere Dichtkunst z. B. mit jener der Griechen vergleicht, — so verliert diese Paradoxie ungemein viel von ihrer Paradoxie! Allein ein Blick auf die Gesammt-Entwickelung der in der Menschheit liegenden Kräfte, die sich weiter als auf die literarische Wirksamkeit beziehen, gibt eine andere Aussicht; und jedenfalls ist es am wenigsten der Schriftsteller, der bis an's Ende seines Lebens thätige Schriftsteller, dem man diese Klage gestatten wird. Schlegel würzte gern durch ähnliche Behauptungen die Schaalheit der gewöhnlichen Gesellschaft; die Gesellschaft selbst zu entbehren, lag nicht in seinem Wesen. Gerne überließ er sich dem Vergnügen eines freundschaftlichen Mahles, und der Verfasser dieser Skizze erinnert sich mit Heiterkeit, bei seinem ersten Besuche den berühm-

ten Schriftsteller, eine Schürze um den Leib, aus der Küche tretend, kennen gelernt zu haben, wie er sich tausendfach entschuldigte, daß er an ein Lieblingsgericht Hand angelegt hätte, welches ihm Niemand so recht nach Wunsch zu bereiten verstünde. Diese ungetrübte Freude am Genusse des Daseins verband sich in Schlegel ungezwungen mit seinen ernsten, philosophischen und religiösen Ansichten. Ueberhaupt ist es bezeichnend, daß sich in ihm, wie in einem allgemeinen Menstruum, die verschiedensten Elemente mit einander vertrugen, die in einem andern Charakter vielleicht den lebhaftesten Zwiespalt erregt und zum Zerfallen mit sich selbst geführt hätten. Er fand sich selten veranlaßt, seinen früheren Ansichten zu widersprechen, eine Meinung zu desavouiren, eine Arbeit zu mißbilligen oder zu vernichten. Immer wußte er eine Brücke zu bauen, welche die eine freundlich mit der andern verband. So verschmolzen Griechenland, Indien und das mittelalterliche Deutschland in ihm zu Einer Welt, in der er sich überall zu Hause fühlte. Diese Art Vielseitigkeit mit harmonischer Färbung verfehlte nicht, einen angenehmen und bedeutenden Eindruck zu machen. So stellte sich in den allgemeinsten Zügen Schlegel's Persönlichkeit heraus.

Ueber seine Bedeutung als Schriftsteller hat die Geschichte bereits entschieden. Um sich dieselbe völlig verständlich zu machen, muß man die drei, im Verlaufe dieser Erzählung angeführten und aus der Lebensgeschichte entwickelten Epochen in Schlegel's Hervorbringungen unterscheiden: die antike, die romantische und die, welche man die positive nennen könnte, und welche mehr ein Ausruhen

nach verschwenderisch bethätigten Kräften darstellt, wo das beunruhigte Gemüth, der rastlos bewegte Geist endlich eine Stütze, ein Kissen sucht und findet. Man pflegt die beiden Brüder gerne zu vergleichen, und sodann für einen von Beiden Partei zu nehmen, je nachdem man eben diese oder jene Vorzüge höher zu halten gewohnt ist. August Wilhelm liebte es, sich mehr in die Breite zu ergehen, mit Virtuosität in allen Formen und Farben der Dichtkunst zu glänzen, ohne je die zarte Grenze eines gereinigten Geschmackes zu überschreiten; Friedrich fühlte sich mehr in die Tiefe gezogen, aus der er Schätze wundersamer Dichtung und Betrachtung herausförderte, in die er sich nur zu gerne und für immer, träumerisch verlor. Beide Brüder haben ihr dichterisches Verhältniß zu einander in zwei Gedichten lebendig ausgesprochen, die sie an einander richteten. August vergleicht sie in dem seinen mit zwei in Einen Stamm verschlungenen Bäumen, von denen der Eine die Wurzeln in den Boden, der Andere, er selbst, die Blüthen in die Lüfte trieb, beide von Einem Mark genährt. Friedrich muntert in dem seinen den Bruder auf, sich der Schwermuth und dem Verzagen zu entreißen, und muthigt vereint mit ihm den Kampf für ihres Volkes Ruhm zu bestehen. Das persönliche Verhältniß der Brüder war stets, selbst bei theilweise verschiedenen Ansichten, ungetrübt. August verwahrte sich (1828) auf das Bestimmteste gegen das Gerücht, daß auch Er das Glaubensbekenntniß seines Bruders theile; Friedrich nahm ihm diese Erklärung nicht im Geringsten übel; beide liebten und achteten sich gegenseitig.

An Reinheit, Klarheit, Besonnenheit und sanftem Flusse der Prosa, bei reichem Gehalte und vielseitiger Bildung bleibt Friedrich Schlegel für immer, vor Allem aber für unsere Zeit, unter den ersten Mustern unserer Sprache stehen. Wann hätte es mehr Noth gethan, als eben jetzt, in den Tagen krankhafter Aufregung, flüchtiger Oberflächlichkeit, leidenschaftlicher Zerrissenheit, überreizter Abspannung, wieder einmal ein solches Muster vor sich zu nehmen, — sich zu erinnern, daß es eine Form, ein Maaß und eine Schönheit gibt? Schlegel hat diese verworrene Richtung der Literatur gut gekannt und ihr mit prophetischem Blicke vorangesehen. Aber er hat deßhalb die Kunst nicht verloren gegeben. „Die Kunst ist deßhalb nicht verloren weil der große Haufe aller Derer, die nicht sowohl roh, als verkehrt, die mehr mißgebildet als ungebildet sind, ihre Einbildungskraft von Allem, was nur neu oder seltsam ist, willig anregen lassen, um nur die unendliche Leerheit ihres Gemüthes mit irgend etwas anzufüllen, und um der unleidlichen Länge ihres Daseins wenigstens auf einige Augenblicke zu entfliehen. Der Name der Kunst wird entweiht, wenn man das Poesie nennt: mit abenteuerlichen oder kindischen Bildern spielen, um schlaffe Begierden zu stacheln, stumpfe Sinne zu kitzeln, rohen Lüsten zu schmeicheln. Viele der vortrefflichsten Werke der neuen Poesie sind ganz offenbar Darstellungen des Häßlichen. Die Philosophie verliert sich in das Dichterisch-Unbestimmte, und die Poesie neigt sich zu einer grüblerischen Tiefe; die Geschichte wird als Dichtung, diese wiederum als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig

ihre Bestimmung: eine lyrische Stimmung wird Gegenstand eines Drama, und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt. Die hervorbringende Kraft ist rastlos und unstät, die allgemeine Empfänglichkeit ist immer gleich unersättlich und gleich unbefriedigt. Die Karikatur des Kunstsinnes, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem neuen Abgotte. Jede neue, glänzende Erscheinung erregt die Zuversicht: jetzt sei das Ziel erreicht, der Maaßstab alles Kunstwerthes gefunden. Nur daß der nächste Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern Gewordenen den Abgott zerschlagen, und in neuem, erkünsteltem Rausche einen andern an seine Stelle setzen, dessen Vergötterung auch nicht länger dauert! Die deutsche Poesie stellt ein vollständiges geographisches Naturalien-Kabinet aller National-Charaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der deutsche, sagt man, fehle. Im Grunde völlig gleichgiltig gegen alle Form, nur voll unersättlichen Durstes nach Stoff, verlangt auch das feinere Publikum nichts, als das Interesse einer charakteristischen Eigenthümlichkeit oder den Effect der Leidenschaft. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur stark und neu ist! Aber umsonst führt man aus allen Zonen den reichsten Ueberfluß solcher materiellen Reize zusammen. Das Faß der Danaiden bleibt ewig leer. Durch jeden Genuß werden die Begierden heftiger, und die Hoffnung einer endlichen Befriedigung entfernt sich immer weiter.“ (V. 22.) Wie richtig, wie wahr — wahrer als zu der Zeit, da sie geschrieben wurden — sind diese Bemerkungen! Sind auch die Hoffnungen, die Schlegel, der deßhalb die Kunst nicht

verloren gab, an demselben Orte dennoch aussprach, erfüllt worden? hat das erneute Studium des Alterthums, hat die Symbolik eines philosophirenden Romanticismus, hat die religiöse und vaterländische Begeisterung uns jenes verlorene Paradies des Schönen wiedergebracht? Die Geschichte erläßt uns die Antwort. Aber das Bedürfniß der Poesie und mit ihm die schöpferischen Versuche des Genius werden nie von der Erde verschwinden. Es wird eine Zeit kommen, wo man die Dichtkunst wieder suchen, finden und erkennen wird; und dann werden auch die Verdienste ihrer Erwecker unter uns, unter welchen Schlegel's Name glänzt, befreit von den Schlacken vergänglicher Verhältnisse und zeitlicher Hemmungen, rein und dauernd, ein unveräußerliches Eigenthum unsres Volkes bleiben!

Johann Mayrhofer.

Ich kam zu früh, ich kam zu spät,
So ward mein Leben auch verweht.

Die Betrachtung der Eigenthümlichkeit bedeutender Menschen bleibt immer die interessanteste, die fruchtbarste, die würdigste Beschäftigung. Ich wenigstens weiß keine höhere Aufgabe als: das Große begreifen zu lernen. Hervorbringen können Wenige; zum Verstehen kann sich Jeder bilden; und insofern diese letztere Aufgabe die allgemeinere ist, ist sie die höhere, die von der Natur für's Ganze intentionirte. Die Produktionskraft, in der geistigen, wie

in der leiblichen Natur, im Einzelnen, wie in Zeiten und Völkern, gehört nur dem Blütenalter an und verliert sich mit der Zeit bei den Begabtesten selbst in eine allgemeine Bildung. Gesellt sich zu dieser Aufgabe nun ein literarisches, verbindet sich damit ein vaterländisches Interesse (nicht wegen des Zufalls der Geburt, sondern in einem tieferen charakteristischen Sinne), so wird sie wichtig für die Welt. Sie wird zur Pflicht, wenn wir hoffen dürfen, durch unser Bestreben einer noch zu wenig gekannten, großen Erscheinung zu mehrerer Geltung zu verhelfen, und indem wir eine uns ewig theure Urne bekränzen, zugleich der Pietät der Freundschaft und der höheren gegen die geistige Menschheit ein Opfer zu bringen. Es kommt nur darauf an, daß der Leser einer gleichen Pietät fähig sei, — daß er ausruhend von den Aufregungen, welche Theater und die Lektüre der bewegten Tagesliteratur in ihm hervorbrachten, sich in die Stimmung setze, an der ernsten stillen Betrachtung einer innern Entfaltung Theil zu nehmen. Denn die folgenden Blätter enthalten weniger eine Geschichte als eine Darstellung; schildern weniger ein Leben als eine Denkweise. Das Leben bedeutender Menschen unserer Zeit, zumal der Dichter, ist, wie die Zeit selbst mehr innerlich — wenigstens in so fern es bedeutend ist. Bei Unproductiven reicht es oft hin, zu wissen, welche Bücher, wann und in welcher Folge sie dieselben gelesen, und man weiß ihre innere Geschichte. Bei unserem Freunde reicht es nicht hin. Allein seine Gesinnung bleibt die Hauptsache. Rücksichten, die ich mir selbst auflege, die mir die Verhältnisse gebieten, machen es zur Pflicht, bei dieser

Hauptsache zu bleiben. Und wenn sie auch nicht wären, wenn ich auch die Fabel des äußern Daseins abspinnen könnte, — ich wollte nicht. Der Aeußerlichkeiten, des Geklatsches hat unsere Zeit ohnehin genug. Und ist die Gesinnung nicht das eigentliche Leben des Menschen; mag man lernen, sich auch an ihr wieder einmal zu erbauen! Jünglinge, ja Knaben (seien sie's den Jahren oder dem inneren Lebensgehalte nach), spielen Rollen in der Komödie die wir „moderne Literatur" nennen; mag man sich auch einmal das Bild eines Mannes vorhalten lassen. Wenn eines unserer Zeit Noth thut, so ist es Das.

Lange Vorreden und Eingänge thun ihr nicht Noth. Was wird jetzt nicht Alles bevorwortet! Man kann blos durch's Bevorworten ein berühmter Schriftsteller werden. Und doch, ich habe noch etwas zu sagen: Unsere Zeit hört allmälig auf, nur stets das Berühmte für das Bedeutende zu halten. Man hat die zweideutigen Bedingungen des öffentlichen Beifalls kennen gelernt, und eine edlere Kritik ist allenthalben bemüht, das Verborgene und Aechte an's Licht zu ziehen. Und noch Eins: Die Forderung, man solle auch das Vortreffliche ohne Vorliebe und unparteiisch beurtheilen, ist ganz thöricht. Es kann nur von der Vorliebe, von Enthusiasmus, verstanden werden.

Mayrhofer war am 3. November des J. 1787 zu Steier im Traunkreise des Landes ob der Enns geboren. Aus demselben Füllhorn, welches jenes herrliche Land mit allen Reizen der Natur überschüttet hat, fielen auch die Blumen auf seine Wiege, die sein Leben schmückten. Dies ist keine Metapher. Das Gefühl für die Schönheit der

Welt war seine eigentliche Muse, die ihn auf dem dunklen Lebenswege geleitete; seine erste Erinnerung, und die ihm am längsten treu geblieben ist. Frühzeitig hat er die Gymnasialstudien in Linz mit ganz vorzüglichem Erfolge vollendet, so daß er in jedem Jahre mit Prämien bedacht ward. Es gibt ausgezeichnete Geister, deren erste Studienjahre wenig versprachen. Unserem Freunde war es eigen, immer mit redlicher Strenge das von sich zu fordern, was die Gegenwart gebot. Und so vollendete er die philosophischen Studien im Lyceum zu Linz eben so glücklich, wobei ihm die Gabe eines treuen Gedächtnisses zu statten kam. Sein Vater hatte ihn zur Theologie bestimmt. Er studirte diese als Kleriker des Stiftes St. Florian durch drei Jahre, ebenfalls mit Auszeichnung und erwarb sich dabei jene gründliche Kenntniß der alten Sprachen, die ihn in späteren Bestrebungen so sehr förderte. Nachdem er in jenem Kloster das Noviziat abgelegt, bestimmte ihn eine richtige Schätzung der Art, Größe und Richtung seiner Kräfte zu dem Wunsche, die Verhältnisse des weltlichen Lebens kennen lernen, und dem ihm so werthen Vaterlande die Dienste eines Staatsbürgers leisten zu dürfen; und er ließ es sich nicht gereuen, mit der ihm eigenen eisernen Beharrlichkeit nun erst in Wien die juridischen Studien zu beginnen, und wieder mit glänzendem Erfolg zu vollenden.

Hier in Wien nun war es, wo sein Streben eine entschiedene und entscheidende Richtung, seine poetische Produktionskraft lebendige Impulse und seine Ausbildung Gestalt und Abschluß gewann. Bisher war seine Tendenz,

wie es bei einsamen Autodidakten, zumal wenn sie auf dem Lande leben, meist der Fall ist, fast ausschließlich nach Innen gewendet, und es fehlte eben nur eine bedeutende reiche Außenwelt, wenn dieser kräftige Geist sich nicht einseitig in sich verschließen und wie die Fichte auf dem höchsten einsamen Alpengipfel verkümmern sollte. Ein solches belebendes und zugleich begränzendes Außen ward ihm nun in der bewegten Residenz und wirkte in Verbindung mit dem ihm inwohnenden Ernste und sittlichem Gehalte das Erfreulichste. Indem sich der Jüngling gleichstrebenden, fröhlichen, hofnungsvollen, mannigfach begabten Freunden gesellig anschloß, entwickelte sich eine Seite seines Wesens, welche, wiewohl völlig national, doch in der romantischen Heimat, bei einer Art jugendlichen Einsiedlerthums, nie recht herausgetreten war, eine gemüthliche, frohe Laune von der besten kernhaftesten Qualität. Sie war ein Element in der Komplexion dieser ernsten tüchtigen Natur und ist auch später nicht ganz von ihm gewichen, wenn sie sich gleich allmälig mehr verbarg und jenen minder schuldlosen Charakter annahm, den er selbst als kaustisch zu bezeichnen pflegte. Ward aber der Witz in ihm seltener, so wirkte er, wo er hervorbrach, nur um so schlagender, — ich möchte sagen rührend. Es findet sich in seinem Nachlasse ein Gedicht „Mephistopheles" überschrieben, welches diese gemüthliche Bitterkeit, die nicht zu bezeichnen ist, vollkommen ausdrückt. Es ist die Stimmung, die einen durchaus guten, innigen, gescheidten Menschen befällt, der gerne mit andern des Lebens froh werden möchte, — wenn er zusehen muß, wie sie sich das Leben verderben und ihm dazu.

Für solche Stimmungen erfand er sich eine Dichtungsform, die er „Sermone“ nannte, und worin er, ein Prediger in der Wüste, weniger human als Horaz, seine Galle über das ausließ, was an uns gemein und für ihn verletzend war. Denn so derb sein Charakter auf der einen Seite, so sittlich zart bis zum Krankhaften war sein Gemüth auf der andern. Ich weiß nicht, ob er damals mit W. F. Meyern (dem Verfasser von Dya-Na-Sore) persönlich bekannt ward, aber in dem eben erwähnten Zuge hatte er mit diesem merkwürdigen Manne eine auffallende Aehnlichkeit, wie denn Meyern unter jene Erscheinungen gehört, die auf unsern Freund am bleibendsten gewirkt haben. Manches deutet auf eine nähere Verbindung, als durch Lektüre. Der uns allen rühmlichst bekannte ehemalige Hofopernsänger Vogel gehörte zu den Freunden Meyerns und zugleich zu denen Mayrhofer's, und den Brief Meyern's, welchen ich in der neuen Auflage von Dya-Na-Sore (Wien bei Klang 1840 1. Band) mittheilte, erhielt ich aus den Händen Mayrhofers, der ihn sehr hoch hielt. Dem sei wie ihm wolle; eine tiefe, innere Verwandtschaft waltete zwischen Beiden; Beide machten an die Welt und an sich selbst übertriebene Anforderungen; Beide waren gleich rechtlich und gleich hypochondrisch, — nur mein Freund wußte sich mehr objektiv zu machen und mit der Welt durch poetische Gestaltung fertig zu werden. Es ist die Handhabe, an welcher man sie am besten faßt und er hatte diesen Kunstgriff, nebst dem Triebe des angebornen Talentes, vorzüglich dem Einflusse Goethes zu verdanken, der ihm eben auch in jener Epoche zum größten

Heile gedieh. Man kann sich gar keine glücklichere Verbindung, kein fruchtbareres Gleichgewicht denken, als die Mischung der in Mayrhofer liegenden und der von Goethe ausgehenden Elemente hervorrufen mußte. Es ist wie die Harmonie von Innen und Außen, von Kraft und Schönheit, von Streben und Ruhe. Auch war diese Einwirkung Goethe's tief und dauernd und prägte sich besonders in Mayrhofer's Gedichten, mitunter bis zum Scheine der Nachahmung aus. Er lebte noch jene Zeit mit, in welcher Werke von Goethe erschienen und auf das begierige Publicum wirkten. Die Nachgebornen, welche Goethe's Werke nur wie eine todte Sprache studiren, haben keine Vorstellung von jener Epoche und erfahren von ihnen auch jene lebendige Einwirkung nicht mehr, welche die früheren so sehr gefördert hat. Besonders war Mayrhofer durch Pandora, die Wahlverwandtschaften, den Divan und später die Wanderjahre angeregt. Es findet sich auch in einer hinterlassenen Notiz, daß er an Goethe geschrieben; von einer Abschrift des Briefes aber, wie von einer Antwort ist keine Spur. Es ist jedoch zum Verständnisse wichtig, daß ihm Goethe gerade damals Alles ward, als die Welt sich vom Dichter wandte. Der allbewunderte Goethe war es weniger, der ihn interessirte, als der nicht mehr verstandene. Die erhöhten und geläuterten Ansichten, zu welchen der weise Dichter erst nach mancher Lebensfahrt, vorzüglich durch seine naturwissenschaftlichen Bemühungen gelangt war, — diese waren es, die unsern Freund im Innersten trafen und mit dem Lichte zusammenflossen, das die Betrachtung des Lebens

in ihm bereits entzündet hatte und hier war es auch, wo wir uns besonders begegneten; denn wir beide schätzten das Leben blos nach den Ergebnissen, die sich ihm abgewinnen ließen — und wenn ich Mayrhofer mit Einem Ausdrucke schildern müßte, so würde ich sagen: er war von allen mir bekannten Menschen derjenige, dem das Leben die größten Resultate gebracht hat. — Ward ihm Goethe auf diesem Wege nützlich, so ward dagegen Herder sein eigentlicher Vater und Bruder im Geiste. Diese Art, Alles im Großen und Ganzen anzuschauen, Geschichte als Naturforschung und diese geschichtlich zu behandeln, geflügelte Worte der Ahnung auszusprechen und zuletzt alle Elemente des Weltlebens in einem Glauben, in einer Religion, versöhnend zu einigen, — was konnte einem Naturelle, wie das unseres Freundes gemäßer sein? — Wenn ich nun noch Feßler nenne, dessen ahnungsvolle Betrachtungen über Musik, Weiblichkeit, ethische und religiöse Symbolik in den „Rückblicken auf eine siebenzigjährige Pilgerschaft" wohl geeignet waren, den eigenen Ansichten Mayrhofers einen verklärenden Nimbus zu verleihen, so habe ich so ziemlich Alles aufgeführt, was in der ersten Bildungsperiode entschieden auf Mayrhofer einwirkte. Im Zuge der letzt erwähnten Denkreihen gelangte er denn bis zu den fabelhaften Büchern, die dem dreimal großen Hermes zugeschrieben werden, über deren Inhalt wir manches abenteuerliche Gespräch führten. — Unter den persönlichen Bekanntschaften, welche sein Aufenthalt in Wien damals herbeiführte, ward ihm besonders im Jahre 1812 die des braven Theodor Körner lieb,

so kurz sie währte; denn Körner kam im Jahre 1811 nach Wien, und schied im Jahre 1813, um noch in demselben Jahre den Heldentod zu sterben. Mayrhofer hat diese kurze, aber innige Verbindung, diesen schmerzlich-erhebenden Verlust in mehreren bedeutenden Gedichten besungen.

Allein im Jahre 1814 war es, wo sich ein Verhältniß bildete, welches im Leben unseres Freundes den Mittelpunkt ausmachte, welches mehr als alle andern den Dichter in ihm zu der ihm möglichen Reife brachte und welches nicht nur im Leben Mayrhofers, sondern man darf wohl sagen überhaupt, einzig und unvergleichbar dasteht.

Ich lasse ihn selbst sprechen: „Mein Verhältniß mit Franz Schubert, — schrieb er in einem Tagebuchaufsatze, den er später zum Theil in Hormayr's Archiv veröffentlichte, — wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund mein Gedicht „am See" zur Komposition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert das Zimmer, welches wir fünf Jahre später gemeinsam bewohnen sollten. Es war in einer düstern Gasse. Haus und Gemach haben die Macht der Zeit gefühlt, die Decke ziemlich gesenkt, das Licht von einem großen, gegenüber stehenden Gebäude beschränkt, ein überspieltes Klavier, eine schmale Bücherstelle: so war der Raum beschaffen, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht mehr entschwinden wird." — Ich habe diese Worte absichtlich angeführt, weil sie zugleich ein Beispiel von jener treuen Auffassung und Festhaltung der Zustände geben, welche Mayrhofern so

eigen war, und welche ja eigentlich den Dichter macht. „Gleichwie der Frühling die Erde erschüttert — fährt Mayrhofer fort, — um ihr Grün, Blüten und milde Lüfte zu spenden, so erschüttert und beschenkt den Menschen das Gewahrwerden seiner produktiven Kraft; denn nun gilt Göethes:

Weit hoch, herrlich der Blick,
Rings in's Leben hinein,
Von Gebirg zu Gebirg,
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll!

Dieses Grundgefühl und die Liebe für Dichtung und Tonkunst machte unser Verhältniß inniger; ich dichtete, er komponirte, was ich gedichtet und wovon Vieles seinen Melodien Entstehung, Fortbildung und Verbreitung verdankt." „So weit jener Aufsatz; aus dem Manuscripte theile ich das weitere mit. „Gehülfe — heißt es daselbst — in der Schule, die sein Vater in einer entlegenen Vorstadt hielt, hatte Schubert in einer engen Stube ein elendes Klavier stehen. Wie oft hab' ich ihn da aufgesucht! mit welcher Empfindung betrat ich im November 1829, am Tage, da das Requiem für den Verewigten gehalten ward, wieder dieses Haus. Der Strom der Verhältnisse und der Gesellschaft, Krankheit und geänderte Anschauung des Lebens hatten uns später auseinander gehalten; aber was einmal war, ließ sich sein Recht nicht nehmen. Oft hatte ich Schubert's würdigen Vater über das Fortkommen des Sohnes zu trösten, und ich wagte es zu prophezeihen, daß Franz gewiß durchdringen,

ja, daß eine spätere Welt ihm den Antheil nachtragen würde, der ihm anfangs nur langsam ward. Während unseres Zusammenwohnens konnte es nicht fehlen, daß Eigenheiten sich kund gaben; nun waren wir jeder in dieser Beziehung reichlich bedacht, und die Folgen blieben nicht aus. Wir neckten einander auf mancherlei Art und wendeten unsere Kanten zur Erheiterung und zum Behagen einander zu. Seine frohe, gemüthliche Sinnlichkeit und mein in sich geschlossenes Wesen traten schärfer hervor und gaben Anlaß, uns mit entsprechenden Namen zu bezeichnen, als spielten wir bestimmte Rollen. Es war leider meine eigene, die ich spielte." — Ich habe hier den Geschilderten sich selbst schildern lassen, weil ich das Verhältniß so wie den Uebergang zur zweiten traurigen Hälfte von Mayrhofers innerem Leben nicht wahrer zu geben wüßte. Jenes Verhältniß, wie es der Zenith seines Lebens war, ist überhaupt einzig und wird kaum wiederkehren, wie es noch nie da war. Denn Zelter war kein Schubert, und Goethe war über seine lyrische Periode zu der Zeit, auf die ich anspiele, hinaus. Und doch, nur durch ein solches Zusammentreffen entsteht das ächte Lied. Denn wie man vom Dramatiker mit Recht fordert, daß ihm bei Behandlung seines Stoffes ein Publicum vorschwebe, dem dieser Stoff zur Gegenwart werden muß, so legt der Lyriker seinem Gedichte schon die Melodie in's Herz, die der Tonsetzer demselben nur entlockt. So war es hier, und es ist merkwürdig, daß Mayrhofer selbst sagt, sein herrliches Gedicht „Memnon" „kläre sich erst durch Schubert's Töne." Auch zu größerm Versuchen ward

unser Dichter durch das gemeinsame Streben veranlaßt. Er verfaßte zwei Opern, wovon Schubert die eine: „die Freunde in Salamanka" in zwei Akten komponirte, die andere „Adrast" sich im Nachlasse des Dichters findet. Der Gehalt dieses Textes zeigt, daß man in jeder Form den Kern des tiefsten eigenen Daseins zu geben im Stande sei; die Behandlung ist skizzenhaft und unreif; der musikalischen Bearbeitung widerstrebt der Zeitgeschmack, welchen das Einfach-Große, wie es im Sinne der Antike hier bezweckt werden mußte, nicht zusagt. Wie ich ihm in diesen Zeilen, so setzte Mayrhofer seinem Freunde in den erwähnten Blättern (1829) ein Denkmal der Erinnerung, welches er mit den Worten abschließt: „Mir war und bleibt Schubert ein Genius, der mich mit angemessenen Melodien durch's Leben, bewegt und ruhig, räthselhaft und wechselnd, verworren und leicht wie es ist, treulich geleitet." Und ich, indem ich die schönen Worte mit Wahrheit auf das Verhältniß der Gedichte Mayrhofers zu mir beziehe, schließe mit ihnen, nicht ohne Rührung, die Darstellung dieses Verhältnisses.

Denn von nun an, wie sich auch die äußern Zustände gestalten mochten, wird es dunkler in der Geschichte jenes Inneren, das ich ja eigentlich nur vor Augen habe. Anfangs hatte die Verbindung mit Schubert und der beide umgebenden geselligen Kreise das Rauhe in Mayrhofers Wesen gerundet und die holde Blüte der Dichkunst in ihm gezeitigt. Aber es blieb nicht so. Zarte Naturen mögen sich, einem neuen, geistigen Klima gemäß, allgemach umgestalten; kräftige kehren, je heterogener ihre

Umgebung ist, nur um so schärfer ihr Eigenstes heraus. Sie bilden sich, recht eigentlich durch den Widerspruch, zu dem aus, was ursprünglich in sie als Keim gelegt ist. Und so erging es auch diesem edlen Geiste, dessen Härte in der Milde der Geselligkeit, dessen herber Ernst in ihrem Frohsinn, sich erst recht klar ward. Er konnte, wie er von sich selbst sagte, „zerbrochen aber nicht verwandelt werden." Er zerbrach, und gar Vieles wirkte zusammen, ehe die traurige Katastrophe eintrat. Die erwähnte, nach dem Gesetze des Kontrastes vor sich gehende, innere Entfaltung ward durch eine körperliche Disposition zu jenen komplizirten, das Leben verbitternden Qualen, unterstützt, welche unter dem Namen Hypochondrie mehr als die Hälfte des menschlichen Geschlechtes peinigen, und im Grunde unserer Zeit ihre Farbe leihen. Sie hatten bei ihm ihre Wurzel in der gestörten Funktion des Gangliensystems und steigerten sich mit den Jahren nur immer mehr; zumal als durch innern Zwiespalt der Trieb zu müssigem Meditiren unterhalten und durch äußere Berufspflicht die sitzende Lebensart geboten ward, und jene Ausflüge durch die romantische Gebirgswelt der Heimath seltener statt finden konnten, von welchen er nie zurückkam, ohne neue Nerven, neue Hoffnungen und neue Gedichte mitzubringen. Zu allem dem kam noch eine unglückliche Neigung; — und wie hätte die Liebe im Leben des Dichters fehlen sollen? wie hätte sie im Leben dieses Dichters anders erscheinen können, als in der Gestalt des Schmerzes? Und so geht sie denn auch verhüllt und mit räthselhaftem Zauber, durch seine Gesänge. Der Tod eines theuren Mitgliedes der Familie

zu Pesth 1819 gesellte sich zu so vielen schmerzlichen Eindrücken und warum sollte man nicht auch den Mangel der Anerkennung dazu rechnen dürfen, als er die Blüten seiner stillen, innern Pflanzung einer stumpfen, gleichgiltigen Tageswelt darbot? Es entstand eine ängstliche Scheu vor der Veröffentlichung in ihm, die endlich, mit so vielen andern in sich verhaltenen gährenden Gefühlen bis zum Krankhaften wuchs. Das Motto aus seinen hinterlassenen Blättern, das ich diesen über ihn vorsetzte, bezeichnet ganz die Stellung, in der er sich empfand, und die Stimmung, die daraus hervor ging. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er der Welt, die ihn umgab, im Geiste vorausgeeilt sei, — oder daß er lieber in einer größer gesinnten, thatkräftigen Vorwelt hätte geboren werden sollen. Doch ich will mir nicht vorgreifen. Dieß Eine ist mir gewiß: wenn irgend in der Welt, so war in diesem Leben etwas Dämonisches. Nicht jene Fratze, mit welcher moderne Poeten zur Kurzweil ihrer Damen spielen; es war der ungeheure Abgrund, der zwischen Ideal und Leben liegt, und der in Mayrhofers merkwürdigsten Gedichten, wie ein dunkles Schreckniß in der Tiefe lauert.

In den Jahren 1817 und 1818 verband sich Mayrhofer mit seinen Freunden, die mehr oder minder begabt sämmtlich von jugendlich edlem Streben durchdrungen waren, zur Herausgabe einer Zeitschrift, von welcher sie Förderung ächt menschlichen und zugleich vaterländischen Sinnes bei den Jüngeren erwarteten. Unter dem Titel: „Beiträge zur Bildung für Jünglinge" erschienen (bei H ä r t e r) zwei Bände. Ob etwas und was dadurch gewirkt ward, weiß

ich nicht; aber das weiß ich, daß selten eine Jugendschrift das Tageslicht erblickte, welche so durch und durch ein wahrhafter, ein bildender Geist belebt. Die schönsten Talente, Mayrhofer, von Spaun, Kenner, Ottenwalt, Kreil u. a. vereinten sich in der edelsten Richtung. Die Gefühle, welche in der ewig denkwürdigen Kriegs-Epoche, die wir mitlebten, jeden Deutschen ergriffen, hatten sich zumeist unseres Freundes bemächtigt. Patriotischer Sinn, der sich mit den Idealen der Humanität und Weltbeglückung, mit dem Glauben an die in Geschichte und Natur sich offenbarende Vorsehung verband, sammelten ihre Strahlen zu dem letzten Gestirne, das von nun an seine inneren Pfade erleuchtete. Das Studium der Alten, welches überhaupt die Grundlage seiner Bildung, wie der Bildung Aller, die groß geworden sind, ausmachte, war solchen Bestrebungen günstig. Sie hatten auch nichts Trübes, so lange sie sich in jene Welt münden konnten. Von einer versuchten Uebersetzung Herodots, der ihm besonders symbolisch ward, finden sich Fragmente. An Horaz übte er sich auch, aber die Stoiker blieben ihm besonders Vorbild. Jemehr sich jedoch ähnliche Anschauungen der Gegenwart zuwendeten, desto mehr waren sie geeignet, den Flor, der sich um den Horizont seiner Seele legte, nur dichter zu verweben. Es war gut, daß auch hier die geschichtliche Tendenz eine Ableitung im Studium der österreichischen Geschichte fand, in welche sich Mayrhofer eine Zeitlang mit Emsigkeit versenkte. Er nahm in diesem Sinne thätig an den österreichischen Jahrbüchern und an Hormayr's Archiv Theil. Es gibt nichts Hö-

heres, als das Interesse an den Angelegenheiten der Menschen im Ganzen. Wenn Jemand sagt: was kümmert mich Geschichte und Staatenwesen! so ist er noch nicht auf der Stufe der mündigen Menschheit. Auch gibt es kein besseres Mittel gegen den Egoismus der Milzsucht, als die Weltanschauung im Großen und in diesem Sinne suchte sie auch unser Freund, und sie ward ihm Balsam. Aber es gibt auch nichts Kleinlicheres und Verderblicheres als das politische Kannegießern, die ärmliche Liebhaberei des Dünkels und der Unwissenheit. Wie will der Spießbürger zwischen seinen Pfählen das Weltregiment beurtheilen? Wer in die Zeiten schaut, wird diese höchsten Angelegenheiten am wenigsten mit Leichtsinn behandeln. Sie sind eher geeignet, schmerzlich zu stimmen, und dieß hat sich leider! an ihm, den ich so tief bedauere, nur zu sehr bewährt. Einer solchen Stimmung mußte besonders Salvandy's zarte, hohe Denkart und Reinheit zusagen, welchen Schriftsteller ich durch ihn kennen lernte. Aber allen diesen innerlichen Wirren wußte der tüchtige Mann einen kräftigen Damm entgegen zu stellen: angestrengte Berufsthätigkeit. Er ward angestellt und übte als k. k. niederösterreichischer Regierungskoncipist und Bücherrevisor, seine Pflicht mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Ja, man darf wohl sagen: den Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, den er nur in frühern glücklichen Momenten durch Dichtung auszusöhnen fähig war, suchte er, dem höchsten Begriffe gemäß, zu dem der Mensch gelangen kann, durch eine fast grillenhafte Pflichterfüllung zu vernichten.

Seine eigentliche Erholung aber, sein Genuß, bei einer höchst einfachen Lebensweise, waren die Ausflüge in seine Heimat. Ich theile ein Blättchen mit, wie er sie bei solchen Anläßen zu seiner Erinnerung seinem Tagebuche einschaltete.

„Salzburg. Die hiesigen Gebirgsgegenden sind großartiger, milder und bisweilen fruchtbarer, als die unseren. In der Umgegend der Stadt gleicht das Land einem bezaubernden Parke, durch den die reizende Salza strömt und in welchem sich riesenhafte Berge heben. Ein smaragdenes Grün, wie man es selten gewahrt, schmückt den Boden; schöne Landhäuser, erzbischöfliche Schlösser beleben die Ansicht. Die Stadt, voll hoher in italienischer Weise gebauter Häuser, mit einem herrlichen Dom und manchen Prachtpalästen. Der männliche Menschenschlag mehr nach dem Typus des angränzenden Baiern; die Weiber auffallend schön gewachsen, aber, wie im Gebirge oft, durch schlechte Zähne entstellt. Der Wuchs steigert sich bei den Weibern in Gastein bis zum Riesenhaften; dazu kommen hohe Hüte, die vorwärts hängen und mit einer Nadel gehalten sind, so daß man besorgen muß, sie möchten in den Teller fallen, auf dem man eben speist.

Den 10. März 1828. Das gut genährte Hornvieh ist von glänzend brauner Farbe mit weißen Hörnern. Baumgartenberg. Der Wanderer zündet seine Pfeife an und besteigt, ein Buch in der Tasche, den Ulrichsberg, an dessen Fuße das Kloster liegt. Er läßt die entzückten Blicke herumschweifen: Urbing mit seinem Thurme, das stattliche Wallee; Donau, Wiesengrün, gelbgraue Korn-

felder, stille Wäldchen und als letzte Begränzung lichtblaue Gebirgsketten, entfesseln und befriedigen Herz und Auge. Dieses aber kehrt zu dem Kloster zurück, wo eine theure Familie lebt, und der Geist überdenkt die Schicksale dieses weitläufigen Gebäudes. Otto, Herr von Machland, stiftete um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Klöster Baumgartenberg und Waldhausen aus seinen großen in Machland zerstreuten Besitzungen. Er war kinderlos, wurde in Baumgartenberg Mönch und starb hier. Sein Grabstein ist noch zu sehen. Des Klosters Name deutet auf frühe Obstkultur. Im März 1784 ward das Cisterzienserkloster aufgehoben und 1785 zu einem Straf- und Arbeitshause verwendet; mit dem Jahre 1812 hörte auch diese Bestimmung auf. Nun erquickt man sich im Gastzimmer, in welches sich die traurigen Räume verwandelten. Der Wanderer tritt den Rückweg an. Die letzten Gluten der Abendröthe malen die stille Landschaft und verklären das Schloß Wallee; die Röthe erlischt und Hesper beginnt zu funkeln. Die Glocke von Mitterkirchen tönt in feierlichem Takte, die Landleute haben sich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und dort oder da schlägt ein wachsamer Hund an."

Von dieser Art waren die Gedächtnißbilder, die er seiner Seele vorhielt. Er suchte das Aeußere aufzufassen, nicht Träume an dessen Stelle zu setzen. Selbst Lieder in ob der ennsischer Mundart versuchte er, von denen ein kräftig frohes übrig ist. *)

*) Abgedruckt im „Album aus Oesterreich ob der Enns." Linz bei Fink 1843.

Im Jahre 1824 gab er auf Anrathen und Dringen seiner Freunde, bei Volke das Bändchen seiner Gedichte heraus. Der geringe Anklang, den diese lebensvolle Blätter fanden, ist leicht zu erklären. Sie erschienen auf dem wenig empfehlenden Subskriptionswege; der Dichter gehörte keiner literarischen Koterie an; die Recensenten waren ihm nicht gewachsen, der Antheil an der Lyrik, zumal der österreichischen, war damals gering und endlich war Niemand zur Selbstredaktion so wenig geeignet, wie mein Freund. Er sah sich als Organ einer poetischen Macht an, deren Offenbarungen er ohne Kritik annahm. „Es sind Trümmer“ sagte er, indem er auf seine Blätter wies — „ich muß in ihnen den Plan eines Tempels ehren, den ich nicht gemacht habe.“ Was für ihn die bedeutendste Reminiscenz enthielt, schien ihm am bedeutendsten. Und so enthält jenes Bändchen nicht das Beste, was er hervorgebracht.

Soll ich nun den Charakter seiner Lyrik entwickeln, so darf ich sagen: Indem ich ihn zu schildern bemüht war, habe ich seine Gedichte geschildert. Denn so wahr wie Mayrhofer sind nur wenige. Er gab sein Herz und seinen Glauben und war in diesem Sinne subjektiv. Manier hatte er keine, wenn man nicht die Kraft so nennen will, die er vor Andern besaß, möglichst vielen Gehalt in möglichst wenige Worte zu bringen. Man muß sich in seine Rythmen hineinleben; sie öffnen immer neue Schätze. Treues Auffassen der Natur, insofern sie dem Geiste Symbole liefert, macht seine besten Gedichte zu Tropen. Ruhige, versöhnende Weisheit, auf dem dunkeln

Grunde der Melancholie, waltet allenthalben. „Die Poesie, sagt er, soll ja versöhnen, nicht aufregen." Selbstbeschwichtigungen sind eigentlich seine Gedichte. Sinn für das Große, für Liebe und Natur durchwaltet sie, Reflexion herrscht vor; jene Reflexion, ohne welche ich nicht Dichter, nicht Mensch sein möchte. Ideale Richtung bei reeller Grundlage, Kraft, Tiefe und Klarheit, große Ergebnisse in gediegener Form, ein um den Gegenstand gleichsam gegossener Ausdruck mit seelenvollem Wohlklang. — das sind die wesentlichsten Eigenschaften jener Dichtungen. Wo finden sie sich zum zweitenmale so schön vereint? Mir stehen sie als Vorbild dessen da, was die Lyrik überhaupt sein sollte; denn habe ich nicht, indem ich diesen Dichter zeichnete, das Ideal des lyrischen Dichters überhaupt entworfen? Man warf ihm vor, er habe zu sehr den Standpunkt eines Eremiten festgehalten, abgeschlossen von der Welt; ich weiß für den lyrischen Dichter keinen besseren; es ist die Vogelperspektive, aus der er dem wüsten Getriebe ruhig aus seinem klaren Himmel zusieht!

Aber immer weniger regte es ihn zur dichterischen Produktion an. Diese war ihm ohnehin, bei der Skrupulosität, mit der er verfuhr, keineswegs bequem; ich erinnere mich noch, wie er mir gleich Archimedes, mit seinem „Eureka" entgegenrief: „Endlich habe ich die zwei Endverse zu den Glücklichen (ein Stoff, den wir im Wettversuche behandelten) gefunden, an denen ich seit einer Woche kaue." — Er war mit allen Kräften bei der Produktion und fühlte sich darnach angegriffen und erschöpft. Dazu kam die erwähnte Aufopferung an's reale Leben,

die ihn der Muse für lange entfremdete. „Wer nichts Besseres kann, als Gedichte machen, pflegte er zu sagen, mag sich schlafen legen.“ Wenn äußere Impulse fehlten, — von Innen fühlte er kaum einen mehr, seit Schubert nicht mehr war. Bei seines Beethoven's Leichenfeier, bei Goethe's Tod erklangen seine lang verstummten Saiten noch einmal. Uhland's Gedichte regten ihn zur Produktion an; an Petrarka's lyrischem Schmelz suchte er übersetzend die vermeintliche eigene Härte zu mildern; aber das Uebersetzen gelang nicht, er war zu sehr Er selbst.

Im Jahre 1835 machte er noch einmal einen Ausflug nach Salzburg. Das Fuschler Bad sollte seine unterminirte Gesundheit herstellen, Gebirgsluft seine Seele erquicken. In Gastein lernte er Ladislaus Pyrker kennen, dessen humanes Entgegenkommen er dankbar rühmte. Gestärkt, erheitert, mit Hoffnungen und Vorsätzen gerüstet, kehrte er zurück. Wir fanden ihn mit froher Rührung, in einen Andern, in einen Frohen verwandelt. Selbst die Muse schien ihm noch einmal zu lächeln; er hatte den Plan zu einem epischen Gedichte gefaßt, in welchem er den Zustand der Ritter- und Priesterschaft im Mittelalter schildern, und wie er sagte, „einmal ganz Gegenstand“ sein wollte. Ein Fragment davon ist übrig voll Fleisch und Blut. *) So war ihm denn das Leben, in all seiner Schönheit, wiedergekehrt, — um für immer von ihm Abschied zu nehmen. Es war das letzte Aufflackern der sterbenden

*) Das Gedicht „der Vogelsteller.“

Flamme. Der alte Dämon dieses großen traurigen Lebens nahm wieder Besitz von dem Dasein, das ihm verfallen war, — und es ereignete sich, was man besser nicht ausspricht, was man vor dem eigenen Gedächtnisse lieber für ewig mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllen möchte. Mayrhofer starb am 5. Februar 1836 im 48. Lebensjahre. Er hinterließ eine trauernde Schwester — und eine heilige Wehmuth der Erinnerung in allen Jenen, die ihn verstanden haben.

Denn eine Zerstreuung suchende Geselligkeit knüpfte ihn, auch in der letzten Zeit noch, an den Kreis, der ihm mit Achtung und Herzlichkeit entgegenkam. Der würdige Vorsteher des Bücherrevisionsamtes, Hölzel, ein Kenner und Förderer jedes geistigen Strebens, ersetzte ihm durch sein Wohlwollen das Treiben der lauten Gesellschaft. Mit mir verband ihn die Gesinnung, wie ihn mit Schubert das Talent verbunden hatte. Uns hatte sich auf verschiedenen Lebenspfaden das Gleiche ergeben. Sogenannte Literatoren mied er. Der unbefangene, gesunde kräftig reine Mensch war ihm der liebste. Die Späße eines solchen, unwillkürlich witzigen Naturmenschen, der einer lustigen Abendgesellschaft manche Stunde würzte, trug er jeden Morgen darauf in sein Tagebuch ein; da stehen sie, neben Auszügen aus Young's Nachtgedanken und Herme's Trismegistos. Bei einer Pfeife Tabak, zumal im Grünen, bei einem geselligen Spiel, suchte der Gute mit sichtbarer Bemühung das Gefühl des Behagens zu tröstender Selbsttäuschung in sich hervorzubringen. Seine Haushaltung war höchst einfach. An Mäßigkeit und

Mangel an Bedürfnissen glich er einem Stoiker. Einige gute Bücher, eine Guitarre und seine Pfeife machten den Hausschmuck aus; ein Schläfchen nach Tische, ein Spaziergang, seine Genüsse. Einfach, bis zum Vernachläßigten, war sein Anzug. Seine Beschäftigungen kehrten geordnet und pünktlich Tag für Tag wieder. Seine Repräsentation hatte etwas Starres, wie es Einsamen eigen ist. Unbeugsamer Ernst wurde von grellem Lachen unterbrochen. Charakteristisch waren sein Gang und seine Handschrift; jener so entschieden fest, als ob ein Feldherr schritte, — diese in jedem Buchstaben einen Lanzenschaft darstellend. Sein Bau war gedrungen, mittelgroß, seine Gesichtszüge wenig bedeutend, eher gemein; nur der Mund verzog sich gerne zu einem bedeutenden, sarkastischen Lächeln; nur das Auge blitzte scharf und weitaus mit einem Adlerblick, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Stolz kannte er nur innerlich. Andere Menschen überschätzte er durchaus, wie es alle Guten, Hohen thun. Beifall war ihm gleichgiltig. Wer ihm über seine Gedichte Schönheiten sagte, beleidigte ihn wirklich. Bettina's Briefwechsel war das letzte Buch, das er las, das letzte Glück, dessen er theilhaftig wurde. Nichts glich dem Enthusiasmus, mit welchem er diese Erscheinung aufgriff. Sie war ein verklärender Spiegel für ihn. Er nahm das Buch mehr kontemplativ als historisch, und sah Resultate darin. Diese Anschauung war ja auch seine tiefste. Er faßte das Leben mit allen Kräften, und indem er in der Philosophie eine Einseitigkeit sah, da sich der Gedanke auch dessen bemächtigen will, schwebte ihm die Kunst als die Sonne alles menschlichen Strebens vor, in deren Anblick er sich versenkte.

Mich wird die Erinnerung an diesen ächten, würdigen Menschen nie verlassen. Sie stärkt mich bei der entmuthigenden Betrachtung des blinden Haufens, der sich, vom Winde der Mode getrieben, zum Feldgeschrei um die Standarte jener Lebens- und marklosen Idole sammelt, welche die Schüler, die sie gemacht haben, für Götter ausgeben. Wenn ich sein Bild gegen das so vieler dieser voreiligen Verkünder einer neuen Dichtkunst halte, so erscheint er mir als ein Mann gegen Knaben. Ein Mann aber ist es eben, der uns in unsern jetzigen literarischen Zuständen Noth thut. Mögen auch die Freunde wahrer Poesie das Gefühl für sie, das man fast zu verlernen in Gefahr ist, an diesen reinen Gebilden erneuen und befriedigen. Du aber edler, verklärter Geist, der Du nun jene Ruhe gefunden hast, nach welcher Du im Leben vergebens schmerzlich rangst, nimm diesen Zoll meines Deingedenkens in Dein ernstes Asyl hinüber! In der Vereinigung mit Dir ward mein Geist in seiner höchsten Richtung bekräftigt, in ihr ward ich inne: daß die Gemeinschaft mit den wahrhaft Guten der eigentliche, der höchste Segen ist, mit welchem die Gottheit segnet.

W. F. Meyern.

Le regard attaché à une etoile, qui seul dirigeait sa course ... Ne devons nous pas ainsi regarder, non à nos pieds, non autour de nous, mais plus haut?

Salvandy.

Ein Charakter, wie der Meyern's, ist nicht durch die Ereignisse, die ihn umgeben, wichtig, sondern durch sich selbst. Meyern's Gesinnung ist seine wahre Geschichte, Meyern's Schriften sind sein Leben. Es wäre am meisten in seinem Geiste, dieses Buch durch sich selbst wirken zu lassen, und nichts Biographisches vorauszuschicken, wie er ja selbst vor sein erstes, berühmt gewordenes Buch nicht einmal seinen Namen setzte. Ueber das Mißliche biographischer Schilderungen derer, die man nicht auf's Genaueste gekannt hat (und selbst der Freunde!) kann man sich nicht erschöpfender aussprechen, als Meyern selbst in dem vortrefflichen Briefe gethan hat, den wir an den Schluß seiner übrigen Briefe setzten. Alle diese Betrachtungen dictiren mir Geist und Form der folgenden Zeilen. Denn wie es die wahrste Liebe ist, sich nichts anzuschmeicheln, und aufzudringen, sondern sich zu nehmen und zu geben wie man ist, so ist es die schönste Pietät, im Geiste dessen zu sprechen, den man vertritt, und die Zwecke und Formen seines Lebens zu ehren, wie man den letzten Will- der Sterbenden ehrt. Ich will also von Meyern's Le-

nur das Wesentliche in großen Contouren umzeichnen, und mehr seine Briefe und Schriften, als mich, sprechen lassen. Die Quellen, aus denen der Wißbegierige ein genaueres Detail schöpfen kann, sind folgende; Neuer Nekrolog der Deutschen. 7ter Jahrg. 1829. 1. Thl. Zeitgenossen. 1829. 2ter Bd. 1stes Hft. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten. 1ster Bd. S. 304. Theod. Mundt, Dioskuren. 1ster Thl. und Zodiacus. Lewald's Europa. Der Vergnügling, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, II. Bd. — Aber selbst aus diesen Quellen geben wir für die Leser Meyern's, welche sie nicht aufsuchen, nur das Factische, Verläßliche und Uebereinstimmende, was geeignet ist, um sich ein bestimmtes und wahres Bild von dem Manne zu entwerfen, dessen höchster Grundsatz ja die Wahrheit gewesen ist. Die erwähnten Aufsätze sind von verschiedenen, geistreichen Verfassern; solche tragen unbewußt manches Eigene in ihre Darstellung fremder Geister; wie mir denn so mancher dort eingeflochtene Zug, aus innern und äußern Gründen, gar nicht authentisch scheint. Dieses Fremde nun auszuscheiden, scheint mir — besonders jetzt, wo es Mode wird, Details über wichtige und unwichtige Personen zu häufen — mehr Verdienst, als Neues hinzuzufügen. Was ich des Letztern hier mittheile ist theils Ergebniß der in meinen Händen befindlichen authentischen Papiere, theils höchst verläßlicher, aber sparsam benützter, mündlicher Auskunft von Freunden des Geschiedenen.

Wilhelm Friedrich von Meyern war in oder bei Ansbach in Franken im Jahr 1762 geboren. Sein Vater

war dort Rentbeamter oder Gutsbesitzer (vielleicht Beides), seine Mutter eine geborne Herbst. Ein an Leib und Seele mißgebildeter pedantischer Hofmeister vergällte ihm das Glück der Kindheit. Um so inniger mußte der freundliche Contrast auf ihn wirken, als er, zur höhern Erziehung, einem trefflichen Manne anvertraut wurde. Der Bruder des durch sein Werk über Schmetterlinge berühmten Professors Esper in Erlangen führte, als Landgeistlicher, ein stilles, gemüthliches Leben. Seine Schwester leitete die Wirthschaft und besorgte liebevoll die Pflege des Knaben. Wie es bei Brüdern Gelehrter so oft vorkommt, dilettirte auch Meyern's Erzieher in der Naturkunde, und machte mit seinem Zögling öftere naturhistorische Ausflüge in's benachbarte Fichtelgebirge. Ein doppelter Gewinn erwuchs hieraus für diesen. Sein erster Unterricht war die Natur, und zwar unmittelbar durch die frischen Eindrücke der Sinne, — die unstreitig glücklichste Grundlage für alle menschliche Bildung; auch hielt das Studium der Naturwissenschaften Meyern's späterer philosophisch-geschichtlicher Lieblingsrichtung ein segenreiches Gleichgewicht. Zugleich aber wurde hier mit seinem Kopfe sein Gemüth gebildet; in späten Jahren noch dachte er gerührt dieser frühesten, und auch dadurch entstand ein schönes Gleichgewicht, als bittere Enttäuschungen die Erkenntniß auf Kosten des Gefühls zu reifen drohten. Ja, wer sich geübt hat, menschliche Eigenheiten zu beobachten und zu erklären, wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß das scheinbar Harte und Ueberstrenge in Meyern's Charakter eigentlich nur eine verhüllte und unterdrückte

Weichheit war, wodurch der Ernst, weil er das Werk der Selbstüberwindung ist, nur noch ein rührenderes Colorit erhält. Sein Vater scheint andere Ansichten gehabt zu haben. Der Knabe machte ihm zu wenig äußerlich ersichtbare Fortschritte, und öftere Mahn- und Strafbriefe drückten sein Mißfallen aus. Meyern schrieb den Eindrücken derselben seine spätere Lauigkeit gegen alles Correspondiren zu. Es mochte sich wohl übrigens manches Träumerische und Jugendlich-Poetische in die realistischen Studien gemischt haben; denn wir erfahren, daß die „Insel Felsenburg" damals sein Lieblingsbuch gewesen sei. Es möchte viel zu seinem Durst nach Reisen und Abenteuern beigetragen haben, der sich dann in eine practische Bewegung verwandelte. In Altorf (wohl auch in Erlangen) studierte Meyern die Rechte, und nebenbei mit eigener Intention Mathematik, Sprachen, Geographie, Geschichte. Die große Capacität seines geistigen Vermögens, wie sein eben erwähnter Hang, spiegeln sich in diesen Studien. Mancherlei Pläne beschäftigten die hoffnungsreiche, aber schon der wirklichen Welt zugewendete Fantasie. Erst wünschte er in englische Seedienste zu treten, und scheint in diesen Absichten England und Schottland durchreist zu haben; allein er fand als Ausländer zu viele Schwierigkeiten, und behielt nur, als Andenken an jene Zeit, eine stete Vorliebe für das Leben zur See, das Schiffs- und Matrosenwesen bei; die sich übrigens auch an sich, aus seiner Denkart erklären läßt. Denn Meyern hielt nichts für so achtungswürdig, als die Bethätigung männlicher Kraft und Geistesgegenwart im entscheidenden Momente, — das, was

den Menschen nicht in dem, was er hat oder weiß, sondern in dem was er ist, bewährt; und man kann wohl sagen, daß es, in unsern jetzigen Verhältnissen, nicht leicht einen Zustand gibt, in welchem sich der Werth der Persönlichkeit auf eine so entschiedene Weise zeigen kann, als der des Seedienstes. Dann nährte Meyern wieder den Plan, sich jenseits des atlantischen Oceans eine neue, kleine Welt zu gründen und zu bilden; doch alle diese Träume schwanden, und — machten nicht, wie bei so vielen Söhnen unserer thatenlosen Zeit, einem blasirten Müssiggange, oder — was dasselbe ist — einer nichtssagenden Schriftstellerei, sondern einer eingreifenden Thätigkeit Platz. Der große Revolutionskrieg brach aus, und Meyern trat bei der österreichischen Artillerie in Dienste. Hier setzte er, in dienstfreien Stunden, mit rastlosem Fleiße seine Studien fort, und hier war es, wo er jenes Werk concipirte, welches, aus dem Herzen jener Zeit entsprungen, auch das Herz jener Zeit getroffen hat. Die erste Auflage von „Dya-Na-Sore" erschien in Wien in den Jahren 1787 bis 1791, die zweite eben daselbst im Jahr 1800; beide ohne Namen des Verfassers, dem es um Wirkung, nicht um Ruhm zu thun war. Erstere ward in vollem Maße erreicht, und ein norddeutscher Gelehrter stellte die Bibel, Homer und „Dya-Na-Sore" an die Spitze aller Bücher. So viel ist gewiß, daß Gefühle und Erkenntnisse, die jetzt das jüngere Geschlecht gleichsam mit der Muttermilch einzusaugen glaubt, aus Quellen entsprangen, welche theils Dunkel deckt, theils wenigstens die nicht immer dankbare Nachwelt manchmal zu nennen

vergißt. Unter solche Quellen gehören die Schriften Lessing's, Herder's und — „Dya-Na-Sore.“ Doch die Zeit hat über dieses Werk gerichtet, und ich habe hier nur Thatsachen mitzutheilen. Nur Eins sei einzuschalten erlaubt. Die Bemerkung des Verfassers des in unserm Vorworte erwähnten Artikels (Zeitg. f. d. el. Welt), daß in manchen Stücken die ältere Bearbeitung vor der spätern den Vorzug verdiene, ist sehr begründet.* Jene hat

*) Aus diesem Vorwort, im Ganzen nicht mehr zur Mittheilung geeignet, verdient nachstehende Charakteristik der Meyernschen Bestrebungen erhalten zu werden: Alles, was wir hier mittheilen, stellt im Grunde nur Vorarbeiten zu dem Einen großen Werke vor, dessen Plan Meyern zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, und wozu auch „Dya-Na-Sore“ nichts als ein einladendes Präludium sein sollte. So bezog sich auch alles eben Erwähnte, von uns Ausgeschiedene, zu welchem Fache es auch gehöre, zuletzt doch nur auf jenen Hauptgedanken. Das Ganze, das er sich dachte, sollte nicht weniger als alle menschlichen Intereßen, in ihrem Bezuge auf das Total-Interesse der Menschheit, umfassen. Er stellte sich, ein ideeller Solon, in die Mitte einer ideellen, auf ethisches Fundament gebauten Gesetzgebung; Stein für Stein sollte einzeln behauen, dabei das Verhältniß zum Ganzen festgehalten, und so dem „Einen, was Noth thut,“ ein Tempel gebaut werden, der wenigstens auf minder hypothetischen Säulen ruhen sollte, als Bacon's atlantische Sonnenstadt. Noch nie hat ein Schriftsteller einen kühnern Gedanken gehabt und beinahe ausgeführt, als dieser. Was wären alle Encyklopädien gegen einen solchen Organismus, von der höchsten menschlichen Idee beseelt? Allein eine solche Arbeit kann nie die eines Einzelnen sein; sie ist das

die Ursprünglichkeit und den Fluß einer ersten Conception; als sich dann Meyern immer enger in das System sei-

Ergebniß der sich fortbildenden Menschheit. — und wer wagt es zu bestimmen, wann selbst diese reif genug sein wird, sie iu ihr Bewußtsein aufzunehmen? Doch was wir hier mittheilen, reicht hin, den Begriff des Ganzen festzustellen und Versuche der Ausführung anzudeuten. Es bietet eine reiche Fülle prägnanter Gedanken und anregender Winke, die den Blick jedes Lesers, dem diese Interessen wichtig sind, in alle Regionen menschlicher Bildungs- und Lebenspfade lenken und erhellen. So sind diese Blätter zugleich rhapsodisch und abgeschlossen; jenes der Form, dieses dem Geiste nach, indem sie sich alle auf Verwirklichung des Gesellschaftsideals beziehen, die sich ihr Verfasser als idealen politischen Haushalt: „Staatsökonomie" dachte, in so fern Oekonomie die Lehre von dem rechten Verhältnisse und Gebrauche der Mittel zu den Zwecken bedeutet. Es sind also eigentlich Pläne, gebaut auf eine Voraussetzung, für welche die Welt erst reifen muß, und man darf Meyern wie es Goethe und Wilh. Schütz sagten, unter die „Vorgreifenden" zählen. Ein solches Vermächtniß aber, unter den Wirren der Gegenwart wie eine Hieroglyphe, der Zeit zu erhalten, für die es, seinem Wesen nach, bestimmt ist, erschien mir ein Verdienst, wie eine Pflicht. Ich übernahm sie mit dem Gefühle, das uns am Grabe eines Bruders bewegt, der sich auch an den Räthseln der sittlichen Welt müde gerungen, und, in das Geheimniß der höhern Menschheit durch Denken und Handeln eingeweiht, sein Wort der Lösung mit hinüber nahm. Diese Blätter sind „sibyllinische" Blätter. Ihr Verfasser fragt mehr, als er setzt. Er denkt sich einen Leser, dessen Herzen dieselben Fragen heilig sind, wie dem seinen, der sich, lesend, mit ihm in einen geistigen Verkehr, in ein Gespräch der Seelen einläßt.

nes Denkens einwebte, und das poetische Element immer mehr verließ, ja fast geringschätzte, ward die Ueberarbeitung knapper, schärfer, resultat-artiger — aber auch kälter. Zur ersten Lectüre ist die erste Auflage anzurathen; wer sie aber schon gelesen, oder in Meyern's Gedankengang sonst schon eingeführt ist, wird die letzte vorziehen. Hiezu kommt, daß, wie wir später erfuhren, die Gestalt (wenn man eine fast formlose Erscheinungsweise so nennen darf) des Werkes eigentlich Meyern gar nicht angehörte. Ein Freund hatte es aus einzelnen, von Meyern angeschriebenen Blättern und Papierschnitzeln zusammengestellt. Hieraus erklärt sich so manches Eigene, Ungleiche des Buches; hieraus das noch Schroffere der spätern Ueberarbeitung.

So viel von der Geschichte eines denkwürdigen Buches.

Meyern's lang gehegte Reisepläne fanden endlich auch ihre Verwirklichung. Zwei junge Männer, die er durch edle Begeisterung sich gewann (eine Wirkung, die er, wie man aus allen brieflichen und persönlichen Nachrichten über ihn entnimmt, durch Kraft der Gesinnung und Persönlichkeit sehr oft und in hohem Grade ausübte), schlossen sich ihm zu einer Reise in die classischen Gegenden des Alterthums an. Er quittirte als Lieutenant, und es ging zuvörderst nach Italien. Hier galt es vor allem den Denkmalen der antiken Kunst, die in seinem für alles Große empfänglichen Sinne eine würdige Stätte fanden. Viele glauben, daß Kunstsinn und Wärme für die Interessen des Staatslebens sich nicht gut zusammen vertragen. Sie mögen diese seltsame Meinung wohl aus Goethe's

Kunststudien während der bewegtesten Kriegsepoche, worüber noch Manches zu sagen wäre, abstrahirt haben. An Meyern's Beispiele können sie dieselbe berichtigen, wenn ihnen die Griechen nicht Beispiels genug sind. Er verachtete den Luxus, aber er war ein enthusiastischer Verehrer und Kenner der Kunst des Alterthums, wovon sich auch in diesen Bänden Beweise herausstellen werden. Er liebte das Schöne, wie er das Wahre suchte und das Gute wollte, — indem er alle drei Manifestationen des Einen Göttlichen auf ihre vollendete Ausbildung in seinem idealen Staate bezog. Es finden sich mancherlei Zeichnungen nach griechischen Landschaften, meist eines wild-erhabenen Charakters, Architecturen mit Angabe der Maße, Arabesken u. dgl., die alle, ohne eigentlich artistischen Werth, eine geübte Hand zeigen, in seinen Papieren. Doch vergaß er seines rauheren Berufes nicht. Schlachtfelder wurden besucht, Völkerzustände beobachtet, Natur und Menschen studirt. Sieben Monate blieb er in Sicilien; dann ging es über Griechenland nach Konstantinopel und Kleinasien, an dessen Küsten er länger verweilte. Ungarn und Polen wurden gleichfalls durchreist. Seine nachfolgenden Briefe theilen hierüber manche Ergebnisse mit. In Konstantinopel scheint er sich gefallen zu haben; er brachte längere Zeit dort zu, und sein Urtheil über den Orient wich sehr von dem alltäglichen ab, und bewährte seine Fähigkeit, auf das Innere und Wesentliche auch sehr fremdartiger Zustände einzugehen, gegen welche er, seinen Lieblingsideen nach, ein ungünstiges Vorurtheil hegen mußte. Ich weiß nicht, wann es war, daß der Fürst Ypsilanti durch

ihn seine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erst geschaffen werden sollte, gegen den Pasman Oglu führen lassen wollte. Es traten aber wieder friedliche Verhältnisse ein. In Rom und Sicilien gewährte ihm die österreichische Gesandtschaft Schutz und Vortheile. Er faßte den Gedanken, eine zahlreiche Kolonie emsiger deutscher Landleute nach Sicilien zu führen, um dort der Uebervölkerung, hier dem Mangel an Arbeitenden abzuhelfen. Aber der Gedanke konnte nicht verwirklicht werden. In Verona lernte er im Vorsteher des Pesthospitals einen Mann kennen, der ihm Ehrfurcht einflößte. Dieser achzigjährige Greis, schön, kräftig und mild, war als junger Kaufmann in Smyrna von der Pest ergriffen worden, und hatte gelobt, wenn er genese, sein ganzes übriges Leben der Pflege von Pestkranken zu widmen. Er genas, und war, erst als Wärter, dann, vierzig Jahre lang, als Vorsteher, im Hospitale der Pestkranken. Ein vielseitig gebildeter Mann, lebte er hier ganz diesem Gelübde, oft Monate lang von allem Umgang, außer mit Pestkranken, getrennt, so daß er mit Andern nur vom Balcon herab das Nöthigste sprach. „Wie klein fühlte ich mich gegen diesen Mann!" sagte Meyern — und war es nicht, indem er es sagte. Während des französischen Krieges hatte er einen Entwurf zur Landesbewaffnung ausgearbeitet, und persönlich dem Kaiser überreicht. Er wurde in einer verhängnißvollen Epoche zu Rathe gezogen und mit einigen Modificationen in's Leben geführt. Meyern trat nun wieder als Hauptmann in die Dienste der österreichischen Artillerie, und war vom Jahr 1809 bis 1812 bei Organisirung und Leitung der

Landwehr und des Landsturms thätig. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens. „Ich habe" — sagte er mit Ironie im hohen Alter — „nur eilf Monate gelebt!" Das Jahr darauf ward er zum Generalstab versetzt, und half am Rhein das Volk bewaffnen. Er war vielleicht nicht ganz gerecht gegen das Schicksal; denn, so weit es die Zustände unseres Zeitalters erlauben, hat es ihm doch Raum für jede seiner Thätigkeitsrichtungen bereitet. So war es eine schöne Fügung, daß er, als Krieger und Kunstfreund zugleich, ein Geschäft des Krieges und Friedens vollenden half, als er im Jahre 1815, an Canova's Seite, die Rücklieferung der italienischen Kunstwerke aus Paris in ihre alten Heimatstätten besorgte. Es war nicht sein Name, es war die That, was er in Anschlag brachte; und so wurden ihm die wichtigsten, zumal militärischen Angelegenheiten übertragen; Vieles geschah und der Urheber ward nicht genannt. In Wien wirkte er, an der Seite des geistvollen Generals Grafen von Radetzky, für militärische Bildung und Gesetzgebung. Er gab vor der Schlacht bei Wagram eine Zeichnung ein, wie, vermittelst einiger Balken, jeder Donaukahn zum Kanonirboot umgewandelt werden konnte; eine Einrichtung, die er vom englischen Seewesen her kannte und mit einigen alten Schiffern völlig in's Werk zu setzen schon verabredet hatte. Er gab eine Art von Telegraphen für die Linie unserer Armee an; und war so in jenen heißen Tagen mit Rath und That überall bei der Hand. Sein letzter Aufenthalt im Auslande war mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz in Spanien, und so hatte er nun Europa in

jeder Richtung gesehen, durchforscht. Im Jahre 1820 sah man ihn wieder in der Umgebung des Fürsten Schwarzenberg, der ihn sehr hochschätzte. Er begleitete den ruhmbedeckten Feldherrn nach Leipzig, blieb bei ihm bis zu dessen Tode, und führte die Leiche nach Prag. Er soll dann seinen Abschied mit einer mäßigen Pension erhalten haben. Zugleich fallirte in Wien ein Haus, bei dem er sein kleines Vermögen niedergelegt hatte. Meyern würde nun dem kleinlichsten aller Verhängnisse, im Greisenalter um Besitz ringen zu müssen, verfallen sein, — da stand die Achtung, die ihm sein Leben erworben, für ihn ein. General Langenau, Präsident der Militärcommission bei der Bundesversammlung in Frankfurt, kannte und ehrte den charaktervollen Sonderling, bewirkte seine Anstellung bei dieser Commission, — und Meyern's Lebensrest war geborgen. Er weihte ihn der Freundschaft und stillen Beschäftigungen mit den mannigfachen Stoffen, die sein reiches Leben in einer so langen Reihe von Jahren gesammelt hatte. Ungeschwächt bewahrte er sein merkwürdiges Gedächtniß, seine scharfe Denkkraft, sein gläubiges Wollen. So wirkte er bis an's Ende, wenn nicht mehr durch Thaten, noch immer durch sein Wesen. Im Mai des Jahres 1829 meldeten die Zeitungen, am 13. desselben Monats sei zu Frankfurt am Main der österreichische Hauptmann Meyern, Verfasser von Dya-Na-Sore, im achtundsechzigsten Lebensjahre gestorben. Sein Tod war leicht, sein Geist blieb hell und bewußt bis an's Ende. Seine Leiche ist nach Mainz gebracht, und dort von seinen Waffenbrüdern zur Erde bestattet worden. So weit

reichen unsere Nachrichten. Es ist hinlänglich, um seine Schriften zu erklären und aus ihnen erklärt zu werden.

Sprechender als Begebenheiten, die doch nicht von uns abhängen, und welche die Ferne von Zeit und Raum nur zu oft auf's trüglichste verschiebt, schließt uns den Kern bedeutender Menschen — ihre Persönlichkeit auf, von der man nicht glaube, daß sie blos Schale sei. Alle, die ihn kannten, stimmen darin überein, daß Meyern's Erscheinung auf eine ganz eigenthümliche Weise imponirte. Eine selbst im hohen Alter noch gerade, militärische, fast heroische, Haltung, zurückgeworfener Kopf, freie, ernste Stirne, scharfer, sinnender Blick, sorgloser, aber nicht, wie hie und da übertrieben wurde, cynischer Anzug, ein Gespräch voll Leben, Geist und Feuer, das stets in das innere Wesen der Gegenstände griff, und sich in originellen Wendungen gefiel, dem der erworbene Schatz des Wissens immer gleich zu Gebote stand, ein mildes und doch treffendes Urtheil, ein schlichtes, die äußerlichen Dinge mit freundlicher Nachlässigkeit abfertigendes Betragen, — alles dies, verglichen mit den Zügen seines Gesichts und den feinen, sichern, eigenthümlichen und immer gleichen seiner Handschrift, ergänzt völlig und übereinstimmend das Bild, das man sich aus dem folgerichtigen Geiste und der kühnen und knappen Darstellung seiner Werke zu erschaffen geneigt ist. Auch Lectüre und Auszüge charakterisiren den strebenden Menschen, in welchem Alles zur Bildung seines eigensten Wesens krystallisirt. Meyern las mit der Feder in der Hand. Es finden sich Auszüge aus dem merkwürdigen Buche Maximum s. Archimetria (das auch den verwandten

Herder — s. dessen Nachl. hist. Schrift S. 420 — lebhaft aussprach und den Prof. Thorild zum Verfasser hatte), — Andeutungen und Randglossen aus und zu: Klinger's Gedanken über Welt und Literatur, Arndt's und Krause's Schriften, Humboldt's, Franklin's, Turner's Reisen, Sismondi's, Smith's, Say's, Malthu's, Buchanan's staatswirthschaftlichen Werken. Französische und englische Autoren. Prachtwerke über Kunst, scheint er sehr geliebt zu haben. Dagegen deuten Skizzen der Chronologie, der Kirchengeschichte und der Geschichte des Feudalismus, englische Notizen über den Bau der Kamine, ein Firnißrecept, Einiges über Krystallformen, über Forschung der keltischen Sprache und über Forstverwaltung, auf die praktische Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen und seines Antheils. Ehe ich das Resultat aller dieser Details ausspreche, sei es mir erlaubt, auszugsweise noch zwei Schilderungen von fremder, aber zuverläßiger Hand aufzunehmen, die sehr gut zusammenstimmen, — vorher aber noch eine Bemerkung einzuschalten. Es ist ein kleinlicher Irrthum, wenn Biographen meist glauben, sie müßten, um für unparteiisch und einsichtig zu gelten, von ihrem Helden immer auch die sogenannte Schattenseite bezeichnen. Einseitig sind wir Alle — weil wir Individuen sind; und wer fähig ist, ein Individuelles rein aufzufassen — wozu nur die Liebe fähig macht — der begreift, daß es hier verneinen mußte, um dort bejahen, um schaffen zu können; daß gewisse — soll man es Mängel nennen? — zu gewissen Vorzügen unentbehrlich sind. Mag ich immerhin mit Jemanden nicht übereinstimmen! wenn er nur mit sich selbst übereinstimmt,

mit seinem löblichen Zwecke übereinstimmt, so kann er meiner Achtung gewiß sein. Soll ein großer General sich vorzüglich durch Friedensliebe auszeichnen? ein Priester oder Arzt durch Bravour? Hier sind wir bei Meyern. Sein mehr rhapsodisches als schulgerechtes (obwohl organisch verbundenes) Denken, welches gleichsam bei jedem Gegenstande von vorne anfing, und ihn sofort auf die Idee, welcher Meyern sein Leben weihte, bezog; sein eben so naives Produciren, wodurch weder ein poetisches noch ein wissenschaftliches Ganzes, sondern immer nur Etwas zwischen Beiden zu Stande kam; seine, vielleicht zu weit getriebene Verachtung des Luxus und der feinern Sinnlichkeit, die, so wie die Mode, Producte einer halben und Ressorts zu einer völligen Cultur sind; sein gewiß zu weit getriebener Enthusiasmus für den Krieg, als ein negativ Gutes; seine manchmal fast komische, sich unnöthig erhitzende, Polemik gegen das Weibliche, — alle diese Knoten können aus dem Ganzen seines Wesens und seiner Zeit vollkommen gelöst werden.

Die erste der erwähnten Schilderungen rührt von dem Mittheiler der unten folgenden Briefe aus Ungarn her. Er lernte Meyern im Jahre 1803 in Wien kennen. „Stets“ — sagt er — „mit gelassenem Blicke über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens hingleitend, sich selbst in seltener Anspruchslosigkeit der Letzte, überkam Meyern ein schöner, männlicher Eifer, wenn es seinem Volke galt. Mit breiter, offener Brust, die er auch an den englischen Matrosen, denen er überhaupt gewogen war, vorzüglich lobte, stand er da, ein mittlerer Vierziger, wie der kühnste Jüng-

ling. Mit durchdringendem Scharfblick für politische und militärische Konjunkturen begabt, der so manchen schlimmen Ausgang herannahen sah, und ihn nicht abwenden konnte, hatte seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft Etwas vom Geschicke der Kassandra. In seinen Bedürfnissen höchst beschränkt, begnügte er sich meist mit Einem Gericht, am liebsten von Reis, und einem Trunk Wasser. Es war bei solchen Eigenheiten begreiflich, daß, als er, nach langem Widerstreben, mit dem Sohne des berühmten Arztes Stoll, eine Reise unternahm, beide nicht länger als bis Salzburg bei einander aushielten." — Die zweite Schilderung rührt aus späterer Zeit (im Jahr 1811) von einem Offizier her, der sie dem oft besprochenen Grafen v. Schlaberndorf sandte. Dieser letztere und Meyern lernten sich nachher in Paris kennen, ohne sich besonders anzuziehen. „Ich machte" — schrieb der Offizier — „Meyern's Bekanntschaft vorigen Winter in Prag; und es traf sich, daß er einige Monate lang mit mir dasselbe Zimmer bewohnte. Von seinen frühern Verhältnissen habe ich nur wenig, durch ihn selbst beinahe nichts erfahren, weil seine Persönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat. Dazu stimmte auch sein äußeres Leben, das, nach Selbstwahl, in jeder Art enthaltsam, streng und hart ist; er bedarf wenig Schlafes, geringer Kost; seine Kleidung zeigt, daß er ihrer zu keinem Scheine braucht. Beschwerden, Arbeiten und Gefahren scheut er nicht und ist vertraut damit. Durch ihn hätte ich auch nie etwas von seinem Buche „Dya-Na-Sore" erfahren; er betrachtete sich davon wie abgelöst, und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine

strenge Rechtschaffenheit, seine thätige Menschenfreundlichkeit, seine Kenntnisse und Talente, sein Schweigen, wo Reden unnütz gewesen wäre, seine Anspruchlosigkeit gerade in den Dingen, wodurch Menschen gewöhnlich am meisten beleidigt werden, haben ihn seit langer Zeit den Großen angenehm gemacht. Ich kann nicht sagen, mit welcher innern Freude ich ihm zuhörte, wenn er Abends mir von seinen weiten Reisen erzählte! Die Kriegskunst versteht er in allen ihren Zweigen. Was den Staat angeht, Gesellschaft, Landwirthschaft, Handel, Finanzen, Alles hat er mit tiefem Sinne durchdacht. Meist in katholischer Umgebung, ist er strenger Protestant. Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das in vergeblichem Wissen und Bemühen sich hinschleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, so oft nur der geringste Keim des Bessern sich leise regt! Was wir sehen, sind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu schließen. Die Geschichte rauscht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen diese Zeit durchleuchtete.“ — Wir hoffen, daß unser Vaterland diese Klage nicht verdienen wird, und legen ihm das Andenken an einen seiner besten Söhne in diesen Blättern an's Herz.

Hier scheint der Ort, auch noch der unausgeführten Entwürfe zu gedenken, die sein Nachlaß uns aufbewahrt hat. Was die Correspondenz betrifft, so bestätigt sich aus ihr der erwähnte Verkehr mit hochgestellten und einflußreichen Personen. Die Briefe an ihn bieten aber für die Oeffentlichkeit kein nützliches Interesse. Man ist überhaupt in neuester Zeit in Mittheilung solcher Dokumente offenbar

zu weit gegangen; es entsteht der Verdacht, daß man mehr der Neugierde, als dem Verständnisse, dienen wolle, — und wir wollen diesen Verdacht nicht auf uns laden. Von Schriftstellern, die an Meyern schrieben, ist der einzige Matthisson zu nennen. Auch sein Brief ist persönlich; er handelt von einer silbernen Schnalle, die Meyern im Gasthofe verlor. Nun zu Meyern's Entwürfen. Der ausgeführteste, welcher im Zusammenhange mit den großen staatsökonomischen Arbeiten aufzufassen wäre, ist überschrieben: „Summe meiner Ansichten über die mehrfach zusammenwirkenden Ursachen des Creditverfalls.“ Er ist aphoristisch, sehr tiefgehend, und entwickelt den Begriff „Geld“, die Folgen der schwankenden Giltigkeit dieses Mittels, die Grundlagen des Credits, die Wege ihm aufzuhelfen, ein in sich geschlossenes Brouillon zu einem Creditsysteme fester Selbstständigkeit. Die Frage: „ob denn Papier nicht — außer allem Vergleich mit Metallgeld, wodurch es von Abwerth zu Abwerth sank, — durch sich selbst, im Vereine mit andern Werthen, zu einer Gewährleistung seiner selbst gelangen könne? bildet den Ausgangspunkt zu detaillirt durchgeführten Vorschlägen, wobei freilich zuletzt auch ein moralischer Faktor mit in den Calcül gezogen werden muß. Dieser Aufsatz war, wie es scheint, vom Verfasser selbst für den Druck bestimmt; denn auf einer Art von Umschlag finden sich, von Meyern's Hand, die Worte:

„Diese Aphorismen sind entstanden lange, ehe man deren wirkliche Erfüllung hoffen konnte.

„Als einzelne Bruchstücke eines größern Ganzen wage ich sie jetzt nur in so weit vorzulegen, als sie erweisen,

daß dieselben Ideen schon von Mehreren besprochen und erwogen worden sind, und in wie ferne der, welcher so denkt, vielleicht noch nützlich werden kann, gegen manche zu erwartende Irrung der öffentlichen Meinung oder der einzelnen Absicht, welche der Ausführung eines so wohlthätigen Planes noch entgegenwirken dürften.

„Jedes Staatsunternehmen, vorzüglich in Geldsachen, gründet sich außer der Redlichkeit und dem Scharfblick der Regierung, auch noch zuvörderst . . . auf die Fähigkeit der Nation dieses Innere der Regierung anzuerkennen . . . und den redlichen und verständigen Sinn Aller, sich selbst unter einander zu vertrauen und der wahren Fortdauer des Ganzen einen Rang über jeden einzelnen Vortheil einzugestehen.

„Nur wo alle diese Dinge vereint sind, kann eine wahre und große Wirksamkeit entstehen.

„Es wird daher eine fortgesetzte, stufenweise Einwirkung auf den Geist der Nation nie unnütz sein bei den vielfachen Stufen von Erkenntnißfähigkeit und vereinzelten Ansichten, welche sich in ihr mit jeder öffentlichen Anstalt durchkreuzen. Bei dem Kampfe einer Festhaltung der alten Nominalpreise gegen den neuen Realwerth; weil vor Allem und schwer zu vermeiden ist, daß wir nicht plötzlich aus dem wohlfeilsten Lande zum theuersten werden.

„Endlich damit so manche Vortheile, welche aus dem Abwerth der Papiere sich entwickeln, nicht verloren gehen."

Daß hier nicht der Ort ist, diesen Entwurf in seiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. — Ein zweiter Entwurf war der zu einer

„Geschichte des Jahres 1797." Zu diesem, dessen Nichtausführung oder Verlust wohl am meisten zu bedauern ist, findet sich ein Vorbericht, mit der Aufschrift: „Gesichtspunkt der Bearbeitung." Dieses Vorwort scheint mir zu anziehend, um es unsern Lesern vorzuenthalten. Hier ist es.

„Actenstücke waren meine Quellen *). Sicherstellung der Thatsachen war mein erster Zweck.

„Den Geist, aus welchem, was geschah, geschehen mußte, wünschte ich durchscheinen zu lassen.

„Aktenstücke sind Werke der Nothwendigkeit; sie tragen die Beschränkung, unter welchen die Form der Geschäfte, die Erfordernisse des Tages sie veranlassen. Sie sind Ausflüsse der Individualität, welche in ihnen nach ihren Absichten sich ausspricht. . . . Verständigungen, Rechtfertigungen 2c. entstanden, wie der Augenblick für den Augenblick sie fordert. Aber eben dadurch sind sie auch keine, auf reinhistorisches Erforderniß, auf einer entfernten Zeit historische Fragen — in ihrer Entstehung berechneten Stücke.

„Starr und abgerissen stehen sie meist. Sie verknüpfen sich selten; sie erklären sich selten; sie lassen sich aufnehmen in ein Ganzes; aber sie führen auf keines; sie sind mehr an sich; aber darum führen sie nicht auf Wahrheit der Verkettung, noch zum Innersten der Ergebnisse. Sie fordern eine kritische Erwägung. Aber eine

*) Denn auch die gedruckten Werke der Zeit kann ich für nichts Anderes nehmen.

solche Erwägung fordert den Standpunkt entscheidender Uebersicht: oder sie kann nur die Lücken, welche sie bemerkt, andeuten, und sich selbst bescheiden, daß sie Stückwerk liefere.

„Sind es vollends nur die Gesellschafts-Acten des einen Theiles, so zeigen sie meistens nur zufällig die zweite, wichtige Hälfte des historischen Stoffes . . . die Schritte und Beschaffenheit des Feindes, des Landes, der allgemeinen Lage der Dinge.

„Darum wählte ich den Weg, welcher künftige Aufklärung am leichtesten in sich aufnimmt . . . um „Jeden, so viel möglich, durch sich selbst sprechen zu lassen", auch darum,

a) „weil dabei am angemessensten, viele kleine Momente sich erhalten, welche in eine Erzählung kaum zu fassen sind; welche kaum hervortreten; welche unmerklich, ohne daß man ihre einzelne Wirkung bestimmen kann, und doch so mächtig in die Ferne wirken.

b) „Weil, indem Jeder selbst spricht, seine eigenthümliche Sehart, sein Charakter, die Eindrücke seiner Lage auf ihn . . . Dinge, welche in der Wirklichkeit so viel entscheiden — anschaulicher als in der Erzählung bestehen.

c) „Weil das Gute oder das Hinderliche der Geschäftsführung, die Form der Verhältnisse, dabei am sprechendsten aufbewahrt wird.

d) „Endlich, weil die, auf diesem Wege um so sichtbarere Lückenhaftigkeit der Akten ein Anlaß werden kann . . . nachzudenken über eine verbesserte Grundlage der Quellen für künftige Feldzüge; in welchen mit bestimmter Rücksicht

auf Geschichte und Belehrung, aus unmittelbarer Ansicht und frischem Gedächtnisse,

Ereignisse nach ihrem Zusammenhang und innern Antrieben,

Gegenden nach gegenwärtiger Anschauung,

jede Sache, wie sie übereinkommend oder verfehlend, zu rechtem oder unrechtem Zeitpunkt geschah, und was von ferneher darauf einwirkte — von sorgfältiger Hand verzeichnet würden.

„Es fordert aber eine solche Verzeichnung noch keine historische Kunst, sondern nur historische Methodik und historischen Sinn, einen stets herrschenden Hinblick auf das entscheidend Historische vorzüglich des militärischen und des materiellen Stoffes der Geschichte, nämlich des Ortes und der Ortsbeschaffenheit, Lage und Gegenstände, welche den Bewegungen zu- oder entgegenstanden.

„Der Witterung und der Wege;

„Der Zeit und der Zeitdetails; weil auch Stunden für die Beurtheilung eines Vorganges entscheidend werden können.

„Der Beschaffenheit der Truppen, eigne und feindliche Truppenzahl und stetiges Ganzes ihrer Vertheilungen, ihrer Verstärkungen; nach den Verhältnissen des Landes und der Unternehmungen; der Verpflegung und innern Erhaltungsanstalten beider Theile;

„Der aus frühern Vorfällen herabströmenden Anlässe der jetzigen;

„So wie der in den Ansichten, Meinungen, Theoremen 2c. der Anführer und ihrer Rathgeber vorbereiteten

oder auf die hervorgebrachten organischen Verfassungen, Einrichtungen, Fertigkeiten und Bildungsweisen der beiden Heere gegründeten Form und Anwendung der Unternehmungen.

„Genaue und sorgfältig gesicherte, militärisch wissenschaftlich erhobene Angaben der eigenen, wie der feindlichen Stellungen und Bewegungen, als: wissenschaftlich erhellenden Gegensatz, um Glück und Unglück, Weisheit oder Nichtweisheit der eigenen und feindlichen Unternehmungen ermessen zu können.

„Es ist aber nur die ächte Wahrheit belehrend, d. h. die richtige Entwicklung jeder Sache nach den Elementen ihres Geschehens, und die feste Unabhängigkeit der Strenge auch gegen eigene Fehler.

„Für den so wichtigen Theil der feindlichen Bewegungen beschränkten sich meine Quellen auf

den Moniteur.

Campagnes de Buonaparte.

Desjardins Campagnes des Français en Italie.

Campagnes des Gaulois en Italie.

Vies des Generaux.

La Trille Considerations.

Posselt's Annalen und Taschenbuch.

Politische Journale.

„Alle enthalten beinahe nur „Worte zu jener Zeit handelnder Personen", etwas geordneter oder lockerer zusammengestellt. Auch die in den gedruckten Schriften vorfindlichen Berichte feindlicher Generale sehe ich bis jetzt nur als individuelle Actenstücke an, von denen auch das

Eingangs Gesagte gilt. Geschichtlich vollständigen Stoff jener Zeiten gibt es noch von keiner Seite. Nur wenn einst Viele, was sie gesehen und beobachtet haben, mit freier Ruhe eröffnen — wenn sie sich aufgefordert dazu sehen durch die Verhältnisse — wenn die Parteien und Ursachen der Verhüllungen wegfallen — wird ein Ganzes möglich werden.

„Ich kann alle diese genannten Werke im Grunde nur für ein Werk erklären, da sie alle nur Abschriften ein und derselben Quelle — der Berichte des Moniteurs — enthalten. Einseitige Ausflüsse des Zeitgeistes, das Treiben einer Nation, die nur sich betrachtete und nur sich selbst erheben wollte: die Stimme derer, die da glänzen oder Absichten erreichen, oder ihre Macht befestigen wollten, oder ihrer Anbeter, welche in fremdem Schimmer ihren eigenen suchten, sind eine sehr trübe, schwache Quelle der Geschichte.

„Nirgends tritt richtige Bezeichnung ihrer Feinde, historische Tendenz oder wissenschaftliche Absicht mit ein. Was Jomini, als Lehrender, sagt — ist nur allgemein oder zur Hervorhebung eines Theoremes gesprochen, nicht geschichtliches Entwickeln.

„Noch sind die Stoffe der Zeit nicht reif, nicht reich, nicht treu und nicht umfassend für ihre Geschichte. Die stille Wahrheit findet noch keinen Schutz. Die Werke der Wenigen, welche für eine ernstere Belehrung der Nachwelt sorgen, liegen verschlossen. Noch sprechen nur die Parteien, der Ton derer, welche Alles nach ihrem Gebrauche stempeln, oder welche dienen und gewinnen

wollen. Noch ist Alles viel zu sehr Stoff der Individualität und der Lebenden, nicht freigewordener, allgemeiner Stoff der Menschheit, entbunden von der Polarität vereinzelter Beziehung.

„Vor Allem aber hindern zwei Dinge, wie zu jeder Zeit, so vorzüglich in unserer, das wahre, ruhige, belehrende Hervortreten der Ergebnisse.

„Erstens sind die, welche die Dinge hervorbringen, selten geeignet oder auf dem Standpunkte historischen Sinnes; noch ist der Ton der Geschäfte dafür gestimmt. Jedes Handeln versenkt in die Gegenwart. Ihre Berichte sagen also nur mit wenigen Umrissen, was sie erreichten oder erreichen wollten, oder was für die, welche selbst im Gang der Geschäfte leben, hinreichend ist, ein Motiv ihres eigenen Mitwirkens vor Augen zu haben: nicht aber für Andere.

„Zweitens: die Macht und der Geist des Volkes, welches jetzt vom größten Einfluß ist: dessen Charakter nie und jetzt am wenigsten einem edlern historischen Sinne sich verwandt erzeigte, weil das Glück den, der in glänzenderem Erfolge sich selbst nur schmeichelt, durch Trotz und Hoffart von jedem Streben nach Wahrheit zurückzieht, die aber, welche unglücklich werden, ihren noch frischen Gram in Schweigen verhüllen. Nur wenn die ersten Eindrücke vorüber sind, wenn die Gegenwart in eine entferntere Zeit sich verwandelt, werden die, welche wahrhaft sich belehren wollen, oder welche das Unglück dazu zwingt, ernsthafter in den Ereignissen nach deren Ursachen forschen, oder die, welche frei beobachteten, den Zeitpunkt finden, wo ihre Bemerkungen sich mittheilen lassen.

„Nach den Materialien, welche mir offen standen, fixire ich den Standpunkt meiner Arbeit durch den Namen einer Chronik.

„Liegt auch auf diesem Namen eine Art Geringhaltung; so glaube ich doch, daß eine, mit historischem Streben geschriebene Chronik die brauchbarste Form für die Erweckung historischer Ansicht sei; denn die Zeitfolge allein zieht schon von Ursache auf Wirkung — eine bestimmt ersichtliche Bahn.

„Die schlichte Darlegung der Thatsachen, wobei weder die Eitelkeit, durch Stellung, Zeichnung und Farbe zu glänzen, noch die Beschäftigung eigner absichtlicher Wendungen, oder die nach eignem Meinen geordneten Verhältnisse ihr Spiel suchen, verbreitet eine ruhige, durchsichtige Helle über das Ganze, in welcher jeder Leser sich wohl befindet.

„Auch die Schwächen, die Unarten des Verfassers erscheinen in dieser einfachen Form weit warnender und klarer, als unter blendenderm, künstlicherm Anstrich.

„Also habe ich der Gestalt einer Chronik mich näher zu halten gesucht.

„Sehr militärisch belehrend konnte meine Erzählung nie werden. Es fehlen die Stoffe. Nur was Unternehmungen begründet und Erfolge entscheidet, macht, wenn es darzulegen ist, die Erzählung belehrend.

„Weniger entschied in diesem Feldzuge die militärische Kunst, als das Langversäumte, das matt Schleichende, das Verworrene der Anstalten; ich habe überall den Blick darauf zu richten gesucht: wie viel bedeutender der admini-

strative Organismus auf die Erfolge wirkte, als irgend etwas Anderes. Der Feldzug ward mehr verloren durch die, welche die Armeen aufstellten und sammelten, als die, welche sie anführten. Vieles entschied der Ton und die Stimmung der Gemüther. So umständlich auch die Actenstücke über den Tag bei Viroli sind: wer kann sich darum das plötzliche Nachlassen aller Springfedern erklären!?

„Kriegerische Ereignisse aber werden nur vollständig ermessen durch den Vergleich der physischen nnd moralischen Kräfte, der Oertlichkeiten und der Beweglichkeit, der Umstände und der Gesinnungen, der militärischen Formen und des militärischen Wissens 2c., welche beiden Theilen zu Gebot standen. Aber in dem Vergleiche des Geistes, mit welchem Regierungen und ihre Heerführer dieses Alles in frühern Anordnungen der nationellen Hilfsquellen vorzubereiten, für jetzige Erfordernisse zu benutzen wußten, in dem Vergleiche des Einflusses, mit welchem Glück oder Unglück auf die Meinung, auf das Vertrauen, auf die innere technische oder geistige Haltung der Heere wirkte — liegt der höhere, entscheidendere Stoff der Geschichte.

„Keine Gegenwart kann verstanden werden ohne das Licht, welches die Vergangenheit auf sie wirft. Keine jetzige Periode kann historisch betrachtet werden, ohne eine genaue Umfassung der beherrschenden Zeit. Gleich jeder andern Geschichte beruht die Kriegsgeschichte — für jede tiefere Durchschauung, und also auch jede tiefere Darstellung — auf zwei Elementen: a) Vergangenheit und b) Gegenwart.

a) „Vergangenheit nenne ich das, was eine

Regierung seit Jahren zu sein wußte und ihr Volk werden ließ: das, was also an Kraft der Gesinnungen, der Veranstaltungen, der Vorbereitungen und des Wissens seit Jahrhunderten sich sammelte ... die frühern Ursachen der jetzigen Wirkungen, der alte angestammte Geist, der Keim und der Charakter eines Staates: Maximen und Illusionen, welche die Meinung des Regenten von seinem Volke, des Volkes von seinem Regenten rc. entscheiden.

„Jeder Krieg ist, seinem größten Theile nach, der Erfolg eines lange vorher bestandenen Zustandes, der Probetag der Völker vor den Augen der Zeit: ein Weltgericht über die seit Jahren mit mehrerer oder minderer Weisheit gesammelten Elemente wahrhafter Kraft.

b) „Gegenwart nenne ich ... die Summe aus der Vergangenheit gesammelter Kräfte, die Masse seit Langem her bestehender Anstalten, die Art ihrer Anwendung, welche aus dem Geiste des jetzigen Geschlechtes ihre Bewegung, ihre Haltung, ihre Bahn zum wirklichen Gebrauch der jetzigen Erfordernisse empfängt, welche die Begebenheiten veranlaßt, die aus dem Kampfe mit dem Geiste eines Gegners hervorgehen mußten.

Um zu noch wahrern Ergebnissen zu gelangen, muß dies alles endlich übertragen werden auf den Charakter, auf die Verhältnisse des Heerführers in dem dreifachen Kampfe seines Amtes.

Gegen den Feind; gegen den Charakter der feindlichen Heere und Führer.

Gegen die Beschaffenheit oder das Mangelhafte seiner eigenen Werkzeuge.

Gegen den Geist derer, welchen die oberste Macht über seine Unternehmungen, oder die Vorbereitung seiner Werkzeuge, seiner Bedürfnisse ꝛc. zusteht.

Etwas Unmeßbares aber bleibt immer . . . . das Genie — die Gewalt einer Begeisterung . . . das menschlich Unvorsehbare eines plötzlichen Ereignisses.

Auf dieser steten Nebeneinanderstellung beider Staaten, beider Heere, beider Heerführer, und der Reize, welche alte Eigenschaften höher beleben oder neue entwickeln, beruht das wahrhaft Belehrende der Geschichte . . . d. h. die Erleuchtung der Ursachen des verschiedenen Erfolges beider Theile; die Erleuchtung der Kräfte, durch welche das Wissen in seiner Wirkung bedingt, das Talent entbunden oder beschränkt wird: und was als Maxime der Verbesserung sich daraus ergibt. Denn zum Bessern, d. h. zur Erkenntniß des Gebrechenden — führen soll doch jede Geschichte.

Ohne diesen ihren geistigen Stoff gibt es meines Erachtens keine durchgreifend umfassende, also wahrhaft belehrende Kriegsgeschichte. Darum sind aber auch die meisten so unbefriedigend, und können es auch nicht anders sein, weil sie in sich selbst nur auf Trümmern beruhen; weil die Wahrheit so häufig verhüllt und die vorüber fliegende Wirklichkeit von so Wenigen richtig ergriffen, dem Geschichtschreiber zu umfassender Richtigkeit aufbewahrt wird; weil im unendlichen Stoffe der Zeit das Meiste in seinem Entstehen schon dem Auge sich entzieht; weil die Meisten aus Technik und Berechnungen allein erklären wollen, was nur durch menschliche Stimmung möglich

ward und ohne den Geist der Zeiten und Regierungen sich nicht verstehen läßt. So lange wir für diesen Theil nicht reinere Stoffe und Quellen anzuwenden haben, so lange man sie nicht vorbereitet, sie verweigert oder nicht herbeiführt: werden alle Kriegsgeschichten, auch noch so wissenschaftlich gedacht, dennoch nur halb belehrend, ein nie in sich selbst geschlossenes Ganze sein.

Da ich nur eine vollkommene Darstellung, nicht bloß dessen, Was — sondern Wie es geschah (d. h. das vollständige Ganze einer Periode von Ereignissen, nach dem vollen Umfange all ihrer erkennbaren, weit oder nahe zusammenwirkenden, innersten Ursachen entwickelt), für Geschichte halte: da ich dafür keine Stoffe fand, und mir kein, das Ganze bis in seine innersten Elemente verfolgendes Urtheil beimesse: so habe ich meine Arbeit nur unter dem Gesichtspunkt einer Chronik vollbracht und stelle sie nur auf diese Linie."

So weit Meyern's Vorwort.

Zuletzt muß ich noch eines einzelnen, abgerissenen Blattes erwähnen, welches ein, freilich ganz kleines und ungenießbares Bruchstück einer Erzählung enthält, die in der Epoche Konradin's von Hohenstaufen gehandelt zu haben scheint. Ich halte es für eigene Conception, weil der zu charakteristische, aus „Dya-Na-Sore" bekannte Styl in den Landschaftsschilderungen auffällt. Es würde nur zum Belege dienen, daß Meyern doch auch den Umgang der Muse nicht ganz verschwor.

So viel von Meyern's Geschichte, Charakter, Erscheinung, Entwürfen. Ueber seine Stellung zur Literatur,

über seinen Werth als Schriftsteller weitläufig zu verhandeln, scheint mir überflüssig. Ich habe mich im Vorworte zu der neuesten Auflage von „Dya-Na-Sore" (I. S. III u. f.) darüber ausgesprochen, und will mich nicht wiederholen. Seine ältere Schrift ist bekannt; das Vaterland hat darüber geurtheilt. Die hinterlassenen liegen vor; es wird sie beurtheilen. Ueberhaupt will Meyern's Wort nicht als ein geschriebenes, sondern als ein gesprochenes aufgenommen und gerichtet sein. Und diese Ansicht von dem geistigen Verkehr durch die Presse, in so fern sich das Wort um Denken und Handeln bewegt, wird, wenn ich nicht irre, mit der fortschreitenden Zeit, sich immer klarer und allgemeiner herausstellen. Denn alles Schreiben, die dichterische Production ausgenommen (und selbst diese sollte eigentlich gesungen, erzählt oder gespielt werden!), ist eigentlich Gespräch, — lehrendes oder wechselseitiges. Möchten Schreibende wie Lesende dies bedenken!

Nun zum Schlusse das Hauptergebniß in größeren Contouren: Meyern war, — was man von so wenigen unserer Landes- und Zeitgenossen sagen kann, und was so viel sagen will — ein Selbstdenker. Er geht frisch, wie ein kräftiger Sohn der Natur, an die ewigen Probleme, welche die Geschichte, wie die Gesellschaft, durch ihre wachsenden Verwicklungen nur noch mehr verdunkelt hat; die Bildung, die er sich angeeignet, liefert ihm Waffen; aber ihr schweres Rüstzeug hindert ihn nicht im Kampfe; er verliert nicht, wie es ganze Nationen und Epochen gethan haben, über den Mitteln den Zweck aus den Augen; und wir, die wir ihn lesen, fühlen uns mehr

gestärkt, bestätigt oder angeregt, als belehrt oder unterhalten. Meyern's Schriften können eigentlich nur von Wohlwollenden verstanden werden; nicht von Solchen, die dem Verfasser, sondern von Solchen, die überhaupt wohl wollen; denn sie sprechen im Grunde mehr zum Willen, als zum Gedanken; und ich möchte in diesem Sinne die Wirkung, die sie hervorbringen, eine erbauliche nennen; sie bauen Kraft, Erkenntniß und Schönheit in uns auf. Sittlicher als Montaigne, tiefer als Labruyere, praktischer als Jacobi, schärfer und bestimmter als Herder, hat er Etwas von allen diesen, und Etwas dazu. Es ist nicht, was Meyern sagt, es ist der Geist, aus dem er es sagt, was seinen Worten ihren Werth verleiht. Dieser Geist spricht sich denn auch in der Darstellung aus; und wenn irgendwo, so gilt es von ihm: Le Style c'est l'homme. Die hingeworfene, abgebrochene Kürze, die kühnen Worterfindungen und Combinationen sind nicht, wie es flüchtig erscheinen mag, skizzenhafte Eile, sondern — wie einst Wieland's hingegossene Verse — Resultate des sorgfältigsten Kürzens und Feilens. Ein Beleg dieser Sorglichkeit ist der Aufsatz „Stammfolge der Wissenschaften," wozu sich wiederholte Concepte fanden (vom Abschnitte „Mathematik" allein vier); wir haben natürlich das Reifste gewählt.

So ragt Meyern in unsere Gegenwart herüber, wie die einfache, große Natur mit Fels und Wald in unsere, durch Villen und Gärten verkünstelten — wir sagen „verschönerten" — Landschaften. Glaube und Liebe sind ihm nicht, wie jetzt den Meisten, Treibhausgewächse einer durch

müßige Sehnsucht genährten Weichlichkeit, sondern kernhafte Früchte des sittlichen Charakters. Auf ihn, als dasjenige, wodurch alles Andere bedingt und bewerthet wird, dringt er überall; und wenn ein großer Dichter, als er von uns schied, in unserer neuen Literatur das Männliche vermißte, so können wir diese Lücke nicht besser ausfüllen, als durch Meyern, der dies Element vollkommen — Viele werden sagen: bis zum Uebermaße — repräsentirt. Seine Schriften sind von einem kundigen Beurtheiler treffend „geistige Thaten" genannt worden, und so möchte ich ihn als einen „Krieger unter den Schriftstellern" bezeichnen. Er rang mit Fichte, Pestalozzi und andern deutschen Männern einer schönern Epoche um die Palme intellectuellen Heldenthums. Das Vaterland ehrt ihre Gräber. Ihr Ringen war nicht vergebens; denn eine unberechenbare Wirkung im Reiche der Geister geht von jedem, auch dem stillsten, menschlichen Dasein aus. Warum erkennen wir die Besten so selten im Leben? „Wie Wenige wagen es, einen Andern zu verstehen; wie Wenige wagen es, sich verstehen zu machen! Wir gehen aus der Welt, ohne uns zu fassen; der schönste Theil unseres Daseins: das Anerkennen edlerer Menschheit, die freie Gerechtigkeit offener Gemüther, die Kunst, sich jeden Menschen als ein Ganzes zu denken, wird so furchtsam geübt. Nur stückweise sehen wir uns, und nur im Tode, wie in einem trüben, stillen Spiegel, wagen wir einen Blick auf die reine Lichtgestalt des Entflohenen. — Laßt dies meine Grabschrift werden." (Dya=Na=Sore: V. 296. 234.)

Wir aber wollen sie, indem wir sie setzen, als ein

Wort des Lebens aufnehmen, und die ernste Betrachtung soll uns Muth und Stärke zu frischem Wirken, — Glauben an eine Ewigkeit geben!

Die Kunstvereine.

Jetzt, wo man sich zu Allem associirt, wo der Einzelne sich nur dadurch verzinst, daß er sich der Totalsumme des Ganzen zulegt, wo durch die Uebung, zu den verschiedensten Zwecken Vereine zu bilden, das Vereinwesen in sich selbst ausgebildet worden ist, und dadurch auf die schon bestandenen Vereine ein neues Licht fördernd zurückstrahlt, — mag es denn auch an der Zeit sein, die Frage von den Kunstvereinen wieder einmal aufzunehmen. Nicht sie allseitig zu beantworten, kann hier unsere Aufgabe sein; ich setze Leser voraus, welche die bisherigen Antworten gehört haben, und begnüge mich, ohne alle concrete Anwendung, allgemeine, abgerissene, — wenn man will, einseitige — Andeutungen zu geben; mag man sie nun zur Antwort oder zur weitern Frage zählen. Wäre doch Jeder, der ein Ganzes zu integriren denkt, ehrlich bemüht, nur Eine Seite desselben ganz und deutlich zu sehen!

Was wollen Kunstvereine? oder eigentlicher: was sollen sie wollen? Den Künstler bilden? gewiß nicht. Den Künstler bilden drei Dinge: die Schule, die ihm die Grundbedingung aller Kunst, das Handwerk, überliefert, — das Leben, das ihm Stoff, Anregung und einen Raum des Wirkens gewährt, — und der eigene Genius (denn

ich sprach vom Künstler, — und wer es nicht ist, wird es ewig nicht!), der mit jenen Beiden gebahrt, und Etwas schafft, das nicht gegeben werden kann. Diese Bedingungen ersetzt kein Kunstverein. Er ist zu weit, um eine Schule, — zu eng, um ein Leben zu vertreten, — und den eigenen Genius — wer verträte den? Der Verein kann höchstens geistig auf den Künstler zurück wirken, indem er sein Bestreben an dem Bedürfen und Erkennen seiner Zeit rectificirt, kann ihm materiell nützen, indem durch vermehrten Absatz seiner Werke seine Thätigkeit unbedingt vermehrt wird. Ist er dadurch wahrhaft gefördert? Dem Künstler also nutzen Vereine nur secundär. Freilich ist auch diese secundäre Wirkung wichtig, und wir wollen später auf sie zurückkommen. Aber wem sollen sie denn eigentlich und vor Allem nützen? Ich sage: der Kunst. Der Kunst? das ist sehr abstract. Kann man sich eine Kunst ohne Künstler denken? nein, aber sehr gut sogenannte Künstler ohne Kunst! Doch, ohne Scherz in einer völlig ernsthaften Sache! Einsam und abgetrennt bleibt ewig der Künstler von seiner Mitwelt, sein Streben sinkt in sich zusammen und verglimmt traurig, wenn nichts eintritt, was ihn und die Welt, in einem gemeinsamen Bedürfnisse, vermittelt. Zwischen ihnen wird diese Vermittlung nie zu Stande kommen, oder doch nie Segen bringen; denn erniedrigt sich der Künstler dahin, seiner Welt und Zeit zu schmeicheln, so ist Er und mit ihm — ohne es zu ahnen — auch sie ruinirt. Mit der Sehnsucht nach dem Bessern ist das Gute für immer vernichtet. Ueber ihnen jedoch gibt es eine Vermittlung: die Kunst. Wenn sie Beide dahin ge-

leitet werden können, zu ihr hinaufzuseh'n, so wird dort ihre Ausübung, hier ihre Anerkennung möglich werden. Und diese Versöhnung, zum Frommen Beider, des Künstlers und des Publikums, im Leben zu vermitteln, — das scheint mir die schöne, die erreichbare Aufgabe der Kunstvereine; deßhalb ihre Aufgabe, weil sie von Einzelnen durchaus nicht zu lösen ist. Diese Vereine hätten also das herrliche Prärogativ, die Kunst selbst zu repräsentiren, — durch Bewahrung ihres Palladiums auch den Sinn für sie, bei Schaffenden und Genießenden, zu wecken, (ältere, bezopfte Zeiten hießen's „Geschmack," neuere haben mit dem Worte auch die Sache verworfen); laßt sehen, wie sie dieser Mission würdig sein können!

Für's Erste müssen sie an dem Alpha und Omega festhalten und kein Haar breit davon weichen: Die Kunst hat ihren Zweck in sich, und nicht außer sich; eben der Zweck der Kunst aber, und kein anderer, ist und bleibe auch der Zweck der Vereine. Jede äußere Rücksicht, und wäre es eine höhere, als die Kunst selbst, hindert diese an ihrer Vollendung in sich selbst. Ich sage nur, was schon oft gesagt worden ist, und was, obwohl es nie gesagt zu werden nöthig sein sollte, doch nie genug gesagt werden kann: Wer die Kunst kennen, üben und fördern will, muß sie um ihrer selbst willen kennen, üben und fördern lernen, oder sie bleibt ihm ewig stumm und todt. Religion, Moral und Staat können nur mittelbar aus der Kunst gewinnen, in so ferne sie nämlich überhaupt den Menschen bildet, erhebt, verschönert. Emollit mores, nec sinit esse feros. Wenden wir das auf die Gegenstände

dieses Aufsatzes an, so tritt uns gleich das wichtige Ergebniß entgegen: Es gibt keine patriotische Kunst, — es gibt nur vaterländische Künstler. Diese Letzteren können bei einem vaterländischen Vereine im Auge behalten werden, ohne das Phantom der erstern verkörpern zu wollen. Man weckt ihren Kunstsinn, indem man ihn, die Fesseln der Oertlichkeit und Gegenwart abstreifend, in's Weite und Große, in's menschlich Allgemeine führt. Das heißt nicht den vaterländischen Künstler fördern, wenn man ihn und seine Sphäre vor dem Fremden bevorzugt, sondern wenn man ihn, an dem Großen der Vergangenheit, über die Enge seines bisherigen Gesichtskreises erhebt. Man fördert ihn nicht, und noch weniger die Kunst, wenn man ihm durch Ankauf seine Thätigkeit überhaupt erleichtert, sondern wenn man ihn veranlaßt, das Vortreffliche, es komme, von wo es wolle, zum Muster zu nehmen und auch etwas Gutes hervorzubringen, welches dann erkannt und unterstützt werden soll. Es kommt nicht darauf an, daß man wie ein thörichter Verschwender eine Menge, die sich herandrängt, für Nichtigkeiten belohne, sondern daß man wie Papst Julius II. ein Auge habe, einen — Raphael zu erkennen. Das Publikum aber wird nicht gefördert, indem man ihm schmeichelt und es mit Modekram sättig't, sondern indem man es achtet, ihm Sinn für das Schöne zutraut, und dadurch diesen Sinn, auch wenn er nicht da wäre, erregt, — da der an das Bessere gewöhnte Blick nicht umhin kann, sich allmählich vom Gemeinen wegzuwenden, wie es ja bei den Griechen war, und in Italien fast noch ist. Das können Vereine durch

das Hervorziehen noch unbekannter Talente, durch den Ankauf und die Ausstellung bedeutenderer Kunstversuche, und besonders durch öffentliche Besprechung derselben.

Bei der Wahl der Arbeiten wäre denn besonders auf die Kunstrichtung, auf den innern Ernst des Bestrebens, zu sehen, — und hier scheint mir ein einseitiges Wort an der Zeit. Es ist allerdings wahr, daß in der Kunst nicht das Wollen, sondern das Können entscheidet, und daß das Kleine, aber in sich Vollendete, vor dem unreifen, unzulänglichen Großseinwollenden den Vorzug verdient. Aber eben so wahr ist das Gegentheil; daß das Großgedachte, wenn auch Unfertige, dem meisterhaft ausgeführten Unbedeutenden vorzuziehen ist. Wie solche Gegensätze gleich wahr sein können? Zu verschiedenen Zeiten. Man erwäge den Gang und die Zustände der Kunst reiflich, und man wird sich nicht verhehlen können, daß der zweite Fall der unserer Zeit ist. Es ist wieder wahr, daß alle Gattungen der Kunst, von der Darstellung des Weltgerichtes bis zur leblosen Arabeske, gleichmäßig Kunst sind — oder besser: daß der vollendete Meister, der im Elemente der Kunst webt und waltet, vom Gotte zum Schnörkel herab, Alles, was er berührt, in diesem Elemente zu verklären weiß; aber es ist eben so wahr, daß es doch eben Gattungen sind, von denen die eine dieser Verklärung fähiger, die andere ferner ist, also jene höher, diese niedriger genannt werden muß. So hielt man es von jeher und wird es stets so halten müssen. — Auch Blume, Landschaft, Stillleben sind dem echten Künstler Buchstaben für die Sprache seines Geistes, wodurch er zu

dem unsern sprechen kann, — und man muß beim Kunsturtheile darauf sehen, daß er auch in ihnen sich wirklich ausspricht. Aber das Antlitz und die Gestalt des seiner Zeit- und Ortsbedingung entrückten Menschen, des Heroen, des Halbgottes, des Gottes, den nur die wahre Kunst unserem Auge faßlich machen kann, wird doch, denke ich, eine andere, eine höhere Sprache geben, als Blume, Landschaft, Stillleben und die aufgeputzte Wirklichkeit? Laßt uns daher den ungeschickten, längst getadelten Ausdruck „Historienmalerei" wegwerfen, aber jeden Versuch in der höheren Kunstsphäre, wenn er nur irgend Sinn und Anlage für das Rechte und Große zeigt, wie einen Wunderkeim begrüßen und hegen! Vereine können hier viel thun, ohne auf zufällige Begünstigungen zu warten; sie können jenen Sinn nähren, und dadurch diese Begünstigung herbeiführen. Hierzu sind, außer dem erwähnten Ankauf und der Ausstellung solcher Werke, an denen sich dann das Anschauungsvermögen der Liebhaber üben kann, besonders Aufgaben, nach Umständen Prämien, wobei der Verein Gegenstände der höhern Gattung wählt, und dann die Zuerkennung oder Nichtzuerkennung des Preises durch öffentliche Kritik motivirt, ein treffliches Mittel. Man lernt dann allmälich bemerken, worauf es bei Compositionen eigentlich ankommt, und die durch Licht-Effecte, Farbenglanz oder gar Kleiderstoffe bereits blasirte Aufmerksamkeit findet neue Nahrung.

Dasselbe, was hier von den Gattungen einer Kunst angedeutet worden, gilt denn auch von den verschiedenen Kunstzweigen, von welchen namentlich dem unbestreitbar höchsten

und edelsten, der Plastik, die zur traurigen Ironie ihrer selbst zu werden droht, wieder einiger Aufschwung sehnlichst von jedem echten Kunstfreunde gewünscht wird. Ihr könnte vielleicht außer den Kunstvereinen auch ein Verein der Künstler, wie ihn Goethe („Verein Deutscher Bildhauer.“ Werke. 12 z. Ausg. 44. Bd.) vorschlug, frommen. Kunstvereine müßten besonders ihre Verzweigung mit den verschiedenen Ständen der Gesellschaft benützen, um zur künstlerischen Verzierung verschiedener Localitäten, Kirchen, Palläste, Schulen, Aemter, Plätze, Vergnügungsorte, Brunnen, u. s. w. einzuladen, dadurch die Künstler zu beschäftigen und zugleich die Kunstliebhaberei und in ihrem Gefolge allmählich den Kunstsinn zu wecken und zu verbreiten. Ueber das Reisen der jüngern Künstler, welches gut dotirte Vereine gleichfalls unterstützen können, ist manches Für und Wider gesagt worden. Unter der gehörigen Anleitung, bei passender Wahl und Ueberwachung wird das Für noch immer den Vorrang behalten. Der autochthonische Dichter, der nichts liest, und der autodidaktische Mahler, der nichts sieht, werden immer bornirt bleiben, und hätten sie die Innigkeit eines Dürer.

Eine schöne Wirksamkeit der Vereine nach Innen wäre auch die Vereinigung der Künstler und der Künste. Welche Welt eröffnet sich uns in der Aussicht, daß sie Hand in Hand, von einnander lernend, einander helfend, sich verbänden, unser Dasein wie einen schönen Tempel zu bauen und zu schmücken?

Eine andere Frucht nach Außen fiele von dem unausbleiblichen Einflusse ab, den selbst Gewerbe und Ma-

nufacturen durch einen im Ganzen geläuterten Geschmack und eine im Einzelnen gesteigerte Kunstübung erfahren würden.

Die Herausgabe einer Sammlung, so wie, etwa damit in Verbindung, einer periodischen Schrift (wie z. B. die „Annales du Musée et de l'école moderne des baux-arts" in Paris) würden die Bildung des Geschmacks im Publicum und die allgemeinere der Künstler gleichmäßig befördern helfen. Die Letztere ist wichtiger als man glaubt. Stets gab Allem, was vom Menschen sich ablöste, sein Inneres das unauslöschliche Gepräge; aber jetzt vollends kann sich die Kunst nur erhalten, wenn sie die Elemente der Bildung in sich aufnimmt und zeigt, daß vollendete Cultur ihrer nicht entbehren kann.

Ich scheine hier in allzu nebelhaften Umrissen ein Utopien in die Lüfte gezeichnet zu haben. Seien es pia desideria, wie sie jetzt so vielfach zum Vorschein kommen, — und mögen sie es immerhin noch eine Weile bleiben! ohne das Ideal kein Fortschritt, ohne Vorbild kein Streben. So viel bleibt doch gewiß, daß Vereine Viel thun können, daß sie Mittel in Händen haben, und Mittel zu Mitteln, an die kein Einzelner reichen kann; diesen entschuldigt seine Begränzung, — auf sie, die im Großen und Ganzen wirken können, hie und da schon gewirkt haben, blickt der Künstler, der echte Künstler, in dieser für ihn bedrängenden Epoche des Ueberganges mit hoffendem Vertrauen!

Aber dieß Vertrauen ruht nur auf Einer Stütze, und jenes Utopien kann nur unter Einer Bedingung wirklich werden, — wenn die Vereine und die sie Leitenden sich

zu dem uralten und ewig einzigen Kredo der wahren Kunst bekennen, und ihr Bekenntniß als Grundsatz und Richtschnur laut aussprechen und festhalten. Es heißt: „Das Fundament aller Kunst ist die Natur, ihr Gipfel das Ideal (die Bedeutung); zwischen Beiden bewegt sich bildend, unentbehrlich, das technische Bestreben.

Inhalt.

Seite



